Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO Druck und Verlag von Rudolf Troppmair **BRASILIEN**

Generalvertreter für Europa: Johannes Neide, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse 7.

Redaktion und Expedition:
Rua Libero Badaró Nr. 64—64-A. Caixa do Correio 7

Abonnementspreis: Jährlich 12$000 Ausland 20 Mark
Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Nr. 25 São Paulo, 16. Dezember 1910 VI. Jahrg.

Das geplante Patronat für Landarbeiter.

Wir haben unsere Leser bereits davon unterrichtet, daß der Staatsdeputierte Herr Dr. Raphael de Abreu Sampaio Vidal beabsichtige, der Kammer einen von ihm auf Grund langer und sorgsamer Vorstudien ausgearbeiteten Gesetzentwurf vorzulegen, der die Lage der Landarbeiter zum Gegenstande hat und ihnen besonderen gesetzlichen Schutz verleiht. Es ist also keine von vornherein der Annahme so ziemlich sichere Regierungsvorlage, um die es sich hier handelt, sondern ein der persönlichen Initiative eines Abgeordneten entsprungenes Projekt; jedoch kann man mit großer Sicherheit annehmen, daß es, wenn auch vielleicht mit manchen Abänderungen, zum Gesetz erhoben werden wird. Geschieht das, so wird der Staat S. Paulo wieder einen großen Schritt in seiner Entwicklung vorwärts getan haben. Vor allen Dingen wird das neue Gesetz den Verleumdungen den Boden entziehen, die von interessierter Seite noch immer gegen unseren Staat ausgestreut werden. Wir haben in der kurzen Notiz schon auf die Hauptpunkte des Projekts hingewiesen, halten es aber für angebracht, bei der grundlegenden Bedeutung der Sache für unser gesamtes wirtschaftliches Leben, unseren Lesern den ganzen unverkürzten Wortlaut der Vorlage mitzuteilen.

Projekt Nr. 55 vom Jahre 1910.

Schaffung eines Patronats für Landarbeiter und Organisation anderer mit der Landwirtschaft zusammenhängender Verwaltungszweige. Der Kongreß des Staates S. Paulo beschließt:

1. Kapitel.

Schaffung des Patronats. Befugnisse der Patrone.

Artikel 1. Es wird in diesem Staate ein Patronat für Landarbeiter geschaffen, mit dem ausgesprochenen Zweck, die zugunsten der Einwanderer und anderer Landarbeiter erlassenen Bundes- und Staatsgesetze wirklich zur Ausführung zu bringen.

Artikel 2. Das Patronat wird aus einem Direktor und fünf Patronen bestehen und einen Sekretär (official de expediente), 2 Gehilfen (amanuenses) und einen Amtsdiener (porteiro continuo) haben.

§ 1. Der Direktor und die Patrone müssen geprüfte Juristen sein.

§ 2. Die Gehälter des Personals, das von der Staatsregierung nach Gutdünken ernannt und entlassen wird, werden die folgenden sein:

Direktor 12 Contos, Patron 10 Contos, Sekretär 6 Contos, Gehilfe 3:600$000, Amtsdiener 3 Contos pro Jahr.

Artikel 3. Die Direktion des Patronats wird ihren Sitz in der Hauptstadt haben, der Direktor wird dem Ackerbausekretär unterstellt sein und von ihm die Befehle und Instruktionen zur zweckentsprechenden Führung seines Amtes empfangen.

Art. 4. Dem Direktor kommt es zu, alle Dienstzweige der Behörde zu überwachen, den Patronen und den Angestellten Instruktionen zu erteilen und ihnen ihren Dienst zuzuweisen.

Artikel 5. Die Befugnisse der Patrone sind:

1. Alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden, um die getreue Ausführung des Bundesdekretes Nr. 6437, vom 27. März 1907, und des Staatsgesetzes Nr. 1045, vom 10. April 1907, sowie anderer über Kolonisation und Einwanderung erlassener Verordnungen zu sichern, außerdem aber durch gütliches Zureden alle Streitigkeiten zu schlichten, die zwischen den Einwanderern und ihren Arbeitgebern entstehen könnten.

2. Vor den Gerichten erster Instanz gemäß den bestehenden Gesetzen die Klagen auf Lohnzahlung an Landarbeiter und auf die Erfüllung mit solchen abgeschlossener Verträge einzuleiten und zu vertreten.

3. Die Arbeitsbücher der Kolonisten zu visieren, sofern sie den Bestimmungen des Bundesgesetzes Nr. 6437 vom 27. März 1907 entsprechen, das heißt, ordnungsmäßig eröffnet, numeriert und abgeschlossen sind.

4. Gegen die Verführer der Kolonisten die vom Gesetz vorgesehenen Maßregeln zur Anwendung zu bringen.

5. Die Agenturen und Unteragenturen, die den Verkauf von Schiffskarten und das Geldwechselgeschäft betreiben, zu überwachen, damit die über diese Geschäftszweige geltenden Gesetzesbestimmungen zur tatsächlichen Anwendung kommen.

6. Die Klagen der Einwanderer wegen Angriffen auf Ehre, Leben oder Eigentum zur Kenntnis der zuständigen Behörde zu bringen.

7. Die Bildung von Genossenschaften unter den als Landarbeitern angestellten Einwanderern behufs Beschaffung von Arzt, Apotheke und Unterricht zu veranlassen und ihren Betrieb zu überwachen.

8. Die durch dieses Gesetz vorgesehenen Geldstrafen zu verhängen und einzutreiben.

9. Dem Direktor monatlich einen Bericht über den Gang des Dienstes einzureichen.

Artikel 6. Die Klagesachen, auf die sich der vorige Artikel (Abschnitt 2) bezieht, werden vor dem Justiztribunal (2. Instanz) vom Generalanwalt des Staates (procurador geral do Estado) vertreten. In der ersten Instanz haben die

fugnisse des amtlich bestellten Waisenvormunds (procurador geral dos orphans) keine Geltung.

Artikel 7. Ein Anrecht auf die Vergünstigungen dieses Gesetzes haben alle diejenigen Einwanderer, die ihren Arbeitskontrakt durch Vermittlung der offiziellen Agentur für Kolonisation und Arbeit abgeschlossen haben, solange sie noch nicht 5 Jahre lang im Staate ansässig sind. Dieselben Vergünstigungen werden jedoch auch denen gewährt, die seit länger als 5 Jahren im Staate ansässig sind, wenn sie nachweisen, daß sie sich in Notlage befinden.

Artikel 8. Bei den von den Patronen zugunsten der Einwanderer erhobenen Klagen werden im Falle, daß die Klage abgewiesen wird, die Gerichtskosten nur mit einem Viertel des geltenden Tarifs berechnet. Ihre Bezahlung kann nicht vor der Fällung des endgültigen Urteils gefordert werden.

Artikel 9. Der Kolonist oder Landmann, welcher der Dienste des Patrons bedarf, hat sich durch einen einfachen Brief an das Patronat für Landarbeiter in S. Paulo zu wenden.

2. Kapitel.

Landwirtschaftliche Buchführung und verwandte Bestimmungen.

Art. 10. In Erfüllung des Dekretes No. 6437 der Bundesregierung, vom 27. März 1907, welches die Ausführungsbestimmungen zu den Gesetzen No. 1050, vom 5. Januar 1904 und No. 1607, vom 29. Dezember 1906 enthält, muß jeder Gutsbesitzer in seiner landwirtschaftlichen Buchführung ein Kontokorrent führen und seinen Kolonisten Arbeitsbücher liefern, in denen die Eintragungen im Kontokorrent wiederzugeben sind. Die Seiten der Arbeitsbücher müssen durchlaufend numeriert sein, auch müssen sie eine von dem Gutsbesitzer oder seinem Bevollmächtigten unterzeichnete Erklärung (termo) über Eröffnung und Abschluß enthalten.

Einziger Paragraph. Die Arbeitsbücher werden dem Gutsbesitzer von der offiziellen Agentur für Kolonisation und Arbeit geliefert und können nur von dieser gegen andere umgetauscht werden.

Art. 11. Alle Eintragungen sind in chronologischer Folge und mit möglichster Klarheit vorzunehmen. In jedem Arbeitsbuche hat der Arbeitsgeber oder sein Bevollmächtigter monatlich einen Abschluß zu machen, aus welchem das Guthaben oder die Schuld des Kolonisten klar hervorgeht.

Art. 12. Nach den erwähnten Gesetzen muß jedes Arbeitsbuch das Dekret No. 6437 vom 27. März 1907 unverkürzt gedruckt enthalten, ebenso den Kontrakt der landwirtschaftlichen Arbeit.

Art. 13. Zum wirksamen Schutze der Einwanderer haben die Kontrakte hauptsächlich folgende Bedingungen zu enthalten:

a) Verpflichtung seitens des Arbeitsgebers, monatlich oder alle 2 Monate Zahlungen in Höhe von wenigstens ein Zwölftel oder zwei Zwölftel des Jahresverdienstes zu machen.

b) Verpflichtung, dem Einwanderer und seiner Familie ärztliche Hilfe und Heilmittel gegen einen monatlichen Beitrag von nicht über 2 Milreis für ledige Leute zu gewährleisten, zu welchem Zwecke die im Gesetz vorgesehenen Genossenschaften zu gründen sind.

c) Abschaffung der Zahlung in Gutscheinen (vales) oder in irgend einer andern Form als in barem Gelde.

d) Aufnahme der Bestimmung, daß die Geldstrafen, die stets für die möglichen Verfehlungen des Kolonisten im voraus festzusetzen sind, nicht zum Vorteil des Herren verwendet werden dürfen, sondern in die Kasse der Genossenschaft für ärztliche Hilfe, Unterricht u. s. w. fließen müssen.

e) Zusicherung vollster Freiheit an den Kolonisten, seine Erzeugnisse an Nahrungsmitteln oder Vieh wo und wem er will verkaufen zu können, jedoch soll er bei sonst gleichen Bedingungen seinem Herrn den Vorzug geben. Ebenso soll der Kolonist seine Lebensbedürfnisse einkaufen können, wo es ihm beliebt.

f) Festsetzung der Maßeinheit von 1 Alqueire für die Berechnung des Erntelohns auf 50 l reinen Kaffee.

g) Festsetzung eines bestimmten Datums, das den 30. November nicht überschreiten soll, für den Ablauf des Wirtschaftsjahres.

Art. 11. Damit ein Kolonist die Vergünstigungen dieses Gesetzes genießen könne, ist es unumgänglich, daß sein Kontrakt den in diesem Kapitel aufgestellten allgemeinen Bestimmungen entspricht.

3. Kapitel.

Gerichtsverfahren.

Artikel 15. Landarbeiter im Sinne des Gesetzes sind die Taglöhner, Kolonisten, Unternehmer, Maschinisten und andere beim landwirtschaftlichen Betrieb beschäftigten Personen.

Artikel 16. Dem Landarbeiter steht das in der Verordnung Nr. 737 vom 25. November 1850 Artikel 237 bis 245 vorgesehene summarische Verfahren (acção summaria) zu, nach welchem er alle ihm nach seinem Kontrakt geschuldeten Beträge sowie auch die Erfüllung aller Bestimmungen dieses Kontraktes einklagen kann, gleichviel, wie groß der Wert der Klagesache ist.

Artikel 17. Der Anspruch auf Lohn wird vollständig bewiesen durch das Arbeitsbuch, sofern es nach den in den Artikeln 10, 11 und 12 dieses Gesetzes aufgestellten Vorschriften geführt ist.

Artikel 18. Der Landarbeiter kann das in der angeführten Verordnung Nr. 737 vorgesehene Rechtsmittel des Einspruchs (embargo) und Sequesters (arresto) zu seiner Sicherstellung in Anspruch nehmen, auch in diesem Falle genügt zum Beweise seines Anspruchs das ordnungsmäßig geführte Arbeitsbuch.

Artikel 19. Bei der Bevorzugung und bei der Klassifizierung der Gläubiger wird der Landarbeiter stets zugelassen werden, sobald er als Rechtstitel das vorschriftsmäßig geführte Arbeitsbuch vorlegt.

Artikel 20. Wer sich wider die in den Artikeln 10, 11 und 12 aufgestellten Vorschriften vergeht (d. h. seinen Arbeitern nicht vorschriftsmäßige Arbeitsbücher führt), wird mit einer vom Patron aufzuerlegenden Geldstrafe von 500 Milreis bis 1 Conto bestraft, die im abgekürzten Verfahren (processo summarissimo) eingetrieben wird, wobei der eingelegte Rekurs nur

simo) eingetrieben wird, wobei der eingelegte Rekurs keine aufschiebende Wirkung hat.

4. Kapitel.

Landwirtschaftliche Hilfskasse zur Beschaffung von Arzt, Heilmitteln und Elementarunterricht.

Art. 21. Die Staatsregierung wird ermächtigt:

1. Landwirtschaftliche Genossenschaften, die unter der direkten Aufsicht der Patrone stehen, für die Kolonisten zu organisieren.

2. Den Elementarunterricht auf den Besitzungen und den Staatskolonien auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit zu organisieren, wobei der Staat jedoch eine Beihilfe von 12 Milreis für jeden eingetragenen Schüler leistet.

a) Der Schuldienst wird vom Sekretariat des Innern eingerichtet, welches auch die Lehrer anstellt und beaufsichtigt.

b) Geprüfte Lehrer erhalten bei der Anstellung den Vorzug, doch können auch andere angestellt werden, die sich vorher einer Prüfung unterwerfen.

c) Für diese Schulen wird das Sekretariat des Innern einen vereinfachten Unterrichtsplan aufstellen.

Art. 22. Die Regierung kann die Genossenschaftskassen aus dem eisernen Fonds für Einwanderung und Kolonisation unterstützen.

5. Kapitel.

Bestimmungen für die Agenturen und Unteragenturen der Schiffahrtsgesellschaften sowie der Geldwechslergeschäfte, soweit sie es mit den Einwanderern zu tun haben.

Artikel 23. Nur bei dem Patronat eingetragene Agenturen oder Unteragenturen der Schiffahrtsgesellschaften dürfen Schiffspassagen nach außerhalb des Staates verkaufen.

§ 1. Die Eintragung der Agenturen und Unteragenturen muß innerhalb einer Frist von 60 Tagen vom Tage der Veröffentlichung des Gesetzes an nachgesucht werden. Das Gesuch hat zu enthalten: den Namen der Gesellschaft, ihren Sitz, den Namen des Agenten im Staate S. Paulo, die Anzahl der Unteragenturen, die Orte, wo diese sich befinden, die Namen der Unteragenten, die Namen der Dampfer der Gesellschaft, die in den Häfen des Staates Passagiere aufnehmen.

§ 2. Irgendwelche Aenderung der im Gesuch abgegebenen Erklärungen muß dem Patronat binnen 2 Wochen nach ihrem Eintritt angezeigt werden.

Artikel 24. Der Preis eines Schiffsbillets nach außerhalb des Staates wird immer der gleiche sein, mag es in der Haupt- oder einer Unteragentur verkauft sein.

§ 1. Der Preis des Billets muß dem Patronat mitgeteilt werden und in den in der Presse veröffentlichten Anzeigen sowie den auf öffentlichen Plätzen und in den Geschäftsräumen der Agentur aufgehängten Plakaten angegeben sein.

§ 2. Der dem Patronat einmal mitgeteilte und veröffentlichte Preis für ein Billet kann nicht ohne eine 30 Tage vorher erfolgte Mitteilung geändert werden.

Artikel 25. Die Agenturen der Schiffahrtsgesellschaften sind verpflichtet, in den erwähnten Anzeigen und Plakaten den Tag der Abfahrt des Schiffes aus den Häfen des Staates anzugeben.

Artikel 26. In den für bezahlte Passagen ausgestellten Quittungen haben die Agenturen und Unteragenturen die Anzahl der verkauften Passagen, die Klasse, die Namen der Käufer, den Namen des Schiffes, den Preis des Billets in fremder und in hiesiger Währung sowie den Tag der Abfahrt anzugeben.

Artikel 27. Diese Quittungen können nur von den Agenten oder Unteragenten, die beim Patronat eingetragen sind, unterzeichnet werden, Passagiere, die nicht im Besitz einer solchen Quittung sind, werden an Bord nicht zugelassen werden.

Artikel 28. Im Falle, daß der in den Anzeigen und auf den Quittungen angegebene Abfahrtstag nicht eingehalten wird, sind die Gesellschaften für den Schaden verantwortlich, den die Personen etwa erleiden, an welche das Billet verkauft wurde.

Einziger Paragraph. Außer der Klage auf Schadenersatz steht dem Käufer des Billets das Recht zu, die Rückzahlung des betreffenden Betrages zu verlangen, wenn der Dampfer vor dem festgesetzten Tage abgefahren ist, oder aber Entschädigung für in Santos oder S. Paulo gehabte Hotelspesen, falls er später geht, als festgesetzt war.

Artikel 29. Die Agenturen für An- und Verkauf fremder Geldsorten sind gehalten, ihre Firma beim Patronat eintragen zu lassen, und zwar innerhalb einer Frist von 60 Tagen nach der Veröffentlichung dieses Gesetzes oder der Gründung des Geschäftes.

§ 1. Das Gesuch um Eintragung muß enthalten: den Namen der Firma, die Namen der Teilhaber, ihren Wohnort, die Höhe des Geschäftskapitales, den Ort des Geschäftslokals, Angabe der Unteragenturen oder Filialen.

§ 2. Irgendwelche Aenderungen der im vorhergehenden Artikel angegebenen Erklärungen müssen binnen 2 Wochen nach ihrem Eintreten mitgeteilt werden.

Artikel 30. Bei jedem An- oder Verkauf ausländischer Geldsorten müssen die Agenten oder Unteragenten dem Käufer oder Verkäufer eine von dem Chef der Firma oder seinem bevollmächtigten Vertreter unterzeichnete Abrechnung übergeben, die den Betrag des ge- oder verkauften fremden Geldes und den erhaltenen oder hingegebenen Betrag in hiesigem Gelde, das Datum des Tages, an dem das Geschäft abgeschlossen wurde, sowie den Namen des Käufers oder Verkäufers enthalten muß.

Artikel 31. Die Agenturen, Unteragenturen und Filialen sollen immer eine gut sichtbare Tabelle aushängen, auf denen der Wert der fremden Geldsorten in hiesigem Gelde angegeben ist und nach der die Geschäftsoperationen des Tages ausgeführt werden müssen.

Artikel 32. Die Agenturen, Unteragenturen und Filialen, auf welche sich der vorhergehende Artikel bezieht, müssen dem Patronat täglich einen nach dem in den Ausführungsbestimmungen zu diesem Gesetz vorzuschreibenden Modell ausgeführten Bericht einsenden, der einen Abriß der an dem betreffenden Tage abgeschlossenen Geschäfte enthält.

Einziger Paragraph. Die Bücher der angeführten Wechselfirmen sind den Beauftragten des Patronates jedesmal vorzulegen, wenn die Richtigkeit der im Tagesbericht gemachten Angaben nachgeprüft werden soll.

Artikel 33. Die Einwanderungsinspektion in Santos wird das Patronat in der notwendigen Ueberwachung der Geschäftshäuser unterstützen, damit die Bestimmungen des Gesetzes über die Schiffspassagen und den An- und Verkauf ausländischen Geldes zur Ausführung kommen.

Artikel 34. Diejenigen, welche die Bestimmungen dieses Gesetzes übertreten, verfallen einer Geldstrafe von 100 Milreis bis 1 Conto, wenn nicht schon eine andere festgesetzt ist, die Strafe wird jedesmal, wenn eine Uebertretung festgestellt ist, nach den Ausführungsbestimmungen zu diesem Gesetz auferlegt.

6. Kapitel.

Eiserner Fond für Einwanderung und Kolonisation.

Artikel 35. Zur Deckung der Ausgaben für die Einführung von Einwanderern nach dem Staate S. Paulo und für die in diesem Gesetze neugeschaffenen Dienstzweige wird ein eiserner Fonds für Einwanderung und Kolonisation gegründet, dem folgende Einkünfte zuzuweisen sind:

§ 1. Der Betrag von 5000 Contos, den der Staat durch eine innere Anleihe aufzunehmen bevollmächtigt wird, deren Staatspapiere je nach Bedarf auszugeben sind.

§ 2. Der Erlös aus dem Verkauf von Staatsländereien.

§ 3. Der Erlös aus den von den auf Staatskolonien ansässigen Kolonisten geleisteten Teilzahlungen.

§ 4. Der Erlös aus den Geldstrafen wegen Uebertretung dieses Gesetzes oder seiner Ausführungsbestimmungen, des Gesetzes Nr. 1045—C vom 27. Dezember 1906 und der Verordnung Nr. 734 vom 5. Januar 1900.

§ 5. Der Erlös einer Steuer von 50 Milreis jährlich, die allem Grundbesitz mit Ausnahme des städtischen auferlegt wird, insoweit er nicht in das durch das Dekret Nr. 734 vom 5. Januar 1900 geschaffene Grundbuch eingetragen ist.

§ 6. Der Erlös einer Steuer von jährlich ein Zehntel Prozent auf den Wert des Grundbesitzes, mit Ausnahme des städtischen, insoweit er bereits in das im vorhergehenden Paragraphen erwähnte Grundbuch eingetragen ist.

Artikel 36. Aus dem eisernen Fonds für Einwanderung und Kolonisation sollen die Kosten der Dienstzweige bestritten werden, von denen dieses Gesetz und das Gesetz Nr. 1045—C vom 27. Dezember 1906 handelt.

Artikel 37. Die für Rechnung des eisernen Fonds für Einwanderung und Kolonisation eingehenden Gelder sollen vom Staatsschatzamt getrennt von den übrigen im Staatshaushalt vorkommenden Einnahmen gebucht werden, dimit sie ihrer gesetzlichen Bestimmung zugeführt werden.

Artikel 38. Alle gegenteiligen Bestimmungen sind aufgehoben.

Sitzungssaal der Deputiertenkammer, am 6. Dezember 1910.

(Folgen die Unterschriften von 14 Deputierten.)

Eine Würdigung des vorstehend wiedergegebenen Entwurfs behalten wir uns noch vor. Sicher ist, daß er in den weitesten Kreisen, besonders auch in Europa, als ein Beweis für

die aufrichtig wohlmeinende Gesinnung Brasiliens, speziell S. Paulos, den fremden Einwanderern gegenüber aufgefaßt werden wird.

Leider sind durch ein Versehen in dem gestern wiedergegebenen 2. Kapitel des Entwurfs einige Worte ausgefallen. Artikel 13 b muß lauten: Verpflichtung, dem Einwanderer und seiner Familie ärztliche Hilfe und Heilmittel gegen einen monatlichen Beitrag von nicht über 5 Milreis für eine Familie und nicht über 2 Milreis für ledige Leute zu gewährleisten etc.

São Paulo.

— Mit dem Dampfer „Ancona" begibt sich heute unser Verleger, Herr Rudolph Troppmair, in geschäftlichen Angelegenheiten nach Europa. Wir wünschen Herrn Troppmair glückliche Reise und guten Erfolg.

— Maria dos Santos heißt eine junge Schwarze, die Rua Joaquim Nabuco 18 wohnt. Sie hatte sich vor einigen Monaten ganz rasend in den unwiderstehlichen Schnurrbart und die Rabenlocken eines gewissen João verliebt. Sie besuchte mit ihm die „Cinemas" in der Braz, sie ging mit ihm spazieren — kurz, sie schwamm in einem Meer von Wonne. Aber leider war das Glück von kurzer Dauer. João, der wie sein spanischer Namensvetter Don Juan, ein rechter Herzensbrecher zu sein scheint, schaffte sich noch eine zweite Flamme an. Als Maria das erfuhr, fühlte sie den Stachel der Eifersucht in ihrer Seele. Vergeblich warf sie dem Ungetreuen das Schändliche seines Betragens vor, sie erreichte mit ihren Vorwürfen nur, daß er sie zum willkommenen Vorwand eines endgültigen Bruches nahm. Sie schrieb ihm noch einige herzbrechende Briefe — nichts half. Da beschloß sie denn, aus diesem Jammertal zu scheiden. Sie füllte ein Glas mit Petroleum, schüttete eine tüchtige Portion Bleiweiß hinein und trank diese appetitliche Mischung. Als sie jedoch die Wirkung spürte, siegte die Lebenslust über den Liebesschmerz und sie schrie jämmerlich um Hilfe. Die Nachbarschaft lief zusammen, die Polizei wurde geholt und Maria bekam Gegenmittel ein. Sie befindet sich jedoch in einem ziemlich bedenklichen Zustande.

— Während der vergangenen Woche verstarben in der Hauptstadt 160 Personen, von denen 89 männlichen und 71 weiblichen Geschlechtes waren, 90 waren Kinder unter zwei Jahren. Der Nationalität nach waren es 128 Brasilianer und 32 Ausländer. In der gleichen Woche fanden 228 Geburten und 40 Eheschließungen statt.

— In der geräumigen Wartehalle des Kinematographentheaters „Radium", Rua S. Bento 59, wurde vorgestern eine Gemäldeausstellung eröffnet, wie sie S. Paulo, ja wohl ganz Brasilien, bisher noch nicht gesehen hat. Die in der hiesigen deutschen Kolonie längst bekannte Malerin Frl. Emma Voß, der, wie erinnerlich, seinerzeit auf der Ausstellung in Rio für eins ihrer Bilder eine Medaille zuerkannt wurde, hat in den letzten eineinhalb Jahren an der Münchener Akademie ihre künstlerischen Studien vollendet und ist vor kurzem nach S. Paulo zurückgekehrt. Durch die Ausstellung von 26 Oelgemälden und etwa 20 Zeichnungen hat sie nun der deutschen Kolonie in dankenswerter Weise Gelegenheit gegeben, mitten in Brasilien ein Stück echt Münchener Kunst zu genießen. Wer ihre früheren Bilder gekannt hat, sieht auf den ersten Blick, daß Fräulein Voß in ihrer Studienzeit eine völlige Wandlung durchgemacht hat und als gereifte und temperamentvolle Künstlerin der impressionistischen Schule zurückgekehrt ist. Schon ein flüchtiger Besuch der Ausstellung zeigt, daß wir es hier mit einer im besten Sinne modernen und tiefempfundenen, echt deutschen Kunst zu tun haben. Wir wünschen Frl. Voß, daß die deutsche Kolonie die seltene Gelegenheit zu würdigen wisse, diese auch technisch entschieden auf der Höhe stehende Kunst zu genießen und für verhältnismäßig geringe Preise zu erwerben; wir behalten uns vor, noch näher auf die Ausstellung zurückzukommen.

— Von der Fruchtbarkeit unseres Landes geben folgende Angaben einen Begriff. Herr Friedrich Wingers in Jacutinga pflanzte 6 Liter Weizen und erntete 390 Liter. Die Halme erreichten 1,70 m Höhe, wovon sich der Ackerbauinspektor Dr. Gustavo D'Utra selbst überzeugte. Der Weizen wurde an einem nach Nordosten gelegenen Bergabhang gepflanzt, der eine Steigung von 30 Prozent aufweist, und zwar genau so, wie man hierzulande Mais pflanzt, das heißt, mit der Hacke. Am gleichen Platze pflanzte Herr Wingers die Körner von 4 Maiskolben, und erntete 350 Liter! Man berechnet, daß ein Alqueire Aussaat eine Ernte von 283 Alqueires geben würde. Leider ist Gefahr vorhanden, daß der natürliche Reichtum der Gegend nicht recht ausgenutzt werden kann, da die Noroeste do Brazil auf einen Durchgangsverkehr mit der Sorocabana und Paulista nicht eingehen will, so daß der Produzent gezwungen ist, seine Sendungen erst nach Bauru zu schicken, und sie dann daselbst noch einmal auf der Sorocobana oder der Paulista zu verfrachten.

— Nächsten Dienstag wird sich Herr Edmund Wright, Aufsichtsbeamter der Staatsregierung bei der „S. Paulo Pure Coffee Company", nach Europa einschiffen.

— Heute wird im Hause unseres Freundes João Grass die Vermählung seiner Tochter Luise mit Herrn Herbert Schrage gefeiert. Wir entbieten den Neuvermählten, die sich demnächst nach Europa begeben werden, unseren herzlichen Glückwunsch, indem wir ihnen zugleich gute Reise wünschen.

Munizipien.

Santos. An Bord des deutschen Dampfers „Krefeld" reiste vorgestern der Zollinspektor Herr Coronel Crescentino Baptista de Carvalho nach Rio ab. Er folgt einem Rufe des Finanzministers, um mit diesem über verschiedene wichtige Verbesserungen zu beraten, die am hiesigen Zollamt notwendig sind. Das Personal soll vermehrt werden, da es an sich unzureichend und auch noch durch Abkommandierungen geschwächt ist. Das Gebäude, in dem das Zollamt funktioniert, bedarf dringend einer teilweisen Erneuerung. Am wünschenswertesten wäre die Errichtung eines ganz neuen Gebäudes, was die Dockgesellschaft vielleicht gegen gewisse von der Regierung gewährte Vergünstigungen übernehmen würde. Es wäre möglich, daß, falls die Dockgesellschaft dazu bereit ist, die Regierung das jetzige Zollamtsgebäude für die Aufnahme des Post- und Telegraphenamtes einrichten läßt. Schließlich gedenkt der Inspektor, sich bei dem Finanzminister für die Auszahlung der 35 Prozent Gehaltserhöhung zu verwenden, auf welche die Zollwächter ein Recht haben.

— Gestern empörten sich die Zwischendeckspassagiere des französischen Dampfers „Amiral Ronty", der den „Chargeurs Réunis" gehört. Der Dampfer kam vorgestern abends 6 Uhr an und mußte die Nacht über im Kanal vor Anker liegen bleiben, weil es zu spät war, die nötigen Formalitäten zu erfüllen und am Kai anzulegen. Gestern gegen 6 Uhr morgens machte nun ein Beamter des Zollamtes den vorgeschriebenen Besuch an Bord und nahm die zum Dienst auf dem Schiff kommandierten Zollwächter mit. Der Beamte kehrte zurück, ohne etwas Ungewöhnliches bemerkt zu haben. Wenige Minuten später erschien auf dem Zollamt Herr J. Biant, Agent der Gesellschaft „Chargeurs Réunis", und gab an, die Zwischendeckspassagiere des Dampfers hätten sich empört und ließen nicht zu, daß das Schiff seine Ladung lösche. Es fand nun zwischen dem Kommandanten der Zollwache, dem Zollinspektor, dem Chef der Hafenpolizei und dem Polizeikommissar Coronel

Palemon Gomes eine Konferenz statt, in welcher beschlossen wurde, der Zollbehörde 20 Mann Staatspolizei zur Verfügung zu stellen. Der Zollinspektor telegraphierte an den Finanzminister und begab sich dann in Gesellschaft des spanischen Konsuls — die „Meuterer" sind fast sämtlich Spanier — und des Majors Rost an Bord der „Ponty", wo die Herren erst eine lange Konferenz mit dem Kapitän Le Cerf und dem ersten Offizier P. Mary hatten, und dann mit den Passagieren unterhandelten. Diese beklagten sich über die lange Dauer der Reise und auch über die schlechte Behandlung an Bord des Schiffes. Der Agent der Gesellschaft in Rio habe ihnen auf Ehrenwort versichert, das Schiff werde in Santos nur einen Aufenthalt von 4 Stunden haben, und nun hätten sie erfahren, das Schiff müsse wegen der großen nach Santos bestimmten Ladung länger als einen Tag daliegen, sie seien entschlossen, die Landung und das Löschen der Ladung zu verhindern, die zum großen Teil aus Früchten usw. besteht, die zum Weihnachtsverkauf bestimmt sind. Das Schiff kommt von Dünkirchen über Havre, Bordeaux, Bilbao, Vigo, Leixões, Lissabon, Dakar und Rio und hat 52 Passagiere erster Klasse und 973 Zwischendecker an Bord. Die Aufrührer ließen sich auf nichts ein, sondern verlangten die sofortige Ausfahrt des Schiffes, obwohl ihnen der Zollinspektor versprach, es sollten nur die Früchte und sonstige dem Verderben unterworfene Waren ausgeladen werden. Bis nachmittags 3 Uhr 40 Minuten hatten übrigens weder die Agentur noch der Kapitän ein offizielles schriftliches Gesuch um Intervention eingereicht und auch keine Anstalten getroffen, daß der Dampfer am Kai anlege, worauf der Zollinspektor die Agentur unter Androhung einer Geldstrafe aufforderte, binnen 2 Stunden den Dampfer anlegen zu lassen. Um 6 Uhr nachmittags stellten sich 25 Mann Polizei mit geladenen Gewehren beim Schuppen Nr. 12 auf, wo der Dampfer anlegen sollte. Eine große Volksmenge hatte sich angesammelt, die „Revolutionäre" vollführten einen wüsten Lärm an Bord. Der Zollinspektor schickte einen Boten nach dem Fort Itaipus mit einem Schreiben an den Kommandanten, in welchem er diesen bittet, das Auslaufen des Dampfers ohne Erlaubnis des Zollamtes zu verhindern. Auf dem Schleppdampfer „S. Paulo", der sich in der Nähe des „Ponty" hielt, waren 30 Mann Polizei und 20 Zollwächter untergebracht. Um 10 Uhr 5 Minuten nachts kam die 10. Jägerkompagnie, die in S. Paulo liegt, unter dem Befehl des Hauptmanns Nestor Sezefredo de Passos an. Der Scheinwerfer des Zollpostens Itapema beleuchtete während der Nacht das Schiff. Der Justizsekretär Dr. Washington Luiz erteilte dem Polizeikommissar und dem Chef der Hafenpolizei telegraphische Weisung, der Zollbehörde jede moralische und materielle Unterstützung zu gewähren. Um Mitternacht fand eine Besprechung zwischen den Vertretern der verschiedenen Behörden und dem Hauptmann Sezefredo Passos statt, in der beschlossen wurde, das Schiff heute morgens um 6 Uhr nötigenfalls unter Anwendung von Gewalt zum Anlegen zu bringen und die fast 1500 Tonnen betragende Ladung zu löschen. Man darf auf den Ausgang dieser „Flottenrevolte" gespannt sein.

Ribeirão Preto. Die Arbeiten an der neuen großen Brauerei, die von der Antarcticagesellschaft hier errichtet wird, sind bereits soweit fortgeschritten, daß die Einweihung voraussichtlich in den ersten Monaten des kommenden Jahres erfolgen kann.

Amparo. Die zum Nachlaß des Coronel Luiz Leite gehörige Fazenda „Palmeiras" wurde bei der vorgestern abgehaltenen öffentlichen Versteigerung für 78:876$700 von Herrn Dr. Luiz de Souza Leite Junior erworben.

Araraquara. Auf einem Felde in der Nähe der Stadt wurde der gänzlich verkohlte Leichnam einer Schwarzen namens Maria Antonia aufgefunden. Da man vermutet, daß es sich um ein Verbrechen handelt, wurde ein gewisser Olegario verhaftet, der mit der Schwarzen zusammenlebte.

— In Monte Alto spielte Antonio Rebola, Kolonist auf der Fazenda „Anhumas", mit einem anderen Kolonisten Karten. Sie gerieten dabei in Streit, der so heftig wurde, daß Antonio zum Revolver griff und auf seinen Gegner drei Schüsse abgab. Dieser, obwohl verwundet, griff zum Knüppel und schlug so unbarmherzig auf Rebola ein, daß dieser tot liegen blieb. Der Mörder stellte sich der Polizei.

— In Candido Rodrigues lehnte sich eine Anzahl italienischer Kolonisten gegen den Verwalter der Fazenda Guatapara, Herrn José Sartoris, auf, in dessen Gesellschaft sich Hr. Cicero Prado befand, welcher einige Ländereien besichtigen wollte, die er zu kaufen wünschte. Die Kolonisten hefteten Schriften beleidigenden Inhalts an die Häuser an und bombardierten den Zug, in dem Herr Prado nach S. Paulo fuhr, um mit dem Justizsekretär zu sprechen, mit Steinen.

Bundeshaupstadt.

— Zwischen dem Finanzminister, dem Baron Ibirocahy, Vorsitzenden, Alberto Saraiva da Fonseca, Schriftführer, und A. J. Peixoto de Castro, Direktor der Handelsvereinigung in Rio, fand dieser Tage eine Unterredung über die Kaifrage statt. Baron Ibirocahy nahm Gelegenheit, dem Minister genaue Aufklärungen über die Unzuträglichkeiten zu geben, die die mangelhafte Ausrüstung des Hafens und die sich daraus ergebenden Verzögerungen im Beladen und Löschen der Schiffe für den Handelsstand mit sich bringen. Die hohen Lagergebühren, die übertriebene Belastung des Transports über Wasser, die unzulängliche Zahl der Lagerschuppen und viele andere Klagepunkte, die in der von der Kaufmannschaft seinerzeit dem damaligen Finanzminister L. Bulhões übergebenen Gedenkschrift sorgfältig zusammengestellt sind, erregten das lebhafte Interesse des Ministers, der versprach, sein möglichstes zur Beseitigung der gerügten Uebelstände tun zu wollen, soweit es die Interessen des Fiskus erlauben. Herr Baron Ibirocahy berichtete dem Minister ferner, mit welch großer Genugtuung seitens der Geschäftswelt die Nachricht begrüßt worden sei, daß die Regierung aufrichtig geneigt sei, die schweren Lasten, die den Handel drücken und seine gedeihliche Entwicklung hemmen, zu erleichtern. Diese Absicht der Regierung, die schon der Bundespräsident dem Vorsitzenden der Handelsvereinigung gegenüber ausgesprochen hat, wurde von Herrn Francisco Salles vollauf bestätigt und ihre baldige Ausführung in Aussicht gestellt. — Wie unseren Lesern bekannt ist, haben die Zustände im Hafen von Rio schon fast zu einer Art Boykott seitens der deutschen Dampfschiffahrtsgesellschaften geführt, welche als Gegenmaßregel eine Frachterhöhung beschlossen. Es ist zu hoffen, daß der gute Wille der gegenwärtigen Regierung wirklich bald Abhilfe schafft.

— Der Staatsanwalt Dr. Cesario Alvim unternahm bereits die nötigen Schritte, um zu verhindern, daß der Mörder des bekannten Schriftstellers Euclydes da Cunha, der Offiziersaspirant Dilermando de Assis, frei ausgeht. Dieser sucht allerdings die Verhandlung noch einmal hinauszuschieben, denn er beantragte die Vernehmung von Zeugen, die in Manaos leben sollen.

— Vor dem Ingenieur Vital Cavalcante und dem Kapitän zur See Silva Lima fand in der Nähe des Marinearsenals eine Probefahrt mit der „Cavita No. 2" statt, die ein von Herrn Candido Costa aus Manaos erfundenes, besonders für die Flußschiffahrt geeignetes Fortbewegungsmittel für Schiffe, also eine Art Schiffsschraube, vorstellt. Obgleich das zu den Versuchen dienende Dampfboot eine Kolbenmaschine hatte, während für die „Cavita" der Turbinenantrieb geeigneter ist, gaben die Versuche doch ein günstiges Resultat.

— In der vorgestern unter dem Vorsitze des Bundespräsidenten abgehaltenen Ministerkonferenz wurde u. a. das Dekret unterzeichnet, das der „Kaffee Patent Aktiengesellschaft"

für ihr Verfahren, ganzen Kaffeebohnen ihren Coffëingehalt vollständig oder zum größten Teile zu entziehen, Patentschutz gewährt.

In der gleichen Konferenz teilte der Finanzminister Dr. Francisco Salles mit, daß der Kaffeemarkt in Rio und Santos fest ist. In Rio war Dienstag der Preis für den Typ 7 11$300 pro Arrobe gegen 7$100 am gleichen Tage des Vorjahres, der Vorrat betrug 381.230 Sack. In Santos war ein Stock von 2.718.142 Sack vorhanden, die Preise für 10 kg beliefen sich auf 7$600 für Typ 4 und 7$100 für Typ 7 gegen 4$050 und 3$700 im Vorjahr. — Die Einnahme des Bundesschatzamts betrug im November 1910 9.459:402$000 Gold und 19.961:337$000 Papier gegen . . . 7.841:397$000 Gold und 17.032:396$000 Papier im gleichen Monat des Vorjahres. Es kamen also 1910 mehr ein 1.618:005$000 Gold und 2.928:941$000 Papier. Rechnet man das Gold zum Kurs von 16 d in Papier um, so ergibt sich für November 1910 ein Mehrbetrag von 5.659:387$000. Der Finanzminister teilte ferner mit, daß seit dem 16. November der Betrag von 1.300.000 Pfund Sterling für Rechnung der Regierung an unsere Finanzagenten in London abgesandt worden sei. In der Konversionskasse befand sich Dienstag Gold im Werte von 303.990:484$926 zum Kurs von 15 d.

— Man sagt, der Senator Antonio Azeredo habe den Direktor des „Correio da Manhã", Edmundo Bittencourt, wegen eines gestern in diesem Blatte erschienenen Artikels, den der Senator als Beleidigung auffaßt, gefordert. Die Zeugen des Senators sollen die Herren Cassiano do Nascimento und General Siqueira de Menezes sein. Das Duell wird vielleicht heute stattfinden.

— Die Besatzung der Kriegsschiffe kommt immer noch nicht zu Ruhe. Freitag kam ein an Bord der „Minas Geraes" verwundeter Matrose ins Lazareth, Sonnabend noch einer. Beide hatten von einem Kameraden Messerstiche bekommen und zwar angesichts der gesamten Mannschaft, wegen der unter der Mannschaft bestehenden Meinungsverschiedenheiten. Auch auf dem „Deodoro" kam ein Konflikt vor. Früh um 5 Uhr schüttete der Matrose José de Oliveira einen Eimer Wasser über den Schiffsjungen Josias Paulo. Daraus entstand ein großer Tumult, in dem der aufsichtführende Unteroffizier Ezequiel Conceição und der Schiffsjunge verwundet wurden. Den Offizieren gelang es nur mit der größten Mühe, die Ruhe wieder herzustellen.

— Die politische Krise dauert unverändert fort. Es wurde nichts vereinbart, um das Budget noch vor Jahresschluß fertigzustellen. Bekanntlich griff die Vertretung der Bundeshauptstadt zu dem Mittel der Obstruktion, um die Regierung zu zwingen, von der beabsichtigten Auflösung der Munizipalkammer abzusehen. Gestern schrieb Ruy Barbosa nun einen Brief an die Vertreter von Bahia, in dem er ihnen und den Abgeordneten S. Paulos den Rat gibt, sich der Taktik Irineu Machados anzuschließen, falls die Munizipalkammer von Rio nicht als zu Recht bestehend anerkannt werden würde. Die Mehrzahl der Abgeordneten der Minorität wird diesem Winke wohl folgen. Man ist allgemein sehr gespannt auf den Ausgang der Sache.

— Die Lage wird immer ernster. Das in S. Christovão liegende erste Artillerieregiment ist in der Kaserne konsigniert, um sofort verwendungsbereit zu sein. Auch andere Truppenteile sollen Befehl bekommen haben, sich marschbereit zu halten.

— Zwei Matrosen der Kriegsflotte suchten vorgestern den Bundespräsidenten auf und teilten ihm mit, daß eine gegen seine Person gerichtete Verschwörung von Marineoffizieren existiere. Der Präsident befahl den beiden Matrosen, ihre Angaben vor dem Polizeichef zu wiederholen, damit dieser die erforderlichen Maßregeln ergreife. (Man muß derartige Alarmmeldungen mit großer Vorsicht genießen. Es tauchen täglich derartige Gerüchte auf, es gibt in Rio gewerbsmäßige Lügenfabrikanten.)

Aus den Bundesstaaten.

Minas. Der Ingenieur J. Piffer gedenkt in Poços de Caldas eine mit den modernsten Holbearbeitungsmaschinen ausgerüstete Möbelfabrik zu errichten. Er hat das dazu bestimmte Grundstück bereits angekauft.

Parana. Ueber Curityba kommt die Nachricht von einem Eisenbahnunglück auf der S. Paulo—Rio Grande-Bahn. Zwischen den Stationen Nova Galisa und Legru entgleiste ein Personenzug, wobei der allgemein geachtete Herr Joaquim da Costa Braga aus Timbo und noch ein zweiter Passagier ums Leben kamen, während mehrere Personen verwundet wurden.

— Der Polizeichef in Curityba erhielt ein Schreiben des Polizeikommissars in Sant' Anna do Itararé, welcher meldet, daß daselbst eine Bande von Ruhestörern, die von der Grenze des Staates S. Paulo gekommen waren, in der Nacht des 24. November einen großen Tumult verursachte. Der Polizeiinspektor des Ortes rief einige Männer zusammen, mit denen er sich den Ruhestörern gegenüberstellte, wurde aber mit Schüssen empfangen, durch welche mehrere seiner Leute verwundet wurden. Der schleunigst herbeigerufene Staatsanwalt, Coronel Irineu Cunha, erschien mit einem Polizeiaufgebot, welches sich gezwungen sah, Feuer zu geben, wobei ein gewisser Manoel Cardoso verwundet wurde, während die andern Ruhestörer nach Itaporanga entflohen.

Santa Catharina. Achtundvierzig auf der Kolonie Annitapolis ansässige Familien gaben dem Kolonisten Hermann Brucker den Auftrag, nach Europa zu reisen und noch mehr Familien nach der Kolonie zu holen. (Diese einfache Tatsache beweist mehr als die schönsten Reden und Reklameschriften. Wenn der Mann in die alte Heimat kommt, wird ihm jeder glauben, daß Brasilien ein gutes Land für Auswanderer ist, wenn einem die gebratenen Tauben auch nicht in den Mund fliegen.

Aus aller Welt.

— Beim französischen Parlament ist ein Gesetzentwurf eingebracht worden, der die Greenwicher Zeit an Stelle der Pariser Zeit setzen will. Beide unterscheiden sich voneinander um ungefähr 9 Minuten. Wenn der Gesetzentwurf angenommen werden sollte, so würde sich Frankreich damit an das Zonensystem der Zeitmessung angliedern, das von den meisten anderen europäischen Staaten bereits angenommen ist.

— Die Budapesetr Polizei ist, wie „Az Est" meldet, einer großen Betrugsaffäre auf die Spur gekommen. Der Chef der Firma Schenker & Comp., Emmerich Sonnenberg, wurde von einem entlassenen Beamten der Ungarischen Bodenkreditanstalt, namens Zacsovich, um den Betrag von einer halben Million Kronen geschädigt. Der Betrug erfolgte auf Grund von gefälschten Vollmachten, welche auf den Namen des Grafen Ladislaus Karolyi und seiner Gemahlin sowie auch des Attachés an der Berliner Botschaft, Grafen Heinrich Apponyi ausgestellt waren. Zacsovich hatte seinen Stiefvater Dosza, der Kassier des Grafen Ladislaus Karolyi ist, schon im Oktober des verflossenen Jahres darum gebeten, im Interesse des Grafen Apponyi ein Darlehen im Betrage von 50.000 Kronen zu verschaffen. Dosza wollte auf dieses Ansinnen nur in dem Falle eingehen, wenn die Schwester des Grafen Apponyi, die mit Graf Ladislaus Karolyi verheiratet ist, ihre Zustimmung dazu gibt. Zacsovich setzte hierauf vor seinem Stiefvater eine an die Gräfin Karolyi gerichtete Depesche auf, auf welche kurz darauf die Antwort einlangte, daß auch die Gräfin Karolyi wünsche, daß die Angelegenheiten ihres Bruders geregelt werden. So verschaffte Dosza seinem Stiefsohne für den Grafen Heinrich Apponyi ein Darlehen von 50.000 Kronen, welches dieser einen Monat später pünktlich zurückzahlte. Einige Monate später setzte hierauf Zacsovich angeblich für den Grafen Apponyi ein weiteres Darlehen von

100.000 Kronen durch, welches der Chef der Firma Schenker & Comp., Emmerich Sonnenberg, zur Verfügung stellte. Nachdem dieses Darlehen bereits aufgenommen war, verkaufte Zacsovich auf Grund einer auf den Namen des Grafen Ladislaus Karolyi gefälschten Vollmacht das in Budapest gelegene Palais des Grafen Karolyi um 510.000 Kronen gleichfalls an Sonnenberg und nahm darauf eine Anschlagszahlung von 300.000 Kronen auf. Dann nahm er noch ein Darlehen von 100.000 Kronen auf das Haus auf und entfloh damit nach Amerika. Die Polizei ist erst jetzt dieser Angelegenheit auf die Spur gekommen. Die polizeiliche Untersuchung erstreckt sich vorläufig darauf, wer die Komplizen waren, die Zacsovich bei der Durchführung dieses Betruges Vorschub leisteten.

— Aus Venedig wird gemeldet: Auf Anregung eines Komitees, in dem sich unter anderen Gabriele d'Annunzio und Graf Albrizzi sowie verschiedene andere italienische und ausländische Persönlichkeiten befanden, wurde ein Basrelief für Richard Wagner im Atrium des Palazzo Vendramin, wo seinerzeit Wagner gewohnt hatte, enthüllt. Unter anderen waren der Präfekt, der Bürgermeister und ein Vertreter der französischen Regierung erschienen. Die beiden letzteren hielten kurze Ansprachen. Das Basrelief ist ein Werk des Bildhauers Cadorin und trägt eine von d'Annunzio verfaßte Inschrift.

— Das Opfer eines verwegenen Raubattentates wurde am 10. Oktober nachts der Wiener Privatbeamte des Grafen Obersberg-Traun, der in der Hütteldorferstraße Nr. 159 wohnhafte Rudolf Kehrer. Er befand sich um halb 12 Uhr nachts auf dem Heimwege und kam in der vereinsamten Hugelgasse, Ecke der Goldschlagstraße, an einem Neubau vorüber, als er Schritte hinter sich hörte. Plötzlich wurde er von einem Strolch, der ihm nachgegangen sein mußte, überfallen und zu Boden geworfen. Herr Kehrer schrie um Hilfe, doch der Wegelagerer stieß Drohungen aus, kniete auf ihn nieder und begann die Taschen zu untersuchen. Er nahm dem Ueberfallenen eine Brieftasche, die zwei Noten zu 50 Kronen enthielt, und eine Geldbörse mit zirka 6 Kronen; dann riß er ihm den Wetterkragen fort und ergriff mit seiner Beute gegen die Märzstraße die Flucht, doch die Hilferufe waren nicht ungehört verhallt. Passanten eilten in die Nähe des Tatortes. Auch zwei, eine Patrouille bildende radfahrende Sicherheitswachleute waren gleich zur Stelle. Sie informierten sich über die Fluchtrichtung und verfolgten ohne Verzug den flüchtigen Räuber, den sie auch nach kurzer Jagd einholten. Als sich der Strolch in Not sah, warf er die Brieftasche mit den 100 Kronen fort, doch wurde sie gleich gefunden. Der Räuber wurde festgenommen und von den inzwischen zur Stelle gekommenen Passanten arg geprügelt. Er wurde in die Wachtstube Draskovichgasse gebracht. Dort tobte er derart, daß man ihn an eine Tragbahre gürten mußte. Die Filiale der Rettungsgesellschaft wurde berufen, da der Mann aus der Nase blutete und am rechten Auge verletzt war. Er wurde verbunden und zum Polizeikommissariat Schmelz gebracht. dort fand man bei ihm die Börse mit den 6 Kronen, die er Herrn Kehrer geraubt hatte. Der Strolch ist der 40jährige Leichenträger und Wagentürlaufmacher Franz Suppancic. Er wird dem Landesgerichte eingeliefert werden.

— Die Berliner Kriminalpolizei ist mit der Aufklärung eines geheimnisvollen Ueberfalles und Mordversuches beschäftigt. In der dritten Morgenstunde wurde durch zwei Schiffer der 71jährige Fabriksbesitzer Eduard Wertheimer aus Bielefeld in fast erschöpftem Zustande aus dem Humboldthafen gezogen. Nach seinen Angaben ist Wertheimer von drei noch unbekannten Personen überfallen und beraubt worden. Dann wurden ihm die Hände auf den Rücken gebunden. worauf er in den Humboldthafen geworfen wurde. doch steht die Kriminalpolizei diesen Behauptungen noch skeptisch gegenüber. Der Fabrikbesitzer fand in der Charité Aufnahme, da er nicht unbedenklich erkrankt ist. Bei seiner polizeilichen Vernehmung gab Wertheimer an, daß er in Geschäftsangelegenheiten nach Berlin gekommen sei und abends das Residenztheater besucht habe. Nach der Vorstellung sei er noch in einem Restaurant gewesen und habe mehrere Glas Bier getrunken. Dann sei er an der Spree entlang gegangen, wo der Ueberfall erfolgte. Wertheimer ist in Bielefeld Besitzer einer Plüschfabrik und nimmt dort eine geachtete Stellung ein. Er ist ein Onkel des bekannten Gynäkologen Professors Dr. Straßmann!

— Das haitianische Kanonenboot „Liberté" ist infolge einer Explosion in Port-de-Paix gesunken. 70 Personen sollen getötet oder ertrunken, 20 gerettet sein. Unter den Toten befinden sich auch zehn Generäle, die sich auf dem Wege zu den Truppenkommandos im Norddepartement befanden.

— Einen peinlichen Verlust hat die Verwaltung des Stadttheaters in Flensburg erlitten. In der Nacht wurde in dem Bureau des Stadttheaters zu Flensburg ein schwerer Einbruch verübt. Dem Dieb fiel die gesamte Einnahme vom vorhergehenden Tage in Höhe von etwa 2000 Mark in die Hände. Der Dieb, der vermutlich mit den örtlichen Verhältnissen vertraut gewesen ist, hat sich abends nach Schluß der Vorstellung in das Theater einschließen lassen. Bis jetzt fehlt jede Spur von ihm.

— Das jüngste Motu proprio des Papstes verpflichtet bekanntlich alle Geistlichen, die ein Lehramt bekleiden, alljährlich bei Beginn ihrer Lehrtätigkeit einen Eid abzulegen, in welchem sie sich ausdrücklich als Gegner des Modernismus bekennen. Der vatikanische Korrespondent des Mailänder „Corriere della Serra" meldet nun, in Paris sei das akademische Jahr des „Institut Catholique" mit der Ablegung des Eides durch alle Professoren eröffnet worden, in einigen Staaten, die ein Konkordat mit dem Heiligen Stuhle haben, scheine hingegen die Absicht zu bestehen, betreffs der Eidesleistung durch die Geistlichen, die zugleich im Staatsdienste stehen, zum Beispiel die Universitätsprofessoren, Vorstellungen zu erheben. Der jetzt in Rom weilende Nuntius von München, Monsignore Fruhwirth, habe durchscheinen lassen, daß für Bayern die Eidesenthebung der genannten Kategorie von Geistlichen nicht ausgeschlossen sei. Die Angelegenheit begegne in kirchlichen Kreisen um so lebhafterem Interesse, als angeblich auch in Oesterreich die Absich bestehe, in diesem Sinne beim Vatikan vorstellig zu werden. Es wird jedenfalls abzuwarten sein, inwieferne sich die Mutmaßungen des italienischen Blattes bewahrheiten.

— Anläßlich des Jubiläums der Berliner Universität hat der bekannte Münchener Buchhändler Jacques Rosenthal, Hofantiquar des Kaisers, dem unter Leitung Dr. Harnacks stehenden Berliner kirchenhistorischen Universitätsseminar ein wertvolles Geschenk gemacht: einen lateinischen Pergamentkodex der „Rekognitionen" des Klemens. Die prachtvoll geschriebene Handschrift stammt aus dem Ende des zwölften oder Anfang des dreizehnten Jahrhunderts und wird eine Zierde der mit Beginn dieses Semesters in die neuen Räume des Anlagegebäudes übersiedelnden Seminarbibliothek bilden.

— Die fast in Vergessenheit geratene Affäre der Ermordung der Missionarin Elise Sigel im Chinesenviertel von Newyork wird durch die Verhaftung zweier Chinesen in Baredo, Texas, wieder in Erinnerung gebracht. Einer derselben soll der Mörder Leon Ling sein, in dessen Zimmer die Sigel vor mehreren Monaten ermordet aufgefunden wurde. Behufs Agnoszierung des Verhafteten wurde sein Bild sogleich an die Newyorker Polizei gesandt.

— Die Aufhebung des Spielernestes in einem Hotel in der Schützenstraße in Berlin dürfte zu einer Anklage wegen Duldung eines gewerbsmäßigen Glücksspieles führen. Der Kriminalpolizei war bekannt, daß der Hotelbesitzer Löwenstamm die Räume seines Hotels „Stadt Weimar" in der Schützenstraße 70 einer Spielergesellschaft zur Verfügung stellte. Kri-

minalbeamte und Revierpolizei stellten wiederholt Beobachtungen an, die den Verdacht bestätigten. Gespielt wurde in den hinteren Räumen, so daß von der Straße aus nichts zu sehen war. Die Damen pflegten sich in einem Nebenraume aufzuhalten. Man begann gewöhnlich mit einem harmlosen Spiel und ging dann zur Schlesischen Lotterie oder „Gottessegen bei Cohn" über. Endlich gelang es der Kriminalpolizei, Einlaß zu erhalten und die Gesellschaft zu überraschen. Beschlagnahmt wurden nur 20 Mark und die Karten. Die 24 Teilnehmer wurden nach der Wache des 36. Reviers gebracht, dort festgestellt und wieder entlassen. Gegen Löwenstamm und die Spieler wird ein Strafverfahren eingeleitet werden.

— Wie kürzlich gemeldet wurde, hatte die Gemeinde Oberammergau zwei Oberammergauer Bürgern erlaubt, in Deutschland und Oesterreich Lichtbildervorträge über die Passionsspiele zu halten und dazu die diesjährigen offiziellen Aufnahmen zu benutzen. Gegen diesen Gemeindebeschluß hat nun, wie man aus München erfährt, das bayrische Kultusministerium Einsprache erhoben. Auch die Bürgerschaft Oberammergaus hat in einer stark besuchten Versammlung energisch gegen den Beschluß protestiert, der „als eine Schädigung des Rufes unseres Dorfes und eine unwürdige Ausbeutung der Passionsspiele zu erachten ist, die den Intentionen unserer Väter zuwiderläuft". Die Resolution fordert die Gemeindevertretung auf, die erteilte Erlaubnis zu den Lichtbildervorträgen zurückzuziehen.

— Der Prozeß, den die Nachkommen eines Fräuleins Helga de la Brahe um ein Millionenvermächtnis des schwedischen Königs Gustav IV. angestrengt hatten, wurde in Stockholm aufs neue verhandelt. Helga de la Brahe bezeichnete sich bekanntlich als die natürliche legitime Tochter des Königs. Wie aus Stockholm berichtet wird, hatten sowohl Kläger wie Beklagter ausführliche Anträge eingebracht. Der Sachwalter der königlichen Familie bewies, daß Helga de la Brahe eine Betrügerin und nicht die Tochter König Gustavs IV. und der Königin Fredrika war. Dies ging auch aus neuen Zeugenaussagen hervor. Der Kläger nahm seine früher gestellten Anträge zurück. Der Prozeß wurde wieder auf vier Wochen vertagt.

— Einen blutigen Abschluß fand eine Liebesaffäre in dem Hause Kaiserdamm 109 zu Charlottenburg (Berlin). Der 27 Jahre alte Geschäftsreisende Theodor Haagar, der in der Pestalozzistraße 52a ein möbliertes Zimmer bewohnte, hatte vor längerer Zeit Beziehungen zu einer im Hause Kaiserdamm Nr. 109 wohnenden vermögenden Witwe Klara L. angeknüpft und ihr mehrfach Heiratsanträge gemacht, die jedoch stets zurückgewiesen wurden. Nach einer längeren Trennung erschien der von einer Reise ins Ausland zurückgekehrte Liebhaber wiederum in der Wohnung der Witwe und versuchte sie unter Drohungen mit einem geladenen Revolver zur Annahme des Verlöbnisses zu zwingen. Es gelang der zu Tode erschrockenen Frau jedoch unter gellenden Hilferufen die Haustreppe hinabzuflüchten. Der verschmähte Liebhaber richtete darauf die Waffe gegen sich selbst und jagte sich eine Kugel in die Brust. Haager wurde von Schutzleuten in einem Krankenwagen nach dem Krankenhaus Westend gebracht, wo er am nächsten Morgen seinen Verletzungen erlag. Zu dem Selbstmord werden noch folgende Einzelheiten bekannt: Frau Lange war früher Zirkuskünstlerin und zog mit einem Wanderzirkus durch Deutschland und Frankreich. In Hamburg lernte sie den 62jährigen Fabrikanten und Mühlenbesitzer Lange kennen, der die junge Artistin heiratete und ihr eine Villa in Uhlenhorst kaufte. Später siedelte das ungleiche Paar nach Berlin über, wo es eine Wohnung in dem Hause Kurfürstendamm 62 bezog. Vor zwei Jahren wurde dann Herr Lange bei einem Automobilunglück getötet und hinterließ der jungen Witwe ein Vermögen von zwei Millionen Mark. Vor einiger Zeit lernte Frau Lange den Makler Haagar kennen und siedelte mit ihm nach der Wohnung Kaiserdamm 96 über. Das Paar unternahm weite Reisen durch die Schweiz und hielt sich in diesem Frühjahr in Monte Carlo auf. Auf der Brüsseler Weltausstellung lernte Frau Lange den Grafen v. M. kennen, mit dem sie eine Schweizerreise unternahm, und der ihr schließlich nach Berlin folgte. Ehe sie jedoch in der Charlottenburger Wohnung eintraf, hatte sie Haagar schriftlich mitgeteilt, daß er die Wohnung nach dem Empfang des Schreibens sofort zu verlassen habe. Der Makler weigerte sich jedoch, und als Frau Lange mit dem Grafen eintraf, kam es zu einer erregten Szene, in deren Verlauf, wie bekannt, Haagar einen Schuß auf die Witwe abfeuerte. Als die Kugel fehl ging, tötete sich Haagar durch einen Schuß in die Schläfe.

São Paulo

— Der Ackerbausekretär ließ gestern dem des Innern die Statistik über die auf den Staatskolonien existierenden Kinder im schulpflichtigen Alter überreichen. Die Zahl dieser Kinder beträgt nach der Aufstellung 1695. Auch Pläne für die auf den Kolonien zu errichtenden Schulhäuser lagen bei.

— Also der italienische Abgeordnete Pantano hat die Rede, in der er für die Aufrechterhaltung der Lex Prinetti eintrat, gar nicht gehalten! Er hat im Gegenteil seiner Regierung vorgeschlagen, diese Auswanderungsbeschränkung aufzuheben. So wenigstens berichtet jetzt die Agenca Havas, nachdem in Italien bekannt geworden war, daß die Rede hier unangenehmes Aufsehen erregt habe. Zur Aufklärung fügt sie hinzu, sie habe den Inhalt nach der Wiedergabe durch „verschiedene Zeitungen" übermittelt. Sonderbar, daß die Parlamentsberichterstatter der „verschiedenen " Zeitungen die Rede alle falsch verstanden haben! Sonderbar auch, daß Herr Pantano in einer Rede, in der er sogar die Entsendung italienischer Aerzte für die Kolonisten nach Brasilien für notwendig erklärte, trotzdem zu dem Schlusse gekommen sein will, daß die Lex Prinetti für Brasilien nicht mehr aufrecht erhalten zu werden brauche. Sehr logisch wäre das gerade nicht! Jedenfalls haben wir allen Grund, den Liebenswürdigkeiten, die uns von italienischen Besuchern hier gesagt werden, genau so zu mißtrauen, wie denen des Schiffsleutnants Gamboa Navarro. Nicht was die Leute uns hier erzählen, sondern das, was sie in ihrem eigenen Lande berichten, ist für uns wichtig. Im übrigen sollten die Herren, die sich in Rom so gewaltig über unsere Zustände entrüsten — ob nun Herr Pantano beteiligt war oder nicht — lieber im eigenen Hause kehren. Die Neapolitaner und Sizilianer, die zu uns herüberkommen, finden unter allen Umständen bessere hygienische und Erwerbsverhältnisse vor als in ihrer Heimat. Ist daher Brasilien zur Auswanderung ungeeignet, dann müßte Süditalien erst recht polizeilich gesperrt und die Bevölkerung anderswohin überführt werden. Aber in diesem Falle bestätigt sich wieder die alte Erfahrung, daß diejenigen, denen es zu Hause am schlechtesten geht, draußen die größte Lippe riskieren und es gar nicht gut genug bekommen können.

— Die Höhere Knaben- und Mädchenschule von Fräulein Grothe veranstaltet morgen in den Gesellschaftsräumen des Klubs „Germania" eine Deutsche Weihnachtsfeier, deren Reinertrag dem Verein Deutsches Krankenhaus zugute kommen wird. Wir machen auf die Feier ganz besonders aufmerksam. Für die liebenswürdige Einladung verbindlichen Dank.

— Das Novemberheft von Velhagen & Klasings Monatsheften (Herausgeber Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker), das dritte Heft des Juhiläumsjahrganges dieser vornehmen Zeitschrift, bringt eine Reihe von bemerkenswerten Aufsätzen: Der österreichische Dichter Rudolf Hans Bartsch behandelt mit der ganzen Wärme seiner farbenreichen Sprache die „Wachau", Dr. Edmund von Freyhold spricht über „des Herbstes Blumenkönigin", die Chrysantheme, Dr. Paul Rohr-

bach, der Weltreisende, über die Diamantlager von Lüderitzbucht, und Willy Rath plaudert über „Münchener Biere". Eine Fülle von Textbildern begleitet diese Aufsätze. Besonders schöne, farbige Abbildungen nach Originalen von Fritz Oßwald sind dem Blumenartikel beigegeben. Allerhand Abenteurerromane der Weltliteratur behandelt Fedor von Zoheltitz unter dem Titel „Pegasus im Weltenraume", Otto von Gottberg entwirft eine drastische Schilderung der Verhältnisse auf den Amerikanischen Eisenbahnen. Neben den führenden Romanen von Georg Freiherrn von Ompteda „Margret und Ossana" und Helene Böhlau „Lebensring" enthält das stattliche Heft noch an selbständigen Novellen und Skizzen: „Ballspiel" von Walter von Molo, „Der sechste Panther" von Bodo Wildberg, „Die schöne Gabriele" von Carry Brachvogel. Mit Kunstbeilagen und Einschalthildern. Reproduktionen nach Gemälden und Plastiken von den letzten Kunstausstellungen, sind vertreten: Professor Alois Erdtelt, C. Thoma-Höfele, Professor Walter Georgi, Max Fritz, A. Neven du Mont, Professor Ludwig Dill, Professor Erwin Kurz, Professor Hugo Mühlig, Theodor Bohnenberger, Professor Robert Schleich, Fritz Mühlbrecht und Richard Gutschmidt. Sehr beachtenswert sind die persönlichen Erinnerungen an Josef Kainz, die Eugen Zahel in diesem Heft veröffentlicht.

— Nach kurzem schwerem Leiden starb heute früh im Alter von 32 Jahren Frau Martha Griesbach. Die Beerdigung findet morgen um 9 Uhr vormittags vom Trauerhause Rua Dr. Muniz de Souza 108 aus statt. Den trauernden Hinterbliebenen sprechen wir unser herzliches Beileid aus.

Sportfest. Einen größeren Umfang scheint der morgen, Sonntag, im Park Antarctica vom Club Esperia arrangierte Marathon-Lauf über 20 Kilometer zu nehmen, nachdem noch in letzter Stunde der Sport-Club Germania seine Mithilfe zugesagt und durch Veranstalten von 100 Meter-Lauf, 3-Bein-Laufen, Hoch- und Weitsprung, 400 Meter Stafettenlaufen, Tauziehen etc. aus einem bloßen Marathonlauf ein richtiges Sportfest gemacht hat. Außer den bekannten guten Läufern des S. C. Germania werden noch andere der hiesigen Clubs teilnehmen, und obschon die Veranstaltung etwas zu spät kam, dürfte die Konkurrenz eine ziemlich scharfe werden, wozu die schönen Preise auch das ihrige beitragen werden. Der „Clou" des Nachmittags wird aber, abgesehen vom Marathonlauf, der gewiß eine Unmenge Publikum herauslocken wird, das am Schluß stattfindende Fußball-Wettspiel zwischen zwei aus den besten Spielern zusammengesetzten Mannschaften der Ausländer- und Brasilianer-Clubs sein. Die Ausländermannschaft wird wie gewöhnlich aus dem S. Paulo Athletic Club und dem S. C. Germania zusammengesetzt. Der letztere verfügt wieder über Spieler ersten Ranges, was wohl der Sieg vom letzten Sonntag über den Meisterschafts-Club Palmeiras zur Genüge bewiesen hat, und wird diesmal ein größeres Kontingent zur Repräsentativmannschaft bringen, als gewöhnlich. Für die Sieger sind hübsche Silbermedaillen hergestellt worden. Sollte nun auch noch Sankt Petrus Einsehen haben und seine Regenklappen zulassen, so dürfte der prächtige Antarcticapark wieder einmal das Ziel unseres sportliebenden Publikums sein. Das vorzügliche Gartenrestaurant mit Musik wird noch ein weiteres dazu beitragen.

— Der Ackerbauinspektor Dr. A. de Queiroz Telles reist heute nach Santos, um eine an die Firma Herm. Stolz & Co. gelangte Sendung künstlichen Düngers zu untersuchen.

Munizipien.

Santos. Die Herren José Ribeiro de Oliveira und José Bernardes de Oliveira sind stille Teilhaber der Baufirma Capelache & Co., deren Arbeiter seit dem 5. dieses Monats streiken. Herr Bernardes verkaufte vor einiger Zeit seine in der Rua Amador Bueno, Ecke Dr. Cochrane, gelegene Sägerei an den Bauunternehmer Capelache, behielt aber auf dessen Bitten noch für 6 Monate die Leitung des Geschäfts. Die Arbeiter glauben nun ein Recht zu haben, von Herrn Bernardes, der jetzt selbst Angestellter ist und Gehalt bezieht, die Auszahlung ihrer Löhne zu fordern. Vorgestern versammelten sie sich in drohender Haltung vor seiner Wohnung, so daß er gezwungen war, polizeiliche Hilfe nachzusuchen. Gegen 2 Uhr nachmittags stellte sich eine Kavallerie-Abteilung vor seinem Hause auf, auch die Sägerei erhielt eine Wache.

— Erst gestern morgen gegen 9 Uhr ließ sich der Agent der Gesellschaft „Chargeurs Réunis", Herr Rinant dazu herbei, den Zollinspektor schriftlich um Hilfe anzugehen, damit die Ladung des „Amiral Pontv" gelöscht werden könne. Der Zollinspektor hatte den Agenten der Gesellschaft schon öfters und ziemlich energisch aufgefordert, ein offizielles, schriftliches Gesuch einzureichen, da er ohne ein solches nichts tun könne. Da die Aufrührer noch immer nicht nachgeben wollten, begab sich der spanische Konsul, Herr Secundino Troncoso, mit den Vertretern einiger Zeitungen an Bord, wo es den vereinten Bemühungen der Herren endlich gelang, die Leute umzustimmen. Der Konsul mußte sein Wort geben, daß das Schiff noch im Laufe des Tages auslaufen werde. Um 10 Uhr morgens begann der Hafenlootse die Manöver und um 11 Uhr lag das Schiff am Schuppen No. 12. Die Passagiere protestierten laut gegen die Aufstellung von 50 Mann Polizei auf dem Kai, da sie keine Anarchisten und Verbrecher seien. Es wurde ihnen geantwortet, die Soldaten seien nur dazu da, das Publikum, das sich in dichten Massen heandrängte, vom Schiffe fernzuhalten. Das Löschen der Ladung begann dann und wurde den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch fortgesetzt. Heute morgen um 8 Uhr sollte das Schiff auslaufen, wie zwischen dem nach Santos geeilten spanischen Generalkonsul, Herrn Emilio da Motta, und den aufrührerischen Passagieren in einer um 8 Uhr abends abgehaltenen Unterredung ausgemacht worden war. Es wurde dann im Zollamt noch eine Konferenz zwischen dem Zollinspektor, den beiden spanischen Konsuln, und dem Agenten der „Chargeurs Réunis" abgehalten, in welcher letzterer verlangte, das Schiff solle nun nicht eher auslaufen, als bis das letzte Stück der Ladung gelöscht sei. Dem widersetzte sich der Generalkonsul, der sich auf seine mit den Passagieren getroffene Uebereinkunft berief. Schließlich wurde ausgemacht, das Zollamt werde dem Schiff seinen „Paß" heute morgen um 8 Uhr liefern, das Löschen könne dann noch fortgesetzt werden, beim ersten Zeichen von Unruhe unter den Passagieren müsse jedoch aufgehört und die Ausfahrt angetreten werden. Die Passagiere erhoben vor dem Generalkonsul Protest gegen die Gesellschaft, die sie auf Schadenersatz verklagen wollen. Während der ganzen Zeit bewachten 70 Mann von der 10. Jägerkompagnie, die sich auf dem Schleppdampfer „S. Paulo" befanden, den „Amiral Pontv" von der Seeseite aus, während an Bord die Staatspolizei den Sicherheitsdienst versah. Einige der Passagiere, die ihre Beschwerden beim Zollinspektor vorbringen wollten, wurden vorher untersucht wobei Revolver, Dolche u. s. w. zum Vorschein kamen. Der Zollinspektor ließ die Waffen wegnehmen und die Besitzer einsperren.

Amparo. Vorgestern fand im Arbeiterverein eine von gegen 300 Mitgliedern besuchte außerordentliche Generalversammlung statt, in der beschlossen wurde, den Generalstreik vorläufig noch nicht zu erklären. Es sollen nur die bereits im Ausstande befindlichen Arbeiter weiterstreiken. Viele von den Arbeitern beabsichtigen, von Amparo wegzuziehen, die meisten aber beharren bei ihrer Absicht, den Streik fortzusetzen, bis sie den Achtstundentag durchgesetzt haben.

Villa Americana. Die Melonenernte ist in vollem Gange. Nach Campinas, S. Paulo usw. werden Tausende von Wassermelonen exportiert, wofür den hiesigen Landwirten bedeutende Summen zufließen.

Piedade. Im Bezirk Pirituba warf eine gewisse Maria

da Conceição das uncheliche Kind ihrer Enkelin Hermelinda in den Fluß, nachdem sie es der Mutter mit Gewalt entrissen hatte. Es kam bei der angestellten Untersuchung heraus, daß sie schon früher an einem Kinde ihrer Tochter, also an der eigenen Enkelin, dasselbe Verbrechen begangen hat. Sie gab die Untaten in aller Seelenruhe zu und erklärte, sie habe es getan, damit keine Schande auf ihren Namen falle.

S. João da Boa Vista. Die zu erwartende Kaffeeerntc ist durch Hagel, Trockenheit und die vorherrschenden kalten Winde stark geschädigt worden. Man kann den zu erwartenden Ausfall auf ein Drittel einer normalen Ernte berechnen.

— Es ist erwiesen, daß die zahlreichen hier vorgefallenen Erkrankungen nicht den schwarzen Blattern zuzuschreiben sind, sondern einer ähnlichen, weniger gefährlichen Krankheit, denn es ist bis jetzt noch kein Todesfall eingetreten.

Bundeshauptstadt.

— Der Kommandant des englischen Dampfers „Roath“ erbat vom Kommandanten der Zollwache die Verhaftung zweier unbotsmäßiger Matrosen dieses Schiffes. Die beiden Radaubrüder wurden eingesteckt.

— In der an den Senat gelangten Botschaft des Präsidenten wird erklärt, daß seit Januar 1907 bis jetzt in der Bundeshauptstadt und den Staaten folgende Truppenkörper gebildet wurden: 136 Infanteriebrigaden, mit 408 Bataillonen für den aktiven Dienst und 136 Reservebataillonen, 78 Kavalleriebrigaden mit 156 Regimentern, 20 Artilleriebrigaden, mit 20 Feldartillerieregimentern und 20 Festungsartilleriebataillonen. Es wurden während dieser Zeit — 45.363 Offiziere ernannt. Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

— Die „Imprensa“, das meisterhaft organisierte und redigierte Blatt des Deputierten Alcindo Guanabara, stellt über die Konsequenzen der Arbeitsunlust der Deputiertenkammer Betrachtungen an, die recht pessimistisch klingen, die aber leider nicht unbegründet sind. Die Deputiertenkammer, so sagt die „Imprensa“, sei bemüht, dem Lande die Finanzdiktatur aufzuhalsen, denn sie erledige keine einzige Vorlage, weder das Budget, noch die Kredite, noch das Kursgesetz, gar nichts. „Sie versagt dem Marschall Hermes alle gesetz- und verfassungsmäßigen Mittel. Was soll der Präsident tun? Abdanken? Die Herren Barbosa Lima und Irineu Machado rufen und ihnen die Regierung übergeben? Sich für besiegt erklären und nach Hause gehen? Dazu hat er kein Recht. Er muß vielmehr handeln, als ob die Kammer gar nicht existierte und, da man ihm die Mittel zum Regieren nicht gibt, sie sich mit eigenen Händen nehmen. Das wäre die Diktatur? Gewiß, aber was ist zu tun? Wenn es nicht zur Diktatur kommt, dann kommt es zur Anarchie. Und wir halten es, offen gesagt, für besser, durch einen ehrenhaften Mann diktatorisch regiert zu werden, als einer Anarchie anheimzufallen, in der niemand und nichts sicher ist. Aber die Mehrheit, was tut denn sie? Warum handelt sie nicht? Einfach deshalb, weil es keine Mehrheit gibt. Denn wenn sie bei Gelegenheiten, bei denen die Regierung ihre Unterstützung braucht, nicht erscheint und nicht abstimmt, so muß man schließen, daß sie nicht existiert — d. h. daß sie empfindet wie die Minderheit, dieselben Bestrebungen, dieselben Ideen, dieselben Wünsche hat. Hätte sie andere, so würde sie diejenigen der Minderheit bekämpfen. Die Lage ist also die: Ein Haus des Kongresses verweigert dem Präsidenten die gesetzlichen Mittel zur Ausübung der Regierung. Es zwingt ihm damit die Diktatur auf. Aber wenn er sie auszuüben beginnt, dann beginnt man das Land aufzuregen, unter dem Vorwand, daß die Regierung nicht legal sei. Was wird damit bezweckt? Was ist die verborgene Gesinnung? Wünscht man die Revolution? Die Antwort auf diese Fragen muß die Kammermehrheit geben!“ — Wie gesagt, pessimistisch klingen diese Ausführungen der „Imprensa“. Aber leider, leider, kann man dem ebenso aufrichtigen wie weitschauenden Patrioten Alcindo Guanabara nicht Unrecht geben. Wie aus anderen Notizen der heutigen Nummer hervorgeht, ist die Situation recht ernst. Der ehrliche Wille des Marschalls und seiner Minister, für das Volk und das Land zu regieren, stößt bei der Mehrzahl der sogenannten Volksvertreter, die gewohnt waren, daß in erster Linie für sie regiert wurde, auf Widerstand. Die einen widerstreben aktiv, die anderen passiv. Sie alle aber suchen der neuen Regierung die Lust an der Arbeit zu verleiden. Wann endlich werden wir wieder Politiker haben, wie unter dem Kaiserreich?

— Gestern kam die englische Kreuzerdivision hier an, die unter dem Kommando des Admirals Farquhar steht und aus den geschützten Kreuzern „Leviathan“, (14.000 Tonnen, Flaggschiff „Berwick“, „Essex“ und „Donegal“ (je 10.000 Tonnen) besteht. Die englische Kolonie plant verschiedene Festlichkeiten zu Ehren des Geschwaders, unter anderem einen Ball im Monroepalast.

— Gestern hatten die Herren Raul Barroso, Pennaforte Caldas und Bettencourt Filho eine Unterredung mit dem Bundespräsidenten, in welcher sie ihm die verfahrene politische Lage auseinandersetzten. Die Stadt Rio werde augenblicklich diktatorisch regiert, was nicht so weiter gehen könne, da die Bundeshauptstadt gerade so gut ein Recht auf Selbstverwaltung habe wie die Bundesstaaten. Der frühere Präfekt, General Serzedello Corrêa, habe wenig zulässige Konzessionen erteilt und sogar städtisches Eigentum veräußert. Deshalb seien sie entschlossen, die Durchberatung des Staatshaushaltes in der Kammer solange durch Obstruktion zu verhindern, bis eine Lösung gefunden sei. Der Präsident antwortete, er könne in der Sache nichts tun, da sein Vorgänger nach der Schließung der Munizipalkammer die Angelegenheit durch eine Botschaft der Kammer zur Lösung übertragen habe. Die Kammer müsse also irgend einen Beschluß fassen, was bisher nicht geschehen sei. Herr Raul Barbosa schlug daraufhin vor, die Justizkommission der Kammer möge so schnell als möglich ihr Gutachten dahin abgeben, die Botschaft Nilo Peçanhas sei zu archivieren. (d. h. auf immer zu begraben) dann sei der Weg frei. Der Präsident antwortete, darüber habe die Kammer zu beschließen. Schließlich erklärte er, er werde an die Frage der Anerkennung der Munizipalkammer erst nach Schluß der Kongreßsitzungen herantreten. Die Abgeordneten verlangten daraufhin eine sofortige Entscheidung, widrigenfalls sie die Obstruktion fortsetzen würden. Der Präsident verwies sie an die Herren Sabino Barroso und Torquato Moreira, mit denen ausgemacht wurde, die Angelegenheit einer Versammlung der Führer der verschiedenen Staatsvertretungen zu unterbreiten.

Die Versammlung fand gestern um halb neun Uhr abends im Gebäude der Deputiertenkammer statt. Es hatte sich für jeden Bundesstaat außer Santa Catharina, ein Vertreter eingefunden. Auch der Präsident der Kammer, Herr Sabino Barroso, sowie der Vizepräsident des Senats, Herr Quintino Bo-

cayuva, waren zugegen. Nach Eröffnung der Besprechung nahm zuerst der Vizepräsident des Senats das Wort zu der Erklärung, er sei gekommen, um sich mit seinen Freunden von der Kammer über die Notwendigkeit, das Budget durchzubringen, zu verständigen. Die Kammer könne, wenn sie wolle, aus eigener Initiative die Munizipalkammer anerkennen, während dies nicht im Machtbereiche des Präsidenten liege. Dann sprach Herr Julio de Mello, der meinte, man könne vorläufig nur den Voranschlag für die Einnahmen durchberaten, dann könne die Regierung den Kongreß bis Januar vertagen. Herr Torquato Moreira erklärte diesen Vorschlag für unannehmbar. Die Geltung des jetzigen Budgets könne verlängert werden, wenigstens was die Einnahmen anbetrifft, während der Rest dann im Januar zu erledigen sei. Er schloß mit der Erklärung, eine Lösung der Sachlage nicht finden zu können, da die Minderheit bei ihrem Entschluß beharre, die Obstruktion durchzuführen. Wie man sieht, will weder die Regierung noch die Minderheit nachgeben, sodaß wahrscheinlich nur die finanzielle Diktatur mit ihren Folgen übrigbleibt. Das ist ein trauriger Zustand für ein modernes Staatswesen, besonders für eine Republik. Die öffentliche Meinung ist sehr erregt, die Lage als sehr ernst zu betrachten. Uebrigens könnte man jedenfalls nicht einmal den Ausweg der Verlängerung des jetzigen Budgets betreten, da die Kammermehrheit nicht genügend viele Stimmen zusammenbringt, um irgend etwas beschließen zu können. — Ein trauriges Bild politischer Zerfahrenheit. — Die Vertretung des Staates Bahia steht auf der Seite Irineu Machados und der Minderheit, auch die Vertretung S. Paulos hielt eine Sitzung ab, in der alle Anwesenden ihre Sympathie für die Sache der Minderheit aussprachen. Ruy Barbosa, der ebenfalls um seine Meinung befragt wurde, erklärte, er werde mit seinen Freunden ebenfalls Irineu Machado unterstützen, da der Fall der Anerkennung der Munizipalkammer kein politischer, sondern ein juristischer Streitfall sei.

Die Tragödie eines freigesinnten Prinzen.

Zur Todeserklärung Johann Orth's.

Man hat uns wieder eine schöne Legende zerstört. Die Sagen, die sich um die abenteuerliche Gestalt des Erzherzogs Johann Salvator, der auf Rang und Stellung verzichtete und unter dem angenommenen Bürgernamen Johann Orth als Kapitän seines eigenen Schiffes in die Welt zog, gebildet haben, sind in den letzten Monaten erloschen. Seit genau zwanzig Jahren ist Johann Orth verschollen, und er ist zweifellos mit seiner Frau und seinem Schiff in einer Sturmnacht des Stillen Ozeans untergegangen. Die Beweise für sein spurloses Verschwinden sind zwar bis heute nicht erbracht, aber das Bürgerliche Gesetzbuch in Oesterreich kennt ein „Verfahren zur Beweisführung des erfolgten Todes". Die Frist, die das Gesetz zur Einbringung der Todeserklärung Johann Orths bestimmt, ist verstrichen und die Erben des fälligen Vermögens haben sich nun gemeldet. Der Neffe Johann Orths, Erzherzog Joseph Ferdinand, hat soeben die nötigen Schritte dazu eingeleitet.

Dieses Vorgehen lenkt wieder die Aufmerksamkeit auf den verschollenen Habsburgerprinzen und seine romantische Geschichte. Erzherzog Johann Salvator erblickte in Florenz das Licht der Welt; er wurde am 25. November 1852 als der jüngste Sohn des Großherzogs Leopold II. von Toskana geboren. Seine Erziehung erhielt er nach dem Verlust des väterlichen Landes in den Schlachten von Magenta und Solferino in der Hofburg zu Wien. Er hat in seiner neuen Heimat feste Wurzeln gefaßt und auch nach Jahren der Verbitterung eine tiefe Liebe zu Oesterreich im Herzen behalten. Er machte natürlich die gewöhnliche rasche und glänzende Karriere. Mit 26 Jahren wurde er zum Brigadegeneral ernannt, machte den Feldzug der Okkupation Bosniens mit und erhielt danach als Feldmarschallleutnant ein Divisionskommando. Er war sicher ein außergewöhnlich begabter Offizier. Eine von ihm verfaßte Broschüre „Drill oder Erziehung", die die Anschauungen der höchsten militärischen Personen Oesterreichs einer vernichtenden Kritik unterzog, brachte ihn in einen Konflikt mit dem einflußreichen Erzherzog Albrecht, und der unbotmäßige Prinz wurde in die Provinz versetzt. In Linz suchte der rege Geist des Erzherzogs stets neue Beschäftigung. Bald machte er durch tollkühne Kahnfahrten auf der Donau von sich reden, dann schrieb er ein Ballett, „Die Assassinen", verblieb weiter seinen militärischen Studien treu und beschäftigte sich viel mit Musik.

Durch seine freisinnigen politischen Anschauungen stand er dem, später gleichfalls auf tragische Weise dahingegangenen Kronprinzen Rudolf nahe. Gemeinsam mit ihm unternahm er die Enthüllung eines spiritistischen Mediums, die in der Wiener Gesellschaft damals ungeheures Aufsehen hervorrief. Ein angeblicher Amerikaner, Harry Bastian, hatte damals in hocharistokratischen Kreisen spiritistische Sitzungen veranstaltet. Erzherzog Johann lud ihn zu einer Vorstellung in sein Palais ein. Er und der Kronprinz hatten einen Plan zur Entlarvung des Mediums verabredet, der vollständig gelang.

Die Prinzen hielten vor ihren erstaunten Gästen plötzlich den höchst lebendigen „Geist" gepackt, der Niemand anders war, als der in mystische schwarze Gewänder gekleidete Herr Bastian. Erzherzog Johann hat sich übrigens, durch diesen Vorfall angeregt, auch weiter mit der Wissenschaft von der vierten Dimension beschäftigt und unter dem Titil „Einblick in den Spiritismus" ein Aufsehen erregendes Buch veröffentlicht.

* * *

Bei alledem, — gesellschaftliche und schriftstellerische Erfolge genügten dem Tatendrange des Prinzen nicht. Er suchte eine Rolle in der großen internationalen Politik zu spielen, freilich nicht auf Grund realer Ideen, so schwärmte er vor allem für eine Befreiung der Russen vom zarischen Despotismus durch Oesterreich-Ungarn. Die Wirren auf dem Balkan boten ihm eine beständige Lockung. Und da seine eigene Bewerbung um den bulgarischen Fürstenthron im Jahre 1887 von vornherein auf Widerstand stieß, unterstützte er mit Leidenschaft die Kandidatur Ferdinands von Koburg. Damals geriet Johann sogar in Konflikt mit dem von ihm überaus verehrten Kaiser Franz Joseph, von dem er recht harte Worte über seine „Abenteuerart" zu hören bekam. Schließlich erfolgte die Katastrophe. Erzherzog Johann wurde wegen eigenmächtiger politischer Betätigung von seinem Divisionskommando enthoben. Als nun fast gleichzeitig der Tod seines Freundes, des Kronprinzen Rudolf, erfolgte, zog er sich ganz von seiner bisherigen Umgebung zurück. In der Einsamkeit des romantischen Traunsees, auf Schloß Orth bei Gmunden, vollzog sich die große innere Wandlung in ihm. Er beschloß, allem Glanz eines kaiserlichen Prinzen zu entsagen; als einfacher Bürger, als Johann Orth, wollte er an der Seite einer geliebetn Frau leben. Am 16. Oktober 1889 verzichtete er auf alle Titel und Würden des Erzhauses und heiratete seine Geliebte, Milly Stubel, eine frühere Operetten-Soubrette des Theaters an der Wien.

* * *

In einiger Schilderung des Lebens Orths gebühren der Frau seiner Wahl ein paar ehrende Worte. Milly Stubel war ein richtiges Wiener Theaterkind. Ihre Schwester, Lory Stubel, eine seinerzeit berühmte Sängerin, lebt noch heute in Wien und hat eine Theaterschule inne; eine dritte Schwester gehörte dem Ballet der Hofoper an. Milly, die sehr musikalisch war, besuchte als junges Mädel fast täglich Vorstellungen der Wiener Hofoper von der vierten Galerie herab. Dort oben erblickte sie der junge Erzherzog, der ein gleich eifriger Opernfreund war, durch sein scharfes Glas von der Hofloge aus. Eines Tages kam er — natürlich im strengsten Inkognito — auf den Olymp hinauf und sprach die Kleine an. Ihre ersten Rendez-

vous haben die „Milly und der Schani“ in einer Ecke der Garderobe abgehalten. Später kam der Erzherzog ins Haus der Familie und machte der Mama Stubel seine Aufwartung; er hat von Anfang an die ernste Absicht gehabt, die damals sechzehnjährige Milly zu heiraten. Bald darauf nahm er sie zu sich in sein Palais, wo sie als Haushälterin unter dem Namen Schmidt lebte. Sie war dem Prinzen stets eine selbstlose und treue Geliebte. Auch nach ihrer heimlichen Vermählung trat sie in keiner Weise hervor, machte nicht den geringsten Aufwand und quälte ihren Gatten nie durch Eifersucht. Die Ehe blieb kinderlos. — Kurz nach seiner Vermählung ging Johann Orth auf Reisen. Er lebte vorübergehend in der Schweiz und in Berlin. In London ließ er sich nochmals öffentlich vermählen, als Bestätigung des bisher geheim gehaltenen Bundes; diese Nachricht wird übrigens zum erstenmal durch das jetzige amtliche Verfahren authentisch beglaubigt.

Zum Seemannsberuf, den sich Johann Orth ausersehen hatte, zog ihn eine alte Neigung. In der Abgeschiedenheit seines Alpenschlosses hatte er sich mit natischen Studien beschäftigt und auf kleineren Fahrten im Mittelmeere eine gewisse Seetüchtigkeit gewonnen. Die Kapitänsprüfung für große Fahrt, die er in Triest ablegte, scheint doch mit gewissen Rücksichten für seine Person verbunden gewesen zu sein. Für die Reise um das gefährliche Kap Horn auf einem Segler fehlte ihm entschieden noch die Praxis und Erfahrung eines gewiegten Schiffskommandanten.

Von London aus ging Johann Orth mit dem Schiff „Santa Margareta“ in See. Er hatte Zement nach Buenos Aires geladen und trug sich mit der Absicht, die Fahrt nach der Westküste Südamerikas fortzusetzen. Die Bemannung des Seglers bestand ausschließlich aus Landsleuten des Prinzen, 21 Matrosen von der dalmatinischen Küste und drei Offizieren. Englische Seefahrer, die der „St. Margareta“ begegnet waren, erklärten später, daß die Mannschaft minderwertig gewesen sei, daß sie freilich auch zu den niedrigsten Löhnen angeworben war. Mit seinen Leutnants scheint sich der Kapitän freilich nicht gut vertragen zu haben. Johann Orth wollte eben auch als Seemann immer hartnäckig seine eigenen Gedanken durchsetzen und war für Ratschläge von anderer Seite unzugänglich. Die Folge war, daß sich die drei Schiffsoffiziere in Buenos Aires verabschiedeten. Dafür kam ein anderer Gast an Bord: Milly, die Anfangs aus Angst vor der großen Seereise die Fahrt gescheut hatte, dann aber doch nicht den geliebten Mann so lange allein lassen wollte und auf einem anderen Schiff nach Amerika gefahren war. Sie hatte die Vaterstadt Wien mit bösen Ahnungen verlassen.

„Kinder,“ sagte sie beim Abschied von den Geschwistern, „ich hab' das Gefühl, wir sehen uns nimmer.“ Von Buenos Aires aus hat sie noch einmal an ihre Familie geschrieben. Und auch von Johann Orth liegen die letzten Zeilen aus dieser Stadt vor. Am 12. Juli 1890, gerade vor 20 Jahren, schrieb er an seinen Wiener Rechtsfreund: „Heute noch werde ich Segel setzen und die Reise um das Kap Horn als mein eigener Kapitän antreten.“ Trotz verschiedener Warnungen wegen des gefährlichen Eistreibens am Kap blieb es bei diesem Entschluß. Unmittelbar darauf muß die „Santa Margareta“ aus dem Hafen von Buenos Aires ausgesegelt sein. — — Man hat vom Schiff und seinem Führer nie wieder ein Lebenszeichen vernommen. . . . . Nach allen sorgfältig angestellten Untersuchungen ist die „Santa Margareta“ bei der Umsegelung des Kap Horn in einem fürchterlichen Sturm der Nacht vom 20. auf den 21. Juli 1890 mit Mann und Maus gesunken. An den Riffen des sogenannten „Neujahrseilands“ fand man Eisentrümmer und Reste der Takelage eines Vollschiffs, die letzten Spuren der „Santa Margareta“. Das Verfahren des Untersuchungssenats in Wien nimmt daher auch den 21. Juli 1890 als den Todestag Johann Orths, seiner Gattin und der ganzen Bemannung des Schiffes an.

Trotzdem die Unglücksbotschaft schon vor zwanzig Jahren die ganze Welt durchlief, hat der Tod Johann Orths nie Glauben gefunden. Die phantastischesten und unwahrscheinlichsten Nachrichten von einem Weiterleben des österreichischen Prinzen tauchten bald da und bald dort auf. Man dachte sich ihn als Robinson auf einem weitentrückten Eiland im Ozean; bald hörte man, daß er als Farmer in Amerika, als Viehzüchter in Australien, dann wieder als Goldgräber am Klondyke lebte. Die nimmermüde Phantasie stellte Johann Orth einmal an die Spitze südamerikanischer Insurgenten, die in Chile eine Verschwörung gegen den Präsidenten der Republik anzettelten. Einmal glaubte man ihn tatsächlich schon in Paris entdeckt zu haben, es stellte sich aber heraus, da dort ein richtiger Jean Orth, ein gebürtiger Elsässer, lebte. Eine Bestätigung hat schließlich keine dieser Nachrichten gefunden, und es ist heute zweifellos, daß Johann Orth in den Fluten des Stillen Ozeans sein Grab gefunden hat. Dr. E. H.

Vermischte Nachrichten.

Was Bräute während der Trauung denken. Ein eigenartiges Album hat eine junge Dame in London angelegt. Es ist eine Art „Beichtalbum“, in das alle verheirateten Freundinnen der jungen Dame eine Art Beichte darüber schreiben mußten, welche Gedanken ihnen durch ihre mehr oder minder hübschen Köpfchen geflogen waren, als sie mit „ihm“ vor dem Altar standen. „Ich entsinne mich noch genau,“ so steht in der ersten Beichte zu lesen, „daß ich in dem Augenblick, wo ich den Kirchgang hinunter zum Altar schritt, daran denken mußte, was wohl Charlie — ein erfolgloser Anbeter — sagen würde, wenn er hörte, daß ich mich verheiratet habe!“ — Eine andere wieder behauptete, ihre Gedanken seien von dem Altarteppich in Anspruch genommen gewesen, der nicht mehr sehr neu war und sie habe sich fest vorgenommen, daß ein so schäbiges Stück nicht mehr in ihre neue Wirtschaft kommen sollte. — „Während der ganzen Traufeierlichkeit war ich von dem Gedanken beherrscht,“ so schrieb wieder eine andere, „daß, wenn der redselige Pfarrer noch lange so weiter spräche, zu Hause der Hochzeitsbraten in Grund und Boden verbrennen müsse . . .“ Auch die nächste Einzeichnung läßt erkennen, daß die betreffende junge Dame von schweren Sorgen bedrückt war; sie glaubte nämlich, daß sie sich während der Wagenfahrt in ihr seidenes Brautkleid mehrere Falten gesessen habe, und der Gedanke, daß das nun gewiß sehr häßlich aussehe, raubte ihr fast alle Aufmerksamkeit. Nur eine einzige unter den Schreiberinnen kann von sich versichern, daß ihre Gedanken dem Geliebten neben sich gegolten hätten, aber, setzt sie spöttisch hinzu: „Ich konnte meine Augen nicht von Georgs Schlips abwenden. Er saß ganz schief und das Band war über den Kragen hinausgerutscht. Kaum waren wir draußen, da sagte ich es ihm sogleich und fand meine Ruhe wieder!“

War Bossuet verheiratet. Von französischen Historikern ist schon oft die Frage aufgeworfen worden, ob Bossuet, der große Theologe, Kanzelredner und Geschichtsschreiber, verheiratet war. Bald nach seinem Tode tauchte das Gerücht auf, daß er, obwohl er als Bischof im Zölibat hätte leben müssen, sich heimlich eine Frau habe antrauen lassen. Die Chroniken der Zeit und die Streitschriften der Gelehrten brachten aber so wenig Licht in die Sache, daß die Frage, ob der „Adler von Meaux“ eine trauernde Witwe hinterlassen habe, offen blieb. Nun sind aber von dem Abbe Urbain Dokumente veröffentlicht worden, die es fast als gewiß erscheinen lassen, daß Bossuet, allen päpstlichen Verboten trotzend, in aller Stille eine Frau genommen hatte. Legendre, ein Kanonikus von Notre Dame, erzählt in seinen Memoiren, daß einige Tage nach Bossuets Tod (er starb am 12. April 1704) eine Dame, seine alte Freundin, nach seinem letzten Willen fragte, in-

dem sie in glaubwürdiger Weise erklärte, daß sie seine Frau gewesen sei .... Die Dame war durchaus keine hergelaufene Abenteuerin. Sie war die Tochter eines Herrn v. Mauléon, der in der Nähe einer Pariser Kirche wohnte; Bossuet war damals Subdiakon in Paris und war bei dem Diakon jener Kirche in Pension. Im Hause des Geistlichen lernte er Fräulein von Mauléon kennen; die beiden jungen Leute verliebten sich ineinander und beschlossen, eine heimliche Ehe einzugehen. Nach dem Tode des Bischofs wurde, wie wir bereits erwähnten, das Geheimnis zum Teil enthüllt: die Testamentvollstrecker fanden nämlich unter den Papieren des Bischofs viele Briefe, aus welchen hervorging, daß der fromme Herr dem „Fräulein von Mauléon" sehr oft Geld geschickt hatte. Es wurde ferner festgestellt, daß das „Fräulein von Mauléon" ihre Ausfahrten immer in der bischöflichen Privatequipage und mit einem bischöflichen Lakaien auf dem Kutscherbock genacht hatte. Und schließlich ist zu erwähnen, daß, als die Dame später hochbetagt das Zeitliche segnete, ein Neffe Bossuets sofort an ihre Möbel Siegel legen und alle Briefschaften, die in ihrer Wohnung gefunden wurden, mit behördlicher Genehmigung verbrennen ließ ....

Eine vergessene Heldin. Im französischen Armeemuseum zu Paris ist seit einigen Tagen der Ehrendegen ausgestellt, den elsässische Frauen einer wenig bekannten französischen Heldin, der vor kurzem verstorbenen Antoinette Lix, geschenkt hatten. Antoinette Lix, die am 31. Mai 1839 in Kolmar geboren wurde, konnte schon als Mädchen von zehn Jahren reiten wie ein Stallmeister und fechten wie ein Fechtlehrer. Als junges Fräulein von 17 Jahren kam sie als Erzieherin einer Tochter der Gräfin Lubienska nach Polen, nahm hier im Jahre 1863 an dem polnischen Aufstand gegen die russische Herrschaft teil und wurde im Kampfe verwundet. Nach Frankreich zurückgekehrt, zeichnete sie sich im Jahre 1866 während der Choleraepidemie aus, indem sie in der Krankenpflege Hervorragendes leistete; die französische Regierung ernannte sie in Anerkennung ihrer Verdienste zur Verwalterin eines kleinen Postamtes in den Vogesen. Als dann der deutsch-französische Krieg ausbrach, erhielt sie die Erlaubnis, ein Freischärlerkorps zu bilden und es in Männerkleidung selbst auszuführen; die Soldaten nannten sie „Leutnant Tony". Im Oktober 1870 brachte sie dem badischen General Degenfeld, der nach dem westlichen Abhang der Vogesen entsendet wurde, und die sich dort sammelnden Franktireurs zu zerstreuen, große Verluste bei. Als in einem Gefechte ihre Leute sich zu Boden warfen, um den Geschossen der deutschen Truppen zu entgehen, rief „Leutnant Tony" ihnen zu: „Auf, ihr Herren! Franzosen müssen Kanonenkugeln aufrechten Hauptes begrüßen!" Nach dem Kriege wurde die heldenmütige Jungfrau vollständig vergessen; man hatte ihr nicht einmal das Kreuz der Ehrenlegion gegeben. ....

Geheimrat Ehrlich über die Bekämpfung der Schlafkrankheit. Auf dem internationalen Kongreß zur Fürsorge für Geisteskranke, der im Oktober in Berlin tagte, hielt Geheimrat Ehrlich einen Vortrag über die Bekämpfung der Schlafkrankheit. Geheimrat Ehrlich wurde bei seinem Erscheinen stürmisch begrüßt und führte aus: „Die letzten Jahre haben mich auch der psychiatrischen Wissenschaft näher gebracht und nicht nur in persönlicher Beziehung, sondern auch in sachlicher Beziehung, denn es handelt sich bei Schlafkrankheit und Paralyse gewissermaßen um parallele Erkrankungen, die von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus betrachtet werden müssen. Bei der Bekämpfung der Schlafkrankheit spielt die größte Rolle das vor allem durch Robert Kochs Untersuchungen entdeckte Heilmittel Atoxyl, das mit gutem Erfolge angewendet worden ist. Meist ist es aber erst nach jahrelanger Behandlung möglich, mit diesem Mittel eine dauernde Heilung zu erzielen, und inzwischen sind viele Kranke bereits gestorben. Ein grosser Nachteil dieser Therapie besteht auch darin, daß nur etwa 10 Prozent einer definitiven Heilung zugeführt werden, während der Rest der Krankheit verfällt. Nun ist es gelungen, das Atoxyl durch Vermengung mit gewissen Farbstoffen, vor allem mit Chlorfarbstoffen zu vervollkommnen, wodurch die Parasiten schärfer als bisher getroffen, der Organismus aber viel weniger angegriffen wird. Mit diesem Mittel würde man recht erfolgreich gegen die Schlafkrankheit kämpfen können, wenn nicht außerordentlich große Schwierigkeiten mehr äußerer Art hemmend im Wege stehen würden. Eine große Gefahr ist schon darin zu erblicken, daß die Länder, in denen die Schlafkrankheit vorkommt, weit von uns entfernt liegen, und daß die Parasiten in den verschiedenen Regionen durchaus nicht einheitlich sind. So sind zum Beispiel in Togo die Parasiten relativ leicht zu beeinflußen, am Kongo außerordentlich schwer. Die Empfindlichkeit der Parasiten ist eine ganz verschiedene. Man kann also die Erfahrungen, die man an der einen Stelle gesammelt hat, durchaus nicht auf die andere Stelle übertragen. Eine einheitliche Therapie ist daher nicht angebracht, sondern es empfiehlt sich eine den verschiedenen Formen der Schlafkrankheit angepaßte Therapie. Die Beziehungen von Paralyse und Schlafkrankheit sind sehr enge. Je mehr wir das vielfach noch dunkle innere Wesen der Paralyse erkennen, desto näher rückt auch die Möglichkeit, die Schlafkrankheit erfolgreich zu bekämpfen."

Die „himmlische und irdische Liebe". Eine Episodo aus Tizians Leben. Tizians berühmtes Meiterwerk in der Villa Borghese in Rom, das man die „himmlische und irdische Liebe" genannt hat, ist eines der am meisten umstrittenen Gemälde, was die inhaltliche Deutung angeht. Eine neue, durch ihre Schlichtheit und rein menschliche Glaubhaftigkeit bestechende Erklärung wird in einer Arbeit der unlängst verstorbenen Kunsthistorikerin Olga von Gerstfeldt versucht, die die von Dr. Biermann herausgegebenen Monatshefte für Kunstwissenschaft bringen. Die Verfasserin geht von dem Gedanken aus, daß Tizian in seinen Motiven allem Gelehrten abhold war und fast immer aus der reichen Fülle seines eigenen Erlebens heraus geschaffen hat. Die Züge der bekleideten Gestalt auf dem Bilde kehren nun in mehreren Frauendarstellungen Tizians aus derselben Zeit wieder. Dieses hinreißend schöne Wesen erscheint auch als Salome in der Galeria Doria zu Rom, als ein blondes Mädchen auf dem Bacchanal im Prado, als Flora in den Uffizien von Florenz, als die berühmte „Maitresse de Titien" im Louvre und schließlich als Vanitas in der Münchener Pinakothek. Wir wissen nun, daß Tizian eine Geliebte besaß, die Violante hieß und deren Namen er auf den Bildern von ihr durch ein Veilchen andeutete. Solch ein Veilchen befindet sich aber auf dreien der hier in Betracht kommenden Gemälde. Diese Violante muß ihm also auch als Modell für die „Himmlische und irdische Liebe" gedient haben. Suchen wir nun aus diesen verschiedenen Darstellungen der Schönen Tizians inneres Erlebnis zu ergründen, so steht das berühmte Bild der Villa Borghese am Anfang dieses Liebesromans. Tizian will die Gunst seiner Schönen erringen und macht Venus zu seiner Fürsprecherin. „Venus und Violante" also müssen wir das Bild nennen. Und den Ueberredungen der nackten Frau kann die Geliebte nicht widerstehen. Sie gibt sich ihm zu eigen, und ihre Porträts der nächsten Jahre zeigen die ganze Glut und Leidenschaft, die Tizian für sie empfindet. Doch der schöne Rausch verschwindet, und die Geschichte, die so wundervoll idyllisch begann, klingt wehmütig in dem Vanitasbilde aus, dem Symbol aller menschlichen Eitelkeit: Tizian hat ein anderes Verhältnis angeknüpft, wahrscheinlich mit jener Barbierstochter aus Cadore, Cecilia, die er dann 1525 heiratete.

Kostbare Autographen. Ein hochinteressanter Brief aus dem Jahre 1829 vom König Ludwig II. von Bayern, nach seiner Entthronung an den Freiherrn von Zedlitz gerichtet: „München, 11. April 1848. Herr Freyherr von Zedlitz, ein

Brief von einem Manne wie Sie, das erfreut, erfreut innig. — Seit ich die Kindsstube verlassen, fühlte ich mich nicht glücklich, wie auf dem Throne; meinen Berufsgeschäften obliegen, war mir Genuß, aber König seyn, regieren und herrschen innerhalb der Schranken unserer Verfassung; keinen Scheinkönig abgeben; keine entwürdigte Krone würde ich tragen. Die Empörung siegte, die Krone ward entwürdigt . . . ich legte die Krone nieder. — Balsam waren Ihre Worte für mein so arg verwundetes Herz.“ — Von Wieland ist ein reizender Brief an den Kriegsrat Merck: „Bruderherz! Dein Brief, den ich eben itzt erhalte, nein, Du bester, einziger, edler, guter Mann! Ich kann nicht zu Worte bringen, wie heilig er mir ist, wie ich Dich liebe. Dank sey der Närrin Caroline Herder! Ohne die alberne Weiberklatschcrei dieser Gevatterinnen hätten vielleicht noch Jahre vergehen können, ehe ich Gelegenheit bekommen hätte, diesen letzten Blick in das Innere Deines Herzens und Wesens zu tun.“ — Ebenso originell ist ein Brief von Herder aus Heidelberg. Er schreibt: „Bei unserer Ankunft in Mannheim waren wir in einer elenden Komödienbude, wo elende deutsche Schauspieler eine elende Uebersetzung des elenden französischen Schauspiels Tancred sehr elend darstellten.“ — Und Iffland schreibt an Kirms in Weimar, Goethes Adlatus am Theater: „Mein Humor? Schändlich! Mein Herz? Dasselbe wie meine Liebe für Sie.“ — Baggesen schreibt an Jean Paul aus Cutin 1798: „Ich glaube. lieber Jean Paul, daß es möglich ist, drei Personen mehr als sich selbst zu lieben. Nehmlich: Seine Frau, seinen Freund und — seinen Jean Paul, und daß man in der That keinen Heller wert ist, wenn man diese drey außer uns vorhandenen Selbstwesen nicht wirklich mehr liebt, als das eigene Ich, daß man ohnehin im Grunde gar nicht lieben kann. Ziehe den herrlichen Herder, an dessen Hals ich auch nicht geweint habe, mit in unsere Umarmung hinein, wie ich unsern treuen, ewig liebenden Jacobi mit hineinziehe. — Meine ganze Seele weint — Sei mir gut, Du Guter!“

Die Deutschen in Brasilien.

I.

Unter dieser Ueberschrift bringt der „Estado de S. Paulo“ einen Artikel aus der Feder des Herrn Dr. Oliveira Lima, der bekanntlich brasilianischer Gesandter in Brüssel, Mitglied der Akademie und einer der in wissenschaftlicher Beziehung hervorragendsten Männer Brasiliens ist. Der Artikel könnte „Die deutsche Gefahr“ überschrieben sein, denn — nicht gegen diese, denn sie existiert nicht — sondern gegen die immer wieder auftauchende Sage davon, ihre Erfinder und Verbreiter ist er gerichtet. Wir freuen uns, daß der brasilianische Staatsmann uns Deutsche mit soviel Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, ja, mit soviel Wohlwollen, beurteilt. Ein Staatsmann, ein Diplomat soll und darf keine „Vorliebe“ für fremde Nationen haben, sein ganzes Herz muß seinem Vaterlande gehören, sein ganzes Bestreben darauf gerichtet sein, dessen Wohlfahrt und Größe zu mehren. Es wäre töricht von uns, wenn wir von der brasilianischen Regierung und von dem brasilianischen Volke eine „Bevorzugung“ verlangen oder erwarten wollten, zu desto größerer Genugtuung muß es uns gereichen, wenn wir mit Wohlwollen beurteilt und gegen unlautere Verdächtigungen in Schutz genommen werden. Doch lassen wir Herrn Oliveira Lima selbst sprechen.

„Die Auswanderung ist seit dem Zeitalter der großen Entdeckungen offen, denn durch Auswanderer wurden die neuen Länder bevölkert, — wie hätte es auch anders sein können — und ihre Zivilisation ist ein mehr oder weniger getreues Abbild der europäischen. Nichts hätte übrigens den Mutterländern naturgemäßer erscheinen können, als zu sehen, wie sich ihre Kolonien Dank den Anstrengungen ihrer Landeskinder entwickelten.

Man trachtete nur dann den Auszug dieser Landeskinder zu beschränken und zu erschweren, wenn das Mutterland — wie zum Beispiel Portugal — wenig bevölkert war und die sehr ausgedehnten Kolonien im umgekehrten Größenverhältnis zum Mutterlande standen. Das Ganze aber war nur ein Vaterland, über dem dieselbe Flagge wehte und über welches dieselbe Staatsgewalt das Scepter hielt. Ausländer waren von manchen Kolonien ausgeschlossen, in anderen einer besonderen Ueberwachung unterworfen, unwillkommen waren sie überall. Ihr Besuch konnte übrigens nur geringes Vergnügen bereiten, denn entweder kamen sie, um zu plündern, oder Kontributionen zu erpressen, oder aber sie machten den Angesessenen in der Jagd nach den Reichtümern des Landes Konkurrenz.

Die Kolonien — die englischen nicht ausgeschlossen — wurden denn als eifersüchtig gehütetes Eigentum betrachtet und vom Mutterland zu seinem Vorteil ausgebeutet. Erst dann begannen sie, auch fremden Fleiße ein Feld zur Betätigung zu bieten, wenn ihre Bewohner politische Unabhängigkeit erwarben und über ihr Geschick selbst bestimmten.

Was sich also während der Kolonialzeit ereignete, bietet nur ein geschichtliches, mitunter ein wissenschaftliches Interesse. Was die Deutschen in Brasilien anbetrifft, so ist es nicht ohne Bedeutung, daß die Gefangenschaft Hans Stadens und die Reisen Ulrich Schmiedels zu den interessantesten Episoden des 16. Jahrhunderts zählen, das so reich war an dramatischen Zwischenfällen in überseeischen Ländern, denn es war das Jahrhundert par excellence der Kämpfe mit den Wilden, und daß im 17. Jahrhundert der Deutsche Markgraf und der Holländer Piso die Reihe der großen zu Beobachtungen und Studien in der Neuen Welt unternommenen Reisen eröffneten.

Brasilien durchlief indessen in seiner Entwickelung eine Uebergangsphase, die die übrigen amerikanischen Länder nicht kennen lernten, denn diese wurden nach blutigen Kämpfen aus europäischen Besitzungen zu selbständigen Reichen mit republikanischer Staatsform, für welche die Vereinigten Staaten dem Reste des Kontinents das Urbild lieferten — ein Urbild, das zwar mitunter sehr entstellt erscheint, aber doch stets in seinen Grundzügen zu erkennen ist. Wir meinen damit die Tatsache, daß Brasilien dem portugiesischen Königtum, das Napoleon I. zerstören wollte, als Zufluchtsort diente, und daß Rio de Janeiro zur Hauptstadt des ungeheuren Kolonialreiches erhoben wurde, die Lissabon bis dahin gewesen war. Man fing unwillkürlich an, von der „Hauptstadt des Königreichs, Rio de Janeiro,“ zu sprechen, und die portugiesischen Minister wurden mehr als einmal offiziell als brasilianische Minister bezeichnet.

Uebrigens gründete man, nachdem die portugiesischen Bevollmächtigten auf dem Wiener Kongreß im Jahre 1816 die Größe und den Reichtum der portugiesischen Kolonien als Trumpf ausgespielt hatten, um die Zulassung ihres Landes als achte der Großmächte durchzusetzen, die jenen Kongreß leiteten, der zur Wiederherstellung des Gleichgewichts auf der Welt einberufen worden war, das „Vereinigte Königreich von Portugal und Brasilien“ in der Absicht, ein Band zu festigen, das schon damals sich zu lockern anfing und das einige Jahre später zerriß, worauf in Amerika das Kaiserreich Brasilien entstand, das von 1822 bis 1889 bestand.

Unter König Johann VI. fanden während seines Aufenthalts in Brasilien die ersten Versuche mit einer europäischen Kolonisation statt — die ersten für die Länder Amerikas im modernen Sinne des Wortes „Kolonisation“. Neu-Freiburg (Novo Friburgo) auf den Bergen, die den Horizont der Bai von Rio de Janeiro begrenzen, verdankte seinen Ursprung der Ansiedelung von Schweizern. Unmittelbar darauf, unter D. Pedro I., wurden die ersten deutschen „Kolonien“ in Südbrasilien gegründet, deren unzeitgemäßer Typus im Verschwinden ist, und die noch in neuester Zeit Anlaß zu einem merkwürdigen Mißverständnis gegeben haben.

Der Patriotismus ist von Natur empfindlich und wallt oft

wegen nichtiger Ursachen auf. Es erhob sich großer Lärm, weil der von Justus Perthes herausgegebene Stielersche Atlas verschiedene „Siedelungen“ und „Kolonien“ in Südbrasilien angibt. Man protestierte gegen die Annexion — auf der Landkarte, und gegen den imperialistischen Geist, von dem ich nicht behaupten will, daß niemand in Deutschland davon träumt — wie das anderswo auch der Fall sein könnte in Bezug auf so fruchtbare und Bewunderung erweckende Ländereien — der aber nach den von ihm abgegebenen Erklärungen keineswegs die friedlichen Absichten des Herausgebers leitete. Sein Beweisgrund war der, daß die Firma Perthes, wenn eine Besitzergreifung stattgefunden hätte, das Wort „Besitzung“ (possessão) und nicht „Siedelung“ (estabelecimento) oder „Kolonie“ (colonia) angewandt haben würde, letzteren Ausdruck in demselben Sinne, in dem er jetzt von der brasilianischen Regierung angewendet wird. (Ackerbaukolonie).

Einerseits waren die ersten „Kolonien“ die Frucht privater Spekulationen, die natürlich in gewinnsüchtiger und nicht selten unehrlicher Absicht unternommen wurden und daren Mittelpunkt Hamburg war. Die Heldentaten des berühmten Majors Schaffer dienten den damaligen Reklameschriften zum Thema. Die Anwerber von Auswanderern kümmerten sich nur um ihren Gewinn und die Auswanderer selbst gingen mit phantastischen Hoffnungen in die Fremde. Auf beiden Seiten mußten sich daher aus der Lage unangenehme Folgen ergeben. Andererseits beging die brasilianische Regierung den großen Fehler, die Ankömmlinge in einsamgelegenen, von aller Zivilisation weit entfernten Gegenden unterzubringen, wo alle Umstände für und keine gegen ihre weltabgeschlossene und deshalb egoistische Entwickelung waren. So entstanden aus den deutschen Kolonien wahre Kolonien im griechisch-römischen Sinne des Wortes, „fremde Gebiete auf der Landkarte Brasiliens.“

Als die deutschen Siege die Hoffnungen und selbst den Ehrgeiz Deutschlands förderten, als das „Deutschtum“ daranging, die Welt — wenigstens moralisch — zu erobern, als die Rheingrenze unendlich weit zurückgeschoben wurde — da war es ganz logisch, daß man auf die Provinzen in weiter Ferne, in denen diese Kolonien existierten, als auf das Arbeitsfeld hinwies, wo vielleicht oder gewiß, jedenfalls sofort, die kommerzielle, wirtschaftliche, wissenschaftliche und politische Kraftäußerung des mächtigen Reiches sich betätigen könne, das die Frucht einer so langwierigen und mühseligen Entwicklung war und aus ihr um so tatkräftiger, unternehmender und fortschrittshungriger hervorging.

Die „deutsche Gefahr“ wurde denn auch ausgeheckt und mit großer Wahrscheinlichkeit vorgeführt. Die Sage davon paßte den Vereinigten Staaten ausgezeichnet in ihre Rechnung, sie gaben sich die größte Mühe, sie zu verbreiten, sie mit allem Schein der Wahrheit zu bekleiden, aus hie und da vereinzelt auftretenden Wünschen und Tendenzen allgemeingültige Schlüsse zu ziehen und daraus einen der Berechtigungsgründe für ihre Monroedoktrin und für eine engere Abhängigkeit der ungeheuren Gebiete Südamerikas von ihnen selbst herzuleiten. Die Anspielungen auf die „deutsche Gefahr“ kehren immer von Zeit zu Zeit in den Spalten der amerikanischen und europäischen Zeitungen wieder: wenn auch die Drohung bisher nicht zur Wirklichkeit geworden ist, so dient sie doch als Vorwand. Der Fall mit dem „Panther“ wurde vor einigen Jahren nach allen Regeln der Kunst ausgebeutet, und gerade in den letzten Monaten erscheinen ohne jede unmittelbare Veranlassung zahlreiche Artikel und Mitteilungen in der brasilianischen Presse, die die geringe Anpassungsfähigkeit des germanischen Elements, das in drei oder eigentlich zwei der südlichen Staaten Brasiliens ansässig ist, hervorheben. Das Land macht jetzt eine Wachstumskrisis durch und empfindet sozusagen die Anwesenheit von Fremdkörpern in seinem Organismus als unangenehm. Der Eindruck jedoch, den der neuausgebrochene Streit macht, ist der, daß es sehr schwer ist, Geschichte zu schreiben.

São Paulo.

— Die Staatsregierung läßt das Gerücht, daß sie den Verkauf eines größeren Postens des sogenannten Valorisationskaffees angeordnet habe, dementieren. Wenn es zum Verkauf eines Teiles des für die Valorisationsanleihe verpfändeten Kaffees kommen werde, so könne das erst geschehen, nachdem das Valorisationskomitee seine Januarkonferenz abgehalten habe. Auch dürfe der zum Verkauf zu stellende Posten vertragsmäßig 600.000 Sack nicht übersteigen. Nur das Valolirasationskomitee könne späterhin beschließen, ob weitere Verkäufe angebracht seien. — Aus diesem Dementi geht ziemlich deutlich hervor, daß Ende Januar oder im Februar 600.000 Sack Valorisationskaffee auf den Markt kommen werden, denn sonst wäre eine andere Form gewählt worden, um jenes Gerücht zu bestreiten. Hat doch die Staatsregierung selbst alles Interesse an hohen Kaffeepreisen, denen durch die Verkäufe von Valorisationskaffee natürlich Abbruch getan wird. Wenn sie sich, wie man aus der Form des Dementis folgern muß, trotzdem zur alsbaldigen Abstoßung eines Teiles ihres Lagers entschließt, so gibt es dafür drei Erklärungen: entweder braucht unser Staat notwendig Geld, oder die nächste Ernte wird doch besser ausfallen, als erzählt wird, oder aber die Regierung will ein allzu schnelles Steigen der Preise verhüten, um nicht die Pflanzer anderer Länder zur sofortigen Ausdehnung ihrer Kaffeeplantagen zu reizen. Ohne gute Gründe wird sie die Aufwärtsbewegung der Preise durch ihre Verkäufe jedenfalls nicht hemmen.

— Herr João Niemeyer hatte die Liebenswürdigkeit, uns eine Flasche „Saponol“ zuzusenden. Dieses Präparat seiner Erfindung dient dazu, Flecken aus Kleidern, Fußböden, Marmorplatten usw. zu entfernen. Auch wirkt es als energisches Desinfektionsmittel, das die Fliegen, Moskitos und anderes Ungeziefer vertreibt. Die Anwendung ist sehr einfach. Das Präparat ist vorrätig bei der Firma Guinle & Comp. in der Rua Direita.

— Für die Umgestaltung der Innenstadt hat auch die Staatsregierung ein Projekt ausarbeiten lassen, und zwar durch den Ingenieur Samuel das Neves. In diesem Projekt werden folgende Vorschläge gemacht: Verlängerung der Avenida Luiz Antonio bis zur Kreuzung der Rua da Quitanda mit der Rua da Commercio, Verlängerung der Rua da Quitanda über die Rua 15 de Novembro hinaus bis zur Einmündung in den geplanten Viadukt, der die Rua da Boa Vista mit dem Largo do Palacio verbinden soll. Verbreiterung der Rua Libero Badaro unter Verwendung des übrigbleibenden Geländes auf der ungeraden Seite zwischen der Rua S. João und der Rua Direita zur Herstellung eines „Belvedere“. An der Rua Direita soll ein Platz geschaffen und jenseits dieser Straße die Verbreiterung der Rua Libero Badaro in einer Kurve bis zum Largo de S. Francisco durchgeführt werden.

— Unsere geschätzte Fluminenser Kollegin, die „Imprensa“, hat am Sonnabend einen neuen Jahrgang begonnen. Das Blatt hat sich unter der umsichtigen Leitung des Bundesdeputierten und Mitglieds der Academia Brasileira de Letras, Dr. Alcindo Guanabara, eine hervorragende Stellung in der brasilianischen Presse erworben, nicht nur vermöge der Mannigfaltigkeit und übersichtlichen Anordnung seines Inhalts, sondern vor allem vermöge seiner unparteiischen und selbständigen Haltung, die immer durch die Rücksicht auf die Interessen des Vaterlandes bestimmt wird. Wir entbieten der geschätzten Kollegin und Herrn Alcindo Guanabara auch an dieser Stelle unsere besten Wünsche für das neue Jahr.

— Sonnabend gegen 7 Uhr abends verhaftete der wachhabende Polizist in der Rua Solon einen gewissen Orestes Fa-

Batti, der betrunken war und großen Lärm machte. Der Verhaftete setzte sich zur Wehr und schrie laut um Hilfe. Es sammelte sich eine große Menschenmenge an, die die Partei des Verhafteten nahm. Trotzdem gelang es dem Soldaten, den Widerspenstigen bis zum Hause Nr. 76 der Rua Tenente Penna zu bringen, wo ihm der Soldat Antonio Massanelli, der dort wohnt und der gerade zu Hause war, weil er dienstfrei war, zu Hilfe kam. Als man in die Rua dos Immigrantes gekommen war, mengte sich der Besitzer einer Kneipe, die sich in Nr. 203 der genannten Straße befindet, in den Streit und forderte ein Individuum aus der Volksmenge auf, doch auf die Soldaten zu schießen, was der betreffende Mensch auch ohne weiteres tat. Er gab von hinten einen Schuß auf Massanelli ab, der diesem durch den Unterleib ging und ihn sehr schwer verwundete. Dem Verbrecher, dessen Namen man nicht kennt, gelang es, zu entfliehen.

— Frau Rosa de Medeiros Coelho, die, wie wir vor einiger Zeit meldeten, von ihrem brutalen Manne schrecklich mißhandelt und dann 5 Tage lang in hilflosem Zustande sich selbst überlassen worden war, ist gestern im Krankenhause gestorben.

— Das für gestern im Antarcticapark angesagte Sportfest fand nicht in seinem ganzen Umfange statt, denn die vom Sportklub Germania geplanten einleitenden Wettspiele fielen aus. An dem Marathonlauf nahmen verschiedene Mitglieder hiesiger Sportklubs teil. Herr Urbino Taccola vom Klub „Esperia“ mußte das Rennen aufgeben, da er erkrankte, was fast zu einem Konflikt geführt hätte, da seine Freunde behaupteten, er sei von den Vertretern des Sportklubs „Tieté“ an den Beinen verwundet worden. Die Grundlosigkeit dieser Behauptung wurde indes durch einen bekannten hiesigen Arzt nachgewiesen, der Herrn Urbino Taccola untersuchte, aber keinerlei Hautverletzung an ihm entdeckte. Sieger wurde also schließlich der Klub „Tieté“. Nach dem Marathonlauf fand der Fußballwettkampf zwischen der brasilianischen und der ausländischen Mannschaft statt. Erstere siegte mit 5 zu 3, auf beiden Seiten wurde wacker gekämpft.

— Der Tagesordnung der am Sonnabend abgehaltenen Sitzung der Munizipalkammer entnehmen wir folgende Einzelheiten. Herr J. Oswald weist die Präfektur darauf hin, daß es angebracht sei, hinter dem Gitter des Araçafriedhofes Eisenbleche anbringen zu lassen, damit die Vorüberfahrenden und -gehenden nicht immer den Anblick der Gräber haben, der vielen Leuten unangenehm ist. Außerdem solle über dem Eingangstor zu genanntem Friedhofe ein kleines Dach errichtet werden, damit die Besucher des Friedhofes an Regentagen einigen Schutz finden. — Herr Rocha Azevedo beantragt, die Präfektur möge dafür sorgen, in der Rua 15 de Novembro das alte Eckhaus am Largo do Thesouro, das weit in die sonst in diesem Teile bereits verbreiterte Straße vorsteht, so bald als möglich aus dem Wege zu räumen, ebenso die Grundstücke, die in der Rua do Rosario noch ein bedeutendes Verkehrshindernis bilden. Sollte die Präfektur schon alle Mittel, die Zustimmung der betreffenden Hausbesitzer auf gütlichem Wege zu erlangen, vergeblich versucht haben, so sei ohne weitere Verzögerung das entsprechende Enteignungsverfahren einzuleiten. — Herr J. Marra ergreift das Wort, um der Kammer einen Gesetzentwurf zu unterbreiten, der die Nummerierung der Häuser besser regeln soll, als das bisher geschehen ist. Der Entwurf enthält folgende Bestimmungen: Die Präfektur wird ermächtigt, die Nummerierung der Häuser der Stadt zu revidieren, um zu vermeiden, daß Neubauten oder Neueinteilungen von Häusern in Zukunft Aenderungen verursachen. Die Nummern sollen wie bisher, auf der rechten Straßenseite gerade, auf der linken ungerade sein. Die Nummer jedes Hauses soll an seinem Haupteingang befestigt werden und soll die Entfernung angeben, die die Mitte der Tür von einem am Anfang der betreffenden Straße angebrachten Zeichen hat. Die Entfernung wird in Metern angegeben, wobei unter 50 cm außer Betracht gelassen, über 50 cm als ein Meter gerechnet werden. Sollte sich dabei für eine auf der rechten Straßenseite liegende Tür eine ungerade Nummer ergeben oder umgekehrt, so soll die Präfektur die Zahl um eins verringern oder erhöhen, je nachdem die Umstände es erfordern, um die Wiederholung derselben Nummer zu vermeiden. (Ein Haus, dessen Tür also z. B. 275 m von dem Anfangspunkt entfernt wäre, würde auf der linken Straßenseite die Nummer 275 erhalten, auf der rechten die Nummer 274, oder, wenn bereits die Nachbartür diese Nummer hat, 276.) Die Praça Antonio Prado soll als Stadtmittelpunkt betrachtet werden, von dem die Nummerierung sämtlicher Straßen ausgeht. Die an Plätzen liegenden Grundstücke sollen fortlaufend nummeriert werden, wobei als Anfangspunkt die der Praça Antonio Prado am nächsten liegende Ecke zu nehmen ist. Die Nummerntafeln sollen in 2 Meter Höhe über dem Bürgersteig an den Haustüren befestigt werden und zwar durch Angestellte der Präfektur. Die Präfektur kann die Anfangspunkte mit Kennzeichen versehen, doch dürfen diese dem Verkehr nicht hinderlich sein. Das Projekt enthält noch eine Reihe technischer Einzelheiten. — Zum Schluß wurde noch ein Entwurf des Herrn Mario Amaral verlesen, nach welchem künftig zwischen der Festsetzung einer städtischen Steuer und dem Beginn der Einziehung ein Zeitraum von mindestens einem Monat liegen muß. Innerhalb der ersten zehn Tage dieses Monats hat die Präfektur durch einmalige Veröffentlichung die Steuerzahler von der erfolgten Veranlagung in Kenntnis zu setzen, worauf diese dann 20 Tage Frist zur Geltendmachung etwaiger Reklamationen haben. Sollte die Präfektur die Reklamation verwerfen, ist eine abermalige Frist von 20 Tagen vorgesehen, binnen welcher die Entscheidung der Munizipalkammer angerufen werden kann.

— Die von dem deutsch-brasilianischen Maler Herrn P. Weingärtner veranstaltete Ausstellung seiner Gemälde, deren bevorstehende Eröffnung wir bereits meldeten, ist nunmehr dem Besuche des Publikums zugänglich, nachdem Sonnabend die Eröffnung vor geladenen Gästen stattfand. Der Katalog umfaßt 46 Gemälde, von denen jedoch 5 noch nicht angekommen sind. Besonders hervorzuheben sind die Gemälde „Mystische Rose“, das eine von blühenden Rosen umgebene ideale Frauengestalt darstellt, ferner „Geschirrverkäuferin“, besonders auch No. 10, „Konvenienzheirat“ betitelt. Auch das Gemälde „Schmetterlinge“, auf dem zwei Ballettänzerinnen einen Kasten mit aufgespannten Schmetterlingen betrachten, zeugt von dem großen koloristischen Können Weingärtners. Die Nummern 31 bis 40 stellen portugiesische Landschaften vor, ebenso zeigen einige der übrigen Gemälde lebendig dargestellte Szenen aus dem portugiesischen Volksleben. Frucht seiner auf Anraten des verstorbenen Herrn J. Nabuco unternommenen Studienreise nach Portugal. Von den ausgestellten Gemälden hat schon eine ganze Reihe Käufer gefunden.

Munizipien.

Santos. Gestern nachmittags 2 Uhr erfolgte die Einweihung der in Villa Alzira, Avenida Conselheiro Nebias 320, neuerrichteten Fabrik zur Herstellung von Bananenmehl, getrockneter und verzuckerter Bananen.

— Am Freitag kam mit dem deutschen Dampfer „Santa Ursula“ ein großes für Rio Grande do Sul bestimmtes Lastboot an, das den Namen „Selma“ führt und von dem zu diesem Zweck vor einigen Tagen hier angekommenen Schlepper „S. Gonçalo“ nach seinem Bestimmungsort gebracht werden soll.

— Bei der gestern abgehaltenen Ruderregatta siegte Herr Edgard Perdigão vom Ruderklub „Saldanha da Gama“ im Wettrudern um die Meisterschaft von S. Paulo. Herr Perdigão hat mit diesem Sieg den Titel eines Meisterruderers von S. Paulo nun schon zum drittenmal erworben.

— Die Löschungsarbeiten an dem Dampfer „Amiral Ponty“ dauerten Sonnabend noch bis 3 Uhr nachmittags, wobei 4 Krähne arbeiteten. Es wurde fast alles gelöscht. Die meuternden Passagiere hatten sich vollständig beruhigt, veranstalteten sogar auf Deck einen solennen Ball, der die ganze Nacht durch dauerte. Bei der Abfahrt brachten sie Hochrufe auf die Behörden aus und winkten noch lange mit Tüchern.

Campinas. Herr Oberst Rondon, Chef der Kommission zum Schutze für die Indianer, richtete an das hiesige Zentrum für Wissenschaft und Kultur ein langes Schreiben, in dem er über die bereits erreichten beachtenswerten Erfolge berichtet. Die „Nhambiquaras“, die von den Gegnern einer freundschaftlichen Verständigung als „unzähmbar“ hingestellt wurden und deren Vertilgung durch Feuer und Schwert als unbedingt erforderlich galt, haben versprochen, Ruhe zu halten, ebenso die Ivanches und der die Serra do Norte bewohnende Stamm. Im ganzen Bereich der Telegraphenlinien herrscht Ruhe, so daß die Arbeiten ungestört ihren Fortgang nehmen können. Betreffs der Indianer der Serra do Norte gibt der Bericht die Meinung des amerikanischen Ingenieurs F. Moritz wieder, der sie als Leute von großer Intelligenz schildert, die Brasilien noch sehr gute Dienste leisten können.

S. Carlos do Pinhal. Der Italiener Giovanni Belotti, der schon früher hier ansässig war, hatte sich von einem der argentinischen Agenten, die sich vor einiger Zeit hier herumtrieben, um die Kolonisten zur Auswanderung nach diesem Lande zu verlocken, verführen lassen, fand aber in Argentinien nichts als eine Reihe der schlimmsten Enttäuschungen. Statt die versprochenen goldenen Berge zu finden, geriet er in die größte Armut und ist froh, daß es ihm noch möglich war, nach Ueberwindung der größten Schwierigkeiten wieder hierher zurückzukehren. Er beabsichtigt, in Italien vor der Auswanderung nach Argentinien zu warnen.

Bundeshauptstadt.

— Am 7. dieses Monats kam mit dem Dampfer „Junin“ die für Petropolis bestimmte Statue des Kaisers D. Pedro II. an. Der Vorsitzende der Denkmalskommission, Graf Alfonso Celso, will sich darum bemühen, daß das Standbild sofort ohne Erfüllung von Zollformalitäten nach seinem Bestimmungsorte überführt werde. Da das Postament bereits fertig ist, kann die Einweihung vielleicht noch im Laufe dieses Monats erfolgen.

— Die Präfektur des Bundesdistrikts hatte im November eine Einnahme von 5.226:579$030, wobei ein vorhandenes Kassensaldo von 1.842:514$917 miteingerechnet ist. Die Ausgaben betrugen 4.694:954$467, so daß ein Saldo von . . . 831:614$563 für Dezember verblieb.

Aus den Bundesstaaten.

Minas. Die Munizipalkammer von Uberaba telegraphierte an den Landwirtschaftsminister, die Stadt sei bereit, das zur Gründung einer Ackerbauschule notwendige Gebäude und Land der Regierung vollständig unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Sie habe dieses Anerbieten schon einmal dem früheren Finanzminister unterbreitet, es sei aber nichts geschehen.

Parana. In Curityba versuchte eine Frau namens Luiza Ribeiro Selbstmord zu begehen, indem sie Stecknadeln in Seidenpapier wickelte und verschluckte. Sie fing aber bald an zu schreien, denn die Stecknadeln blieben ihr im Halse stecken und wurden vom Polizeiarzt wieder herausgeholt.

— Der Direktor des städtischen Gesundheitsamtes von Curityba ordnete eine genaue chemische Untersuchung aller im Staate hergestellten Biere an.

Die zweite Meuterei.

Durch die Gewährung der Amnestie hatte die Meuterei der Matrosen der Dreadnoughts „Minas Geraes“ und „S. Paulo“, des Panzerschiffs „Deodoro“ und des Aufklärungskreuzers „Bahia“ am Freitag vor 14 Tagen ihr Ende gefunden. Diese Lösung, die allerdings größere Verluste an Leben und Eigentum vermied, war nicht von allen Seiten günstig aufgenommen worden. Der Bundespräsident selbst hatte sich nur mit größtem Widerstreben den Forderungen der Politiker gefügt, auf deren Mitarbeit er angewiesen ist. In den Offizierskreisen des Heeres sowohl wie der Marine griff begreiflicher Weise ein großes und berechtigtes Mißbehagen um sich, denn die Disziplin mußte unter jener Lösung natürlich schwer leiden. Auch unter der Zivilbevölkerung gab es viele aufrichtige Vaterlandsfreunde, die lieber Opfer an Gut und Blut gebracht, als die innere Festigkeit unserer Landesverteidigung und unser äußeres Ansehen in dieser Weise gefährdet hätten. Aber schließlich mußte jedermann einsehen, daß eine den militärischen Begriffen entsprechende Lösung den Präsidenten in einen unheilvollen Konflikt mit dem Parlament getrieben hätte.

So wurde es denn dankbar aufgenommen, daß die Regierung wenigstens nach Beilegung der Meuterei alles tat, was sie tun konnte, um die gefährdete Disziplin zu retten. Es wäre niemals zur Meuterei gekommen, wenn in der Marine nicht so viele zweifelhafte und verbrecherische Subjekte dienten, die an Bord der Kriegsschiffe Zuflucht vor der Polizei suchten und fanden. Daher traf die Regierung die sehr vernünftige Anordnung, daß alle diejenigen Matrosen und Unteroffiziere, deren Vorleben ihr Verbleiben im Dienst nicht ratsam erscheinen ließ, nach und nach zu verabschieden wären. Lieber wollte man weniger Schiffe bemannen, als die Fahrzeuge einer zügellosen Rotte ausliefern, die unsere Verteidigungsmittel gegen uns selbst gebrauchen könnte und die obendrein voraussichtlich im Kriegsfalle versagen würde. Dieser Entschluß war für die Regierung um so leichter, als ja ein großer Teil der Schiffe für den Ernstfall gar nicht mehr in Betracht kommt und nur noch zu Parade- und Renommierzwecken gut ist.

Alle vernünftig und billig Denkenden spendeten dem Dekret der Regierung Beifall. Nur ein paar verbissene Zivilisten, an ihrer Spitze natürlich der unheilvolle Senator Ruy Barbosa, suchten daraus Kapital für ihre dunklen Ziele zu schlagen. In einer seiner üblichen ellenlangen Reden beschuldigte der durchgefallene Präsidentschaftskandidat den Marschall Hermes des Amnestiebruchs. Als ob die Amnestie, d. h. die Straflosigkeit für die Meuterei, etwas mit einer ganz allgemeinen, weder auf die Meuterer beschränkten noch auf die Meuterei zielenden Maßregel zu tun hätte, die im Interesse der Disziplin schon unter den vorhergehenden Regierungen von allen Seiten gefordert worden war, auch von denen, die jetzt in Ruys Deklamationen einstimmen! Natürlich konnte dieses unpatriotische Gebahren ihres „Patrons“, der die Meuterer bekanntlich empfangen und Blumenarrangements von ihnen angenommen hat, seinen Eindruck auf die Seeleute nicht verfehlen. Auf die ungebildeten Leute mußten die sophistischen Spitzfindereien des Schwätzers um so größeren Eindruck machen, als sie, wie immer, in blendender Form vorgetragen wurden.

Es war daher nicht verwunderlich, daß seit der Meuterei die Gerüchte über eine drohende neue Bewegung kein Ende nehmen wollten. Die Wahrscheinlichkeit war um so größer, als ja bekanntlich die politische Lage überhaupt sehr ernst ist. Die Unfähigkeit und Energielosigkeit der Majorität verbunden mit der Gewissenlosigkeit bestimmter Elemente der Minorität lassen uns einem Zustande zutreiben, in dem dem Marschall nichts übrig bleiben wird, als die Diktatur. Daß in solchen Zeitläuften die Erregung der Seeleute leichter zum ge-

waltsamen Ausbruch führt, besonders wenn seitens eben jener bestimmter Elemente noch gehetzt und gewühlt wird, ist klar. Und so wurden denn am Freitag abend die Gerüchte zur traurigen Wahrheit.

Die erste Kunde kam am Sonnabend, kurz nach Mittag, nach S. Paulo. Beim Staatspräsidenten lief ein Telegramm des Ministers des Innern ein, worin dieser mitteilte, daß an Bord des Aufklärungskreuzers „Rio Grande do Sul" und unter dem auf der Cobra-Insel garnisonierenden Seebataillon eine Meuterei ausgebrochen sei, daß aber die Offiziere des Kreuzers die Bewegung alsbald erstickt hätten, während die Seesoldaten noch meuterten. Die Regierung habe energische Maßnahmen getroffen und hoffe, der Unbotmäßigen bald Herr zu werden. Eine ähnliche Mitteilung erhielt der Generalinspekteur unseres Militärbezirkes, Herr Osorio de Paiva. Das war zunächst alles, da genau wie das erstemal, der Telegraphenverkehr mit Rio gesperrt war. Der Schnellzug, der die Rioblätter bringt, aus denen wir Aufklärung erwarteten, kam auch mit Verspätung an, da er unterwegs einen Extrazug passieren lassen mußte, der das Jägerbataillon aus Lorena nach Rio führte. Auch während der Nacht zu gestern wurden keine Telegramme befördert, und erst am Vormittag lief die erste Drahtnachricht ein, die besagte, daß die Meuterer von der Cobrainsel völlig besiegt seien. Wir geben nachstehend nach den Rioblättern eine Darstellung der Ereignisse.

Der Ausbruch der neuen Meuterei hat die Regierung nicht überrascht. Sie war darauf gefaßt, daß die Bewegung vom November sich wiederholen werde. Die Vorgänge auf der „Rio Grande do Sul" hatten geringere Bedeutung. Dieser Kreuzer hatte Befehl erhalten, nach Santos abzugehen, um eventuell die Aktion der dortigen Behörden gegen die aufständischen Zwischendecker des französischen Dampfers „Amiral Ponty" zu unterstützen. Um halb 11 Uhr abends kam der Kapitänleutnant Pereira da Cunha, aus dem Kabinet des Marineministers, an Bord, um dem Kommandanten Befehle bezüglich der Ausreise zu überbringen. Der Kommandant, Korvettenkapitän Pedro Frontin, gab diese Befehle weiter, als plötzlich ein Teil der Mannschaft anfing, Drohrufe auszustoßen und blinde Schüsse abzugeben. Der Oberleutnant Carneiro da Cunha, der sich inmitten der Leute befand, suchte sie durch Zureden zur Vernunft zu bringen, wurde aber durch einen Schuß und einen Hieb schwer verwundet. Der Kommandant und die Offiziere zogen sich nun nach dem Heck des Schiffes zurück und beschossen die Meuterer, bis ein Unteroffizier ihnen zurief, sie möchten das Feuer einstellen, da die Leute zur Pflicht zurückkehrten, an der sie einen Augenblick infolge der Verführung durch einige vorbestrafte Matrosen irre geworden seien. Die Worte des Unteroffiziers entsprachen der Wahrheit. Die Mehrzahl der Besatzung hatte keine Lust, die Erfahrungen von João Candido und Genossen zu wiederholen, und so wurde die Bewegung im Keime erstickt. Leider erlag der brave Oberleutnant, den der Kommandant noch während des Feuers in einem Boote hatte an Land bringen lassen, unterwegs seinen Verletzungen. Auch ein junger Matrose des Kreuzers blieb tot, wie es scheint, ein Opfer seiner Bemühungen, den Offizier zu verteidigen.

Weit schlimmer waren die Vorgänge auf der Cobrainsel. Dort war der Zapfenstreich geblasen worden und die Leute hatten begonnen, sich zu entkleiden, als plötzlich das Signal zum Sammeln ertönte. Die Mannschaften griffen zu den Waffen und eilten ihren Stellungen zu. Die erste, zweite und fünfte Kompagnie des Seebataillons, von denen die Bewegung ausging, gaben blinde Schüsse ab und stießen Hochrufe auf die Freiheit aus. Die Offiziere, die die Leute zu beruhigen suchten, wurden in die Flucht gejagt. Ihnen schlossen sich viele Soldaten an, die die Bewegung nicht mitmachen wollten. Den Kommandanten des Bataillons, Kapitän Marques da Rocha, verhinderten treugebliebene Unteroffiziere und Mannschaften am Betreten des Kasernenhofes, wo ihm ein sicheres Ende beschieden gewesen wäre, und drängten ihn mit Gewalt zu einem Boot, das ihn nach dem Marinearsenal brachte. Von dort hatte schon einer seiner Offiziere die Nachricht nach dem Cattetepalast übermittelt.

Der Marschall gab sofort telephonische und schriftliche Befehle an die Minister des Kriegs- und der Marine, an den Stadtpräfekten und den Polizeichef. Mit bemerkenswerter Schnelligkeit wurden die Kais, namentlich an der Praça 15 de Novembro und der Kai Pharoux, sowie das Marinearsenal von Truppen und Polizeiabteilungen besetzt, um eine etwaige Landung der Meuterer zu verhüten. Die Mannschaften verschiedener Kriegsschiffe, denen man nicht recht traute, wurden an Land gebracht, als erste diejenige der „Bahia". Nach der „Rio Grande do Sul" gingen für alle Fälle Landtruppen ab. Die Meuterer von der Cobrainsel schickten an die Besatzungen der verschiedenen Kriegsschiffe Funkentelegramme, die von der Funkspruchstation Babylonia aufgefangen wurden. Sie telegraphierten: „Wir brauchen Hilfe. Das Heer ist gegen uns und will die Schlachtschiffe besetzen. Wir erwarten eine umgehende Antwort." Die Schiffe verständigten sich unter einander und kamen zu dem Beschluß, auf keinen Fall an der Bewegung teilzunehmen. Sie setzten den Marineminister davon, ebenfalls durch Funkspruch, in Kenntnis.

Der Kriegsschiffe sicher, hatte die Regierung leichtes Spiel. Sie ließ zunächst die Cobrainsel durch Infanterie beschießen und auf dem Hügel des S. Bentoklosters, am Kai Pharoux und an anderen geeigneten Punkten Artillerie auffahren. Als die Meuterer auch ihrerseits Geschütze in Stellung brachten und eine Granate in die Stadt sandten, eröffnete auch die Artillerie das Feuer. Die Kriegsschiffe bestrichen die Insel von der anderen Seite, übten auch mit Hilfe ihrer mächtigen Scheinwerfer eine wirksame Kontrolle aus, gelegentlich ein Boot mit Flüchtlingen abfassend. Es entwickelte sich ein regelrechtes Bombardement, bei dem die Leute von der Cobrainsel von vornherein keine Aussicht auf Erfolg hatten, denn sie waren weder genügend in der Bedienung der Geschütze bewandert, noch konnten sie es numerisch mit der Artillerie der Gegner aufnehmen, die obendrein noch Stellungen einnahm, von denen aus sie die Cobrainsel völlig beherrschte. Immerhin unterhielten sie das Gefecht mit großer Tapferkeit bis 10 Uhr morgens und ihre Granaten richteten im Stadtzentrum erheblichen Schaden an, namentlich natürlich am Kai Pharoux, an der Praça 15 de Novembro (Verkehrsministerium, Telegraphendirektion, Deputiertenkammer u. s. w.) und am Morro de S. Bento, wo das Benediktinerkloster vielfach beschädigt wurde. Es ist eine große Zahl von Verwundeten zu verzeichnen, darunter der Leiter der Operationen, General Menna Barreto und der Kriegsminister General Dantas Barreto. Auch viele Nichtkombatanten wurden verwundet, um so mehr, als das Volk in dichten Massen die Geschütze und die Truppen umdrängte, um den Erfolg der Schüsse beobachten zu können. Es gewährte einen eigentümlichen Anblick, einen Teil der Bevölkerung in panikartiger Flucht nach den Vororten, den anderen in lebhaftem Eifer auf dem Kampfplatze zu sehen. Eine ganze Reihe von Zivilpersonen beteiligte sich sogar am Gefecht, Munition herbeitragend, die Geschütze wieder in Stellung bringend u. s. w. Für die einen war es ein Sport — trotz den Verwundeten und Toten —, andere trieb die Erbitterung gegen die Ruhestörer zur Teilnahme.

Um 10 Uhr baten die Meuterer um Waffenstillstand, um die Verwundeten verbinden zu können, der ihnen auch gewährt wurde. Aber um halb 11 Uhr begann der Kampf wieder, in dem die Geschütze der Cobrainsel außer Gefecht gesetzt, der Hauptturm zusammengeschossen, die Wasserreservoire zerstört und alle Gebäude, namentlich aber die Kaserne des Seebataillons, schwer beschädigt wurden. Mürbe gemacht, versuchten die Soldaten zu verhandeln. Sie wollten die Waffen nie-

derlegen, wenn ihnen Amnestie gewährt würde. Ihre Unterhändler erhielten die Antwort, daß die Regierung sich auf keinerlei Verhandlungen einlassen werde: entweder bedingungslose Uebergabe oder Tod! Noch versuchten die Meuterer, den Widerstand fortzusetzen, aber nicht lange. Sie sahen das Vergebliche der Fortsetzung des Kampfes ein, waren durch den Mangel einer straffen Oberleitung und ihre vielen Verluste demoralisiert worden, und so wurde das Feuer auf ihrer Seite schwächer und schwächer. Um 4 Uhr nachmittags war die Auflösung in ihren Reihen vollständig. Da sie auf Gnade nicht zu rechnen hatten, so versuchten sie zu fliehen. In Booten und schwimmend, in Zivilkleidern und in Krankenkostümen (das Marinehospital befindet sich auf der Insel) suchten sie das Festland oder die Inseln zu erreichen. Es dürfte aber kaum einer entkommen sein, denn Kriegsschiffe, Landtruppen und Polizei nahmen sich ihrer liebevoll an. 107 wurden nach dem Zuchthaus, 157 nach dem Gefängnis, 200 nach der Infanteriekaserne in Realengo gebracht. Um 8 Uhr abends fing der Kreuzer „Alagoas" noch gegen 50 Stück auf. Die Landung auf der Insel, zu der schon alle Vorbereitungen getroffen waren, konnte somit unterbleiben. Die Kriegsschiffe bewachten jedoch die ganze Nacht hindurch die Insel vermittels ihrer Scheinwerfer und wurden gelegentlich noch des einen oder anderen Seesoldaten habhaft.

Gestern früh um 7 Uhr begab sich der Kommandant des Seebataillons Fregattkapitän Marques da Rocha mit 30 Mann von der treugebliebenen Kompagnie nach der Insel. Einige Augenblicke später folgte ein anderes Fahrzeug mit Soldaten und Matrosen. Man fand auf der Insel 48 Meuterer, die sich verborgen hielten und ihrer Verhaftung nicht den geringsten Widerstand entgegensetzten. Sonst fand man nur Leichen, manche in vorgeschrittenem Verwesungszustande, und Verwundete vor. Nachmittags besetzte ein Regiment Infanterie die verlassene und verwüstete Insel, auf der unter militärischen Ehrenbezeugungen die gelbgrüne Flagge wieder gehißt wurde. Die Gefangenen, unter denen sich auch der Rädelsführer, ein unter dem Namen „Piaba" bekannter Gefreiter, befindet, werden vor ein Kriegsgericht gestellt werden.

Und was war der Zweck der Erhebung? Das wissen die Meuterer selbst nicht! Am 23. November hatten sie sich nicht nur ruhig verhalten, sondern auch durchaus diensteifrig gezeigt. Sie hatten also am 9. Dezember um so weniger Anlaß zur Empörung. Tatsächlich vermochten sie auch in allen Verhören keinen Grund anzugeben! Ein Beweis mehr, daß nur die zivilistischen Demagogen sie zu der beklagenswerten Tat trieben, die dem Ansehen des Landes so schweren Schaden zufügte. Wir begrüßen es daher mit besonderer Genugtuung, daß die Regierung nicht erst mit den Politikern verhandelte, sondern innerhalb ihrer verfassungsmäßigen Befugnisse energisch durchgriff, ein Exempel statuierend, das sicherlich nicht ohne wohltätige Folgen bleiben wird.

Aus aller Welt.

— Die Marconi Wireleß Telegraph Company (Marconi-Gesellschaft für drahtlose Telegraphie) teilt mit, daß eine von Marconi vor seiner Abreise aus Buenos Aires auf der „Principessa Mafalda" erhaltene Depèsche des italienischen Lloyd den Empfang drahtloser Telegramme bestätigt, die von den transatlantischen Stationen zu Chifden in Irland und Glace Bay in Neuschottland aufgegeben wurden. Die Telegramme wurden ohne Benutzung einer Wechselstation auf eine Distanz von 6000 Meilen befördert. Die Möglichkeit einer direkten drahtlosen Telegraphenverbindung zwischen Europa und Amerika ist demgemäß gesichert. Gleichzeitig wurde die Einrichtung einer drahtlosen Verbindung zwischen Coltano in Italien und Südamerika ins Werk gesetzt.

— In Liverpool hat, wie englische Blätter berichten, ein katholischer Geistlicher einen echten Murillo billig erworben, der eine bemerkenswerte Vorgeschichte hat. Das Bild stellt eine Mutter-Gottes vor und befand sich zweifellos mehr als hundertfünfzig Jahre in Liverpool. Vor achtzig Jahren war es Eigentum eines Antiquitätenhändlers im seinerzeitigen spanischen Viertel Liverpools. Nach seinem Tode verkaufte sein Sohn das Gemälde einem Freunde, einem Bürger der Oranjerepublik. Als die Glaubenskämpfe in Liverpool wüteten, wollte letzterer das Bild nicht länger in seinem Hause behalten und es wurde neuerdings zum Kaufe angeboten. Pater Jeanrenaud, der Pfarrer der römisch-katholischen Kirche von St. Philipp Neri, hörte davon, eilte herbei und, entzückt von der Schönheit des Gemäldes, machte er ein Angebot und erstand es für eine verhältnismäßig kleine Summe. Die Leinwand war in einen alten Holzrahmen genagelt und vielfach besudelt. Als er eines Tages das Bild genauer prüfte, fand Pater Jeanrenaud die Initialien „B. E." auf der Rückseite des Rahmens. Die Buchstaben waren augenscheinlich schon vor vielen Jahren hingeschrieben worden. Der Priester schien den Wert des Bildes zu ahnen und betraute einen Sachverständigen mit dessen Prüfung. Dieser kam zu dem Schlusse, daß es ein echter Murillo und die Buchstaben auf dem Rahmen jene Bartolme Esteban Murillos seien. Nach Ansicht eines Kunstsachverständigen hat das Bild einen Wert von 2000 Pfund Sterling.

— Die Erkrankung des Kronprinzen Alexander von Serbien gibt gewissen politischen Kreisen neuerlich Anlaß, die Thronfolgefrage aufzurollen. Die Thronfolgefrage in Serbien ist durch die in aller Form erfolgte und durch die Skupschtina anerkannte Abdikation des Prinzen Georg erledigt. Eine Wiedereinsetzung des Prinzen Georg in die Rechte eines Thronfolgers kann nicht erfolgen und ist verfassungsmäßig unzulässig. Die Annahme, als ob gerade die Abdikation des Prinzen Georg nicht der Verfassung entsprochen hätte, ist in nichts begründet. Prinz Georg hat freiwillig für alle Zeiten auf die Rechte eines Thronfolgers verzichtet. Würde also die Frage einer Thronfolge in Serbien aktuell werden, so wäre Prinz Paul, der Sohn des Prinzen Arsen Karageorgievich, ein Neffe König Peters, als der Thronerbe anzusehen. Prinz Paul wird im königlichen Palais erzogen. Der sehr aufgeweckte Prinz erfreut sich allgemeiner Sympathien. Zu dieser Darstellung ist zu bemerken, daß gegen eine etwaige Wiedereinsetzung des Prinzen Georg in die Rechte eines Thronfolgers große Widerstände bestehen, die hauptsächlich von der Regierung Pasic ausgehen. So schreibt auch der „Narodni List", daß man in leitenden Kreisen eine Katastrophe als ein Unglück für das Land befürchte. In allen ernsten Kreisen, sagt das Blatt, erheben sich schwere Bedenken gegen eine Wiedereinsetzung des Prinzen Georg in die Thronfolge. Die Organe des Prinzen Georg und dessen Anhänger vertreten hingegen den Standpunkt, daß der Prinz verfassungsmäßig der rechtliche Thronerbe und seine Abdikation, die künstlich herbeigeführt worden wäre, ungültig sei. Es ist zu bemerken, daß Prinz Georg in diesen Tagen eine sehr korrekte Haltung zeigt. Man versichert, daß der Prinz dieser Agitation überhaupt ferne stehe.

— In Laibach (Krain) ereignete sich ein schwerer Unglücksfall. Der dort wohnhafte Dr. Karl Schwegel hatte einen Revolver zur Hand genommen und damit offenbar unvorsichtig hantiert; die Waffe ging los und Dr. Schwegel stürzte, von einer Kugel getroffen, tot zusammen. Dr. Schwegel war glücklicher Bräutigam und stand mit seiner Braut in täglichem Briefwechsel.

— Die Teilnehmer an der Flugwoche im Belmontpark, de Lesseps, Graham White und Moisant, flogen, wie aus Newyork mitgeteilt wird, über Brooklyn hinweg nach der Freiheitsstatue im Hafen von Newyork, umkreisten diese und kehrten auf demselben 16 zwei Drittel Meilen langen Wege nach Belmontpark zurück. De Lesseps brauchte 44 Minuten 56 Se-

kunden, Graham White 35 Minuten 21 Sekunden, und Moisant 34 Minuten 38 Sekunden. Moisant wurde der Preis zuerkannt.

— Aus Graz wird gemeldet: Vor kurzem hatte die Postdirektion die steiermärkische Statthalterei um die Ausforschung eines Mannes ersucht, der die Postsparkasse durch vielfache Fälschungen von Postsparkassebüchern um ansehnliche Summen betrogen hat. Der Gesuchte hat bei einer ganzen Reihe von Postämtern in drei Kronländern seine Betrügereien ausgeübt, indem er Bücher fälschte und Behebungen im kurzen Wege vornahm. Nunmehr ist, wie aus Judenburg gemeldet wird, in den letzten Wochen ein Mann verhaftet worden, der sich Franz Baumgartner nennt und mit seiner Gattin und drei Kindern schon lange umherreist. Der Verhaftete hat die Betrügereien auch bereits eingestanden.

— Diesen Monat werden die Tagebuchblätter von Arnold Böcklins Gattin Angela, in Verbindung mit den im Nachlasse des Künstlers gefundenen Briefen und Aktenstücken veröffentlicht werden, welche eine Fülle interessanter Einzelheiten über das Leben des Meisters enthalten. Als Herausgeber zeichnen Ferdinand Runkel und der Sohn des Künstlers, Carlo Böcklin, die bekanntlich im vorigen Jahre die flugtechnischen Studien Arnold Böcklins edierten. Das Werk erscheint bei der Internationalen Verlagsanstalt für Kunst und Literatur, G. m. b. H., Berlin W. 50.

— Wie aus Belgrad gemeldet wird, verlieh der König dem Professor Ehrlich den Heiligen Sava-Orden erster Klasse.

— Man schreibt aus Budapest: Vor dem Matrikelführer des siebenten hauptstädtischen Bezirkes fand eine interessante Trauung statt. Die 32 jährige Millionärstochter Eva Tornallyay wurde die Gattin des 23 jährigen Taglöhners Johann Szobonya. Die Eltern der Braut widersetzten sich zwar der Ehe, doch erklärte Eva Tornallyay, daß sie ohne Szobonay nicht leben könne.

— Der russische Minister des Innern Protic unterbreitete dem Staatsrate einen Gesetzentwurf zur Begutachtung, durch welchen die bisherige Preßfreiheit wesentlich eingeschränkt werden soll. Die Chefredakteure und Druckereibesitzer werden für den Inhalt des Blattes direkt zur Verantwortung gezogen und außerordentlich hohe Geldstrafen werden für Preßdelikte festgesetzt werden. Nach dem Gesetzentwurfe dürfen auszugsweise verfaßte Berichte über die Sitzungen der Skupschtina nur nach einem vom Präsidenten der Skupschtina gebilligten Auszuge veröffentlicht werden. Die Richter haben über Preßdelikte nach ihrer freien Ueberzeugung zu urteilen.

— Seltsame Gerüchte werden über den Tod des russischen Fliegers Maziewitsch verbreitet, der am 8. Oktober auf dem Petersburger Flugfelde abstürzte. Man behauptet, er sei Mitglied der revolutionären Kampfvereinigung gewesen und habe den Auftrag gehabt, Stolypin zu ermorden. Stolypin hat tatsächlich mit Maziewitsch eine Fahrt gemacht und soll früher zu ihm geäußert haben, er vertraue ihm sein Leben an. Deshalb habe Maziewitsch es nicht über sich gebracht, den Plan durchzuführen. Um aber der Vollstreckung des Todesurteiles, das ihm von seinen Genossen wegen Nichtausführung des Mordes drohte, zu entgehen, hat er sich auf einer neuerlichen Fahrt selbst aus dem Flugfahrzeug gestürzt.

— Aus Lissabon kommt die Meldung, daß die Regierung in fast allen Ressorts Unterschleife entdeckt habe, die bis jetzt bereits über zehn Millionen betragen sollen. Alle diese Veruntreuungen wurden während der Regierung des letzten Königs gemacht.

— In Dartford (England) fand in den letzten Wochen das große jährliche Wettpflügen statt, an dem sich diesmal 90 Bauernknechte mit phantastisch aufgeputzten Gespannen und Pflügen beteiligten. Ganz alte Pflugscharen und ganz moderne Maschinen wurden vorgeführt. Auf ein gegebenes Zeichen setzten sich alle 90 Gespanne, auf das Gelände ringsum verteilt, mit Hüh und Hott in Bewegung. Von der Stirn rann den Männern im kurzen Bauernkittel und langen Schaftstiefeln der Schweiß in Strömen, obwohl es recht kühles, trübes Wetter war. Die Gäule stampften schäumend und schwitzend und zogen die ebenmäßigen braunen Furchen durch das unkrautbewachsene Feld. Halb Kent war auf den Beinen, und gewettet wurde wie auf der Rennbahn. Der Sieger war ein Bauernknecht namens Blake. Miß Dewrance, die einzige Bäuerin von Kent, überreichte ihm den Preis: eine silberne Uhr. Blake hatte von 8 Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags fast 50 Acker umgepflügt.

— Aus Frankfurt a. M. wird gemeldet: Der Frankfurter Luftschiffhafen soll noch in diesem Winter gebaut werden, damit ein regelmäßiger Verkehr mit zwei Zeppelinballons bald aufgenommen werden könne. Ein Ballon soll die Strecke Frankfurt—Baden, ein anderer Friedrichshafen—Düsseldorf befahren.

— Aus Oedenburg (Ungarn) meldet man, daß die große Mühle des Erzherzogs Friedrich in Ungarisch-Altenburg mit dem vielen Getreide und Mehl abgebrannt ist. Der Schaden von mehr als 200.000 Kronen ist durch Versicherung gedeckt.

— Vor dem Hause der Gräfin Fugger-Glött zu München fuhr vor einigen Wochen abends um halb 8 Uhr in einem Privatautomobil ein junger Mann vor, ließ die Sachen der 16 jährigen Gräfin Maria Fugger herunterholen und bestellte dann die junge Gräfin zu einer Unterredung, die angeblich Unterrichtsfragen betraf. Seitdem ist das junge Mädchen verschwunden und es ist noch nicht klargestellt, ob es sich um eine Liebes- oder eine Erpresseraffäre handelt. Eine Spur, die in ein Münchener Hotel führte, in dem das Paar abgestiegen sein sollte, hat sich als falsch erwiesen, es scheint vielmehr, als ob sich die beiden jungen Leute über die Tiroler Grenze und von dort weiter geflüchtet haben. Nun kommt eine Meldung aus Innsbruck: In der Nacht zum 29. Oktober stiegen im Hotel Europa in Innsbruck eine Dame und zwei Herren ab, die im Auto ankamen. Die Fremden übernachteten im Hotel und trugen sich ins Fremdenbuch als „Roth und Schwester und Herr Weil, alle aus Wien“ ein. Am nächsten Tage fuhren der angebliche Roth und seine Schwester mit dem Eilzuge nach Paris, Weil kehrte im Automobil nach München zurück. Die Personenbeschreibung stimmt genau auf die Gräfin Fugger und ihren Entführer, den Studenten Poetzl.

— Aus dem unteren Schwarzwalde berichtet man der „Frankfurter Zeitung“ über ein drolliges Zusammentreffen: An der Straße von Sasbach bei Achern nach Obersasbach, da, wo die Straße nach dem Dorfe Lauf abzweigt, befindet sich ein steinerner Wegweiser, der die einfache Aufschrift trägt: „Lauf!“ Auf der anderen Seite der Straße steht ein Bildstöckel mit einem Heiligenbild und einer Jungfrau, deren Anfang lautet: „Steh still, o Wanderer“ usw. Nicht weit davon steht ein zweites Bildstöckel mit einer Inschrift, die so beginnt: „Kehr um, o Sünder, und bedenke“ usw. Jetzt weiß der Wanderer nicht, was er zu tun hat: ob er laufen oder stille stehen oder umkehren soll!

— Im Art. Institut Orell Füßli auf der Aegerten (Schweiz) kam letzthin der Chef des Fabrikhaus, der 45 Jahre alte Margueron aus Freiburg, in die Abteilung Photographie und fragte zum Scherz einen Angestellten, mit dem er befreundet war, ob er nichts zu trinken habe. Dieser, ein Photograph K. aus Wien, bejahte und füllte ein Glas an der Wasserleitung. Margueron ging auf den Scherz ein und trank das Wasser. Unglücklicherweise muß im Glase ein Rest Zyankali zurückgeblieben sein; denn Margueron verschied alsbald unter gräßlichen Schmerzen. K. mußte mit Gewalt an einem Selbstmord verhindert werden, so furchtbar lastete ihm das Mißgeschick auf dem Herzen.

Handelsbericht aus Rio de Janeiro

vom 16. bis 30. November 1910.

Der Wechselkurs des Banco do Brasil ist infolge der vom neuen Finanzminister eingeschlagenen Finanzpolitik herabgesetzt worden. Während die ausländischen Banken 15 sieben Achtel bis 17 d. notierten, hielt Banco do Brasil auf 18 ein Achtel d. fest, eine Notierung, die diese Bank seit dem 16. September unverändert gehalten hatte. Am 17. November notierte Banco do Brasil jedoch schon 17 d., am 18. November 16½ und an den folgenden Tagen schwankte der Kurs zwischen 16 ein Achtel und 16 elf Zweiunddreißigstel d. Die äussersten Notierungen in der letzten Hälfte November waren: London 16 ein Achtel bis 18 ein Achtel, Hamburg 645 bis 732 Rs., Paris 523 bis 592 Rs., Italien 571 bis 601 Rs.

Der Kaffeemarkt zeigte sich schwankend. Anfangs waren die Preise infolge der günstigen Nachrichten vom europäischen Markte fest, jedoch wurden wegen geringen Angebots nur wenig Geschäfte abgeschlossen. Bis zum 18. November stieg Marke 7 von 10$200 bis 11$000. Vom 19. November an jedoch machte sich sinkende Tendenz bemerkbar, weshalb viele zum Verkauf angebotene Partien zurückgezogen wurden. Nach einer abermaligen Steigerung bis 11$200 sanken die Preise bis auf 10$600.

Der Verkauf belief sich auf 87.000 Sack, im ganzen Monat auf 194.00 Sack. Auf den Hauptmärkten war der Verkauf folgender:

	16.—30. Nov.	1.—30. Nov.
New-York	1.138.000 Sack	2.046.000 Sack
Hamburg	614.000 »	1.287.000 »
Havre	730.000 »	1.424.000 »
London	235.000 »	437.000 »
Total	2.717.000 Sack	5.194.000 Sack

Dio außerordentliche Preissteigerung der letzten Wochen ist aus folgenden Notierungen ersichtlich:

November	16.	1[illegible].	22.	30.	
New-York	12⅛	12¾	12⅞	13	cents pr. Pfund
Hamburg	53.75	53.75	54	54.50	M. pr. 50 Ko.
Havre	65.25	65.75	65.75	66.50—67.00	Fr. p. 50 K.

Weitere Preissteigerung ist zu erwarten.

Hier in Rio ist der Kaffee auch im Detailverkauf bedeutend teurer geworden. Die Folge davon ist, daß viele gewinnsüchtige Kaffeebrenner einen hohen Prozentsatz Mais oder anderes Korn zusetzen. Der Kaffee schmeckt deshalb jetzt durchschnittlich schlecht. Von Seiten der Behörden sollte darauf gesehen werden, daß solche Fälschungen aufhören, damit man wenigstens hier eine gute Tasse Kaffee trinken kann.

Es wurden rund 118.000 Sack Kaffee verladen, im ganzen Monat 234.885 Sack. Der Stock belief sich Ende November auf 282.205 Sack.

Der Import war in der letzten Hälfte November bedeutender als in den letzten Monaten, besonders in Reis, Kartoffeln, Carne secca, Zement, Petroleum und Weizen.

Bohnen trafen ein 1210 Sack, teils von Argentinien und Chile, teils von Portugal. Aus den Staaten trafen 12.042 Sack ein, wovon allein 11.727 vom Süden. Verladen wurden 16.681 Sack. Der Stock war Ende November rund 17.000 Sack. Ausländische Ware hatte unveränderten Preis, 26 bis 27$000 pro Sack. Gute Bohnen von Porto Alegre standen 11 bis 15$000 pro Sack, feijão manteiga 26 bis 27$000 pro Sack, f. enxofre 27 bis 28$000.

Reis wurden 12.415 Sack importiert. Von Nationalreis wurden 5124 Sack geliefert. Das Geschäft war gering, die Preise blieben fast unverändert. 1. Qualität erzielte 24$500 bis 25$500, 2. Qualität 18$500 bis 21$500. Für ausländische Ware wurde je nach Qualität 25$000 bis 33$000 für beste Sorten bezahlt.

Kartoffeln trafen 31.430 Kisten von Frankreich ein, vom Inlande nur 6251 Sack. Letztere kosteten 160 bis 200 Reis pro Kilo, französische Ware 15$500 bis 16$000 pro Kiste à 60 Kilo. Portugiesische Kartoffeln kamen nicht auf den Markt.

Mais ist wieder etwas im Preise gesunken. Der Markt war flau, die Zufuhr bedeutend. Es trafen 31.279 Sack ein. 1. Qualität kostet 6$800 bis 7$000, geringere Sorte 6$400 bis 6$600. Vom Auslande wurde kein Mais geliefert.

Die Zufuhr von Weizenmehl belief sich auf 4100 Tonnen, wovon 300 von Ungarn, das übrige von Nordamerika. Von argentinischem Weizen wurden 102.233 Sack für die hiesigen Mühlen geliefert. Der Markt war animiert, die Preise fest. Einige Mühlen erhöhten ihre Preise. Es wurden bezahlt 22$200 bis 24$500 für 2 Sack.

Der Zuckermarkt zeigte keine Veränderung. Der Markt war ruhig. Die Zufuhr belief sich auf 56.850 Sack, verladen wurden 65.312 Sack. Der Stock betrug Ende November rund 172.000 Sack. Weißer und Kristallzucker wurden zu 220 bis 240 Reis notiert, gelber Kristallzucker zu 180 bis 190 Reis, Mascavo zu 120 bis 200 Reis pro Kilogramm.

Branntwein blieb im Preise unverändert. Gegen Ende des Monats wurde die Nachfrage lebhafter. Es wurden 376 Pipas geliefert. Preis 75 bis 105$000 pro Pipa.

Alkohol ist noch eine Kleinigkeit zurückgegangen. Das Geschäft war flau. Die Zufuhr betrug 312 Pipas. Es wurde bezahlt für 40 gradigen Spiritus 140 bis 145$000 pro Pipa, für 36 gradigen 120 bis 125$000 (ohne Faß).

Die Schmalzpreise haben sich wider Erwarten gehalten; es war sogar eine geringe Preissteigerung zu verzeichnen. Die Zufuhr belief sich auf 5057 Volumen, verladen wurden 3836 Volumen. Der Stock war Ende November rund 12.000 Volumen. Die Preise variierten zwischen 900 und Reis und 1$020 pro Kilo.

Französische Butter trafen 745 Kisten ein. Die Preise waren je nach Marke 2$200 bis 2$440. Inländische Ware wurden 8392 Volumen geliefert, meist von Minas Geraes. Die Preise waren fest und blieben die ganze Zeit hindurch unverändert. Minas-Butter kostete 3$200 bis 3$600, Butter vom Süden 1$600 bis 2$200.

Carne secca war gesucht. Die Preise stiegen bei lebhaftem Geschäftsgang eine Kleinigkeit. Vom La Plata trafen 11.084 Ballen ein, von Rio Grande do Sul 11.802 Ballen. Der Stock belief sich Ende Monats auf 1.125.000 Kilo. Ausländische Ware wertete 520 bis 860 Reis pro Kilo, inländische 480 bis 660 Reis.

Alfafa vom La Plata wurden 4500 Ballen importiert. Vom Süden trafen 1290 Ballen ein. Ausländische Ware wurde mit 160 bis 170 Reis pro Kilo bezahlt, inländische mit 170—180 Rs.

Der Import von Zement belief sich auf 36.311 Tonnen, wovon 8833 von Deutschland, 17.078 von Belgien, 10.400 von England. Der Preis blieb unverändert, je nach Qualität 10 bis 13$500 pro Tonne.

Die Baumwollpreise sind abermals gestiegen, wohl hauptsächlich, weil man eine baldige Festlegung des Wechselkurses erwartet. Die Zufuhr war bedeutend, 9477 Ballen, jedoch war auch der Abgang sehr stark. Es wurden 9256 Ballen verladen, größtenteils für den Export. Der Stock betrug Ende November 13.463 Ballen. Preis 12$000 bis 13$600.

Die Zufuhr von Petroleum war bedeutend, 83.000 Kisten. Die Preise sind herabgesetzt worden und betrugen 6$500 bis 6$800 pro Kiste.

Der Tabakmarkt war flau, jedoch hielten sich die Preise. Die Zufuhr betrug 14.974 Volumen, größtenteils von Minas Geraes. Die Preise variierten je nach Qualität zwischen 800 Reis und 2$400 pro Kilo.

Die Schiffahrtsbewegung war folgende. Es liefen ein:

Brasilianer	38 Dampfer
Deutsche	11 Dampfer
Engländer	29 Dampfer
Franzosen	7 Dampfer
Italiener	5 Dampfer
Oesterreicher	3 Dampfer
Holländer	2 Dampfer
Verschiedener Herkunft	4 Dampfer
Zusammen	99 Dampfer

Es fuhren aus:

Brasilianer	37 Dampfer
Deutsche	10 Dampfer
Engländer	26 Dampfer
Franzosen	6 Dampfer
Italiener	4 Dampfer
Oesterreicher	3 Dampfer
Holländer	1 Dampfer
Verschiedener Herkunft	3 Dampfer
Zusammen	90 Dampfer

Im ganzen Monat sind eingelaufen:

Brasilianer	93 Dampfer
Deutsche	23 Dampfer
Engländer	55 Dampfer
Franzosen	15 Dampfer
Italiener	12 Dampfer
Oesterreicher	5 Dampfer
Amerikaner	2 Dampfer
Holländer	3 Dampfer
Verschiedener Herkunft	9 Dampfer
Zusammen	217 Dampfer

Im ganzen Monat liefen aus:

Brasilianer	83 Dampfer
Deutsche	20 Dampfer
Engländer	51 Dampfer
Franzosen	14 Dampfer
Italiener	10 Dampfer
Oesterreicher	4 Dampfer
Amerikaner	2 Dampfer
Holländer	2 Dampfer
Verschiedener Herkunft	6 Dampfer
Zusammen	192 Dampfer

Eine Million Tonnen.

In Rücksicht auf die in der zweiten Hälfte des Jahres 1907 begonnene ungünstige Geschäftslage der Reederei hatte die Hamburg-Amerika-Linie von da an bis zum Wiederbeginn einer besseren Konjunktur gänzlich davon abgesehen, ihre Flotte durch Neubauten zu vergrößern. Nachdem nunmehr der Verkehr wieder gewachsen ist und verstärkte Ansprüche an den Schiffspark der Hamburg-Amerika-Linie stellt, hat die Gesellschaft eine beträchtliche Anzahl Neubauten in Auftrag gegeben, die ihre Flotte nun auch über den Stand von einer Million Registertonnen hinausbringen. Damit ist auch dieser äußere Markstein in der Entwicklung der Gesellschaft und die bisher noch nie dagewesene Tatsache erreicht, daß mehr als eine Million Registertonnen unter einer Reedereiflagge sich vereinigt finden. Ein nicht uninteressanter Beleg gleichzeitig zu der überall wahrnehmbaren Tatsache des Wachstums der Großbetriebe.

Interessieren dürften auch einige Mitteilungen über die einzelnen in Auftrag gegebenen Dampfer. Im letzten Jahresbericht der Gesellschaft wurde bereits erwähnt, daß der Hamburger Werft des Stettiner Vulcan der Bau eines großen Fracht- und Passagierdampfers für die nordamerikanische Fahrt in Auftrag gegeben sei. Ueber dieses Schiff sind inzwischen weitere Einzelheiten mitgeteilt worden, aus denen hier nur wiederholt sein mag, daß es sich um ein Schiff von bisher ungekannten Dimensionen und von einem Deplazement von nicht weniger als 60.000 Tonnen handelt. Ferner wurde ebenfalls im letzten Jahresbericht die Bestellung von vier besonders großen Frachtdampfern schon erwähnt. Diese Dampfer haben eine Tragfähigkeit von je 12.000 Tonnen, zusammen also eine Tragfähigkeit von 48.000 Tonnen. Ferner hat die Hamburg-Amerika-Linie bei der Werft von Gebrüder Sachsenberg in Köln einen Dampfer für ihren Rheinseedienst bestellt, der eine Tragfähigkeit von rund 1100 Tonnen hat. Sodann sind fünf Frachtdampfer mit einer Tragfähigkeit von je annähernd 8000 Tonnen, zusammen also 40.000 Tonnen, bestellt worden. Endlich hat die Hamburg-Amerika-Linie vier Fracht- und Passagierdampfer für ihre westindische Fahrt bestellt. Diese Dampfer haben eine Tragfähigkeit von je 5200 Tonnen, zusammen also von rund 20.000 Tonnen.

Im ganzen hat nunmehr die Hamburg-Amerika-Linie ausser dem großen Neubau von 60.000 Tonnen Deplazement Dampfer in Bau mit einer Tragfähigkeit von zusammen rund 110.000 Tonnen. Die Gesellschaft hat außerdem für ihren persischen Dienst zwei Dampfer in England gekauft. Die in Bau befindliche Tonnage kommt etwa 12 Prozent der gegenwärtigen Flotte der Hamburg-Amerika-Linie gleich, die nach Abzug der in diesem Jahre verkauften Dampfer und einschließlich der im vorstehenden aufgeführten Neubauten und Ankäufe nunmehr 1.022.452 Brutto-Registertonnen umfaßt. Wie schon wiederholt betont, ist eine Beschaffung besonderer Mittel für diese große Flottenvermehrung durch Aufnahme neuen Kapitals nicht erforderlich.

São Paulo.

— Dem Deutschen Schulverein für Santa Catharina (Geschäftsstelle in Blumenau) ist es gelungen, die Restauflage der trefflichen „Bilder aus dem Naturleben“ des verstorbenen Seminarlehrers K. Jürges zu erwerben. Die Exemplare werden nunmehr für die Hälfte des bisherigen Verkaufspreises, nämlich zu 1 Milreis, an die Schulgemeinden abgegeben. Da das Büchlein sich namentlich mit unserem einheimischen Naturleben beschäftigt, so ist ihm ein ausgedehnter Absatz auch außerhalb der Schulkreise wohl zu wünschen.

— Wir empfingen mit bestem Dank je ein Exemplar der Dezemberausgabe unserer vorzüglichen Paulistaner Verkehrsbüchlein, des „Vademecum Paulista“ und der „Guia Levi“, die wieder die neuesten Fahrpläne enthalten.

— Herr Urbino Taccola vom Club „Esperia“, der, wie wir gestern bereits meldeten, bei dem Marathonlauf am Sonntag wegen Unwohlseins aufgeben mußte, ist ein Opfer des Sports geworden. Er hatte sich so sehr überanstrengt, — was bei der am Sonntag herrschenden Hitze kein Wunder ist, — daß er noch in der Nacht auf gestern an Gehirnschlag starb. Das beklagenswerte Ereignis erregt in Sportkreisen allgemeine Teilnahme.

Verein Deutsche Schule S. Paulo. Auch in diesem Jahre feiert die Deutsche Schule ein Weihnachtsfest und zwar am Sonnabend, den 17. d. M. Den Bemühungen des Vorstandes ist es gelungen, dafür wieder das Theater „Casino“ zu erwerben. Schon im vorigen Jahren erwiesen sich die grossen Räumlichkeiten für den Besuch als kaum ausreichend und diesmal kann mit einer noch stärkeren Beteiligung gerechnet werden, da das Interesse für die aufblühende Schule in der Kolonie in stetem Wachsen begriffen ist. Wie wir erfahren, hat auch in diesem Jahre der Vorstand sowohl als auch die Schulleitung keine Mühe gescheut, das Fest zu einem recht

erhebenden zu gestalten. Wir behalten uns vor, noch näher auf die Feier einzugehen und verweisen heute auf die entsprechende Annonce im Inseratenteil.

Sant'Anna. Die gestrige Vorstellung war gut besucht und gefiel sehr. Alle Künstler fanden reichen und verdienten Beifall. Heute erstes Auftreten der beiden Sängerinnen Debriège und Janne Kerloo, die überall große Triumphe gefeiert haben, sodaß man auf ihr Auftreten gespannt sein kann.

Theatro Colombo. Wegen eines plötzlich eingetretenen Unwohlseins von Marinella Bragaglia mußte deren Benefiz leider abgesagt werden. Statt der angezeigten Stücke wurde „Nica" gegeben und darauf eine sehr lustige Parodie auf das Drama „Zofara". Heute „Die Kinder anderer Leute" von Polver, eine Neuheit für unsere Stadt.

Casino. Eine gut besuchte, abwechslungsreiche Vorstellung, die von gestern. Die graziösen Tänzerinnen Dambray eroberten sich endgültig die Gunst des Publikums, ebenso gefielen sehr die reizenden Schwestern Alfonso, Blanche Belle, Romanina, Dorinette u. s. w. Das Programm für heute verspricht einen genußreichen Abend.

Bijou-Theatre. Von den gestern vorgeführten Films verdient das spannende Drama „Die Töchter des Bankiers" besondere Erwähnung, das vom Publikum mit atemloser Aufmerksamkeit vorfolgt wurde. Heute der dramatische Film von Pathé „Der Kalkofen", in der zweiten Sitzung die Ankunft des Herrn Dr. Rodolpho Miranda in S. Paulo.

Munizipien.

Santos. In Las Palmas hatten sich 35 (!) blinde Passagiere an Bord des spanischen Dampfers „Barcelona" geschlichen. Der Kommandant des Schiffes bat die Hafenpolizei, ihm die Herren solange „aufzuheben", bis er wieder von Buenos Aires zurückkomme, er wolle sie wieder nach Las Palmas zurückbefördern. Die Hafenpolizei bedankte sich aber höflichst für den zugedachten Besuch, und so mußte der Kapitän seine 35 „Mitesser" nach Buenos Aires weiterbefördern.

Campinas. Die Polizei beabsichtigt, eine Anzahl bekannte Vagabunden nach Bauru abzuschieben, damit sie sich dort beim Eisenbahnbau Arbeit suchen. (Das wird ihnen gerade einfallen. Man sollte nach den weniger zivilisierten Teilen des Staates, wo ohnedies alle die, die irgendwo etwas „ausgefressen" haben, eine Zufluchtsstätte finden, nicht auch noch einen künstlichen Import dieser wenig wünschenswerten Elemente einführen.)

— Zwischen der Präfektur und der „Companhia Tracção, Luz e Força" wurde der provisorische Kontrakt über die Lieferung von elektrischer Kraft für die Straßenbahnen und Fabriken, elektrischem Licht und Gasbeleuchtung unterzeichnet. Die Unterzeichnung des definitiven Kontrakts hängt noch von der Einreichung von Plänen und der Erfüllung anderer Formalitäten ab und wird wahrscheinlich im Januar stattfinden.

Ribeirão Preto. Der bekannte Spitzbube José Mundão sollte von Campinas hierher transportiert werden, um vor dem hiesigen Gerichte abgeurteilt zu werden. Unterwegs in der Nähe von Cravinhos ging er in das im Eisenbahnwagen befindliche Klosett, wobei einer der ihn eskortierenden Soldaten vor der Tür des Klosetts, der andere auf der Plattform des Wagens stehen blieb. Trotz der großen Geschwindigkeit des Zuges sprang der verwegene Mensch zum Klosettfenster hinaus und verschwand im nahen Walde. Die Soldaten sprangen ihm zwar nach, trugen aber dabei schwere Verletzungen davon, so daß ihm die Flucht gelang. Die verletzten Soldaten wurden wieder in den Zug gebracht und kamen ins Krankenhaus. Von dem Verbrecher fehlt jede Spur.

Gavião Peixoto. Unser Z-Korrespondent schreibt uns: Die Postagentur in Gavião Peixoto, die schon vor einem halben Jahre als eröffnet angekündigt wurde, hat ihre Pforten noch immer nicht aufgetan. Die Postsachen liegen vielmehr öffentlich im Kaufladen zu jedermanns Verfügung, und man muß froh sein, wenn man nur die Hälfte oder überhaupt etwas erhält. Namentlich die Zeitungen bekommt man fast nie. — Die Mißwirtschaft des kürzlich entlassenen Koloniedirektors hat offenbar verhindert, daß die Regierung von der Nichteröffnung der Postagentur in Kenntnis gesetzt wurde. Sonst hätte sie gewiß schon längst die erforderlichen Schritte bei der Postverwaltung getan. Immerhin: besser spät, als niemals.

Bundeshauptstadt.

— Das geplante Duell zwischen dem Senator Herrn Antonio Azevedo und dem Direktor des „Correio da Manhã", Hrn. Edmundo Bittencourt, fand in Tijuca statt. Es war zweimaliger Kugelwechsel auf 20 Schritt Distanz ausgemacht. Das Duell verlief unblutig, da Herr Azevedo vorbeischoß und Herr Bittencourt demonstrativ in die Luft feuerte.

Venus.

Von Anna v. den Eken.

„Scheene Figure kauft! Eine Mark das Stück!" Tonio wandert von Haus zu Haus mit seinem Korbe. Seine braunen Augen können so bitten, und wenn er spricht, leuchten die Zähne wie Perlmutter zwischen den roten Lippen der warmgetönten bräunlichen Haut.

Mit „Göthee" und „Schillerr" hat er mehr Glück, als mit der Venus — sonderbar! Tonio begreift das nicht. Wenn er reich wäre — Dio mio, er müßte das ganze Zimmer voll schöner Frauen haben! Gypserne natürlich, denn Tonio ist erst sechzehn Jahre alt und sein Blut weiß noch nichts von dem Zauber eines warmen Frauenleibes. Aber seine Augen lieben die schönen Linien der kalten weißen Venus. Das ist ein Erbteil seines Vaters, dessen Modell Tonios Mutter, die schöne Teresina war. Nun läuft er schon drei Jahre, tagaus, tagein mit seinen Figuren unter dem grauen, ach, so kalten Himmel! Wenn er der fernen sonnigen Heimat gedenkt, der lauen Nächte voll süßer Blumendüfte, dann verlieren seine schönen braunen Augen den fröhlichen Glanz und er starrt trübselig vor sich hin. Tonio spart jeden übrigen Groschen seines kargen Verdienstes, um heimfahren zu können, zu der Mutter und den kleinen Geschwistern. —

Treppauf, treppab steigt Tonio. Vor dem Herrschaftshause, dessen hohes Tor sonst stets verschlossen ist, steht ein Koloß von Möbelwagen. Die Packer unterbrechen ihre Arbeit, verschließen den Wagen und gehen zum Mittagessen fort.

Tonio späht durch das offene Tor in ein Treppenhaus mit marmornen Stufen, roten Plüschläufern und vergoldeten Gittern. Neugierig tritt er ein und steigt die Treppe empor. Die Korridortüre droben steht breit offen, ebenso eine Zimmertür. Der Raum ist leer bis auf eine große Kiste und neben der steht, lebensgroß — seine Venus!

Tonio starrt eine Weile entzückt auf das Marmorbild, dann hält er den kleinen Gipsabguß vergleichend daneben und schüttelt den Kopf — häßlich, ganz häßlich erscheint ihm jetzt das Ding!

Da öffnet sich plötzlich eine der hohen, weiß-goldenen Flügeltüren. —

Die armselige gypserne Venus fällt klirrend zu Boden und Tonio starrt mit weit geöffneten Augen die schöne Frau an, die halb erschreckt, halb verwundert den Eindringling betrachtet. Die dunkle Haut des Knaben überflammt eine warme Blutwelle. Die braunen Augen fliegen einen Moment über die kalte Schönheit der marmornen Venus hin und eilen dann wieder zu den runden Schultern, die wie blasse Rosen aus dem zarten Spitzengeriesel leuchten. Und die schönheitshungrigen

Dünger

Kalisalze, Chilisalpeter und Phosphatdünger

mit garantiertem Gehalt, sicherer Wirkung.

FERNANDO HACKRADT

Repräsentant des KALISYNDIKAT, STASSFURT, Allemanha.

N. 99, RUA DA ALFANDEGA, N. 99

Rio de Janeiro.

Telegramm-Adresse: HACKRATOS

Caixa de Correio 566.

jungen Augen gleiten über die samtfeine Haut der Büste, die wundervollen weißen Arme. —

Ein tiefer Seufzer fliegt über die Lippen des braunen Burschen und die schöne Frau lächelt.

„Was suchst Du hier?“

„O!“ — Tonio muß sich besinnen, wie er hierher gekommen ist — „o! schöne Venus!“ Seine Hand deutet auf das Marmorbild, aber die bewundernden Augen liebkosen die Pracht des lebenden Körpers.

„Du liebst diese Venus?“

„O serr, serr habe ich geliebt — aber — jetzt nicht mehr!“

Die schöne Frau lacht und deutet auf die Scherben am Boden. „Wieviel kostet das?“

Tonio erschrickt und fährt mit der Hand in seine wilde schwarze Mähne. Jetzt erst denkt er an den Verlust. „Eine Mark“, sagt er dann betrübt.

„Komm!“ Die weiße Hand, an der viel Steine blitzen, winkt ihm und er folgt der Voranschreitenden durch zwei Zimmer, die auch schon fast leer sind, in ein Gemach mit vielen Spiegeln an den Wänden und einem großen Toilettetisch.

Die Dame läßt sich auf einem Ruhebett mit vielen seidenen Kissen nieder und winkt dem Jungen, sich auf einen Schemel zu ihren Füßen zu setzen. „Nun erzähle mir, was Du an der Venus liebst?“ Aber Tonio schweigt, denn er hat nie darüber nachgedacht. „Hast Du schon eine lebende Venus gesehen?“

Wie gern möchte er sagen: „Ich sehe sie jetzt“, doch die Kehle ist ihm wie zugeschnürt.

„Aber Du möchtest es gern?“

Tonio nickt, seine Augen flimmern.

„Reich' mir den Kasten dort.“ Sie deutet auf ein Tischchen. Er springt auf und bringt eine Schatulle aus Ebenholz, mit Silber und Perlmutter eingelegt. Die schlanken Finger der Frau legen einige Briefe zur Seite und reichen dann dem in zitternder Erwartung stehenden Knaben einige Photographien. „Da.“

Tonio starrt auf die Bilder und dann auf die lächelnde schöne Frau — das ist sie selbst!

Seine Augen leuchten, um seinen noch kindlichen Mund spielt ein glückliches Lächeln. Dann stürzt er plötzlich auf die Knie und preßt seinen Mund auf das lichte Gewand der schönen Frau. Er sagt kein Wort, aber die stumme Huldigung dieser Knabenaugen ist beredter als der stürmische Beifall, der allabendlich „La belle Irène“ umbraust, wenn sie ihren klassisch schönen Körper den Tausenden von Augen als griechische Statue enthüllt.

Leise streicht ihre Hand über das wirre Haar des Knienden. „Bist du nun zufrieden?“

Er nickt mit strahlenden Augen — aber dann wechselt der Ausdruck dieser Augen. Das schöne Weib versteht es, heimliche Wünsche zu erraten. Sie nimmt von dem niederen Tischchen neben sich eine Karte. „Da. Ich habe Dir eine lebende Venus versprochen, heute abend sollst Du sie sehen. Und hier, dies als Ersatz für Deine gypserne Venus. Nun mach, daß Du fortkommst. Eines der Bilder darfst Du behalten.“

Tonio starrte wie im Traume auf das Geldstück in der einen und das Bild in der andern Hand. Sein — alles sein!! Er will einen Dank stottern, aber La belle Irène nimmt seinen Kopf zwischen ihre weißen Hände und drückt einen Kuß auf die noch von keinem Flaum beschatteten Lippen.

Da rollt das Goldstück auf den Boden, das Bild gleitet nach, und Tonio schlingt die Arme um die Gestalt der lebenden Venus — nun weiß er plötzlich, daß das herrlichste Marmorbild ein armselig Ding ist gegen die lebendige Form, in der warmes Blut pulsiert.

„Schlingel!“ sagt die schöne Frau, und löst sich aus den umschlingenden Armen des Knaben. Aber seltsam, noch nie hat eine Eroberung sie so beglückt, wie die glühende Bewunderung, die aus den Augen dieses Wildlings leuchtet.

Vermischte Nachrichten.

Verlobungssteine. Was ein Verlobungsring ist, weiß in Deutschland und darüber hinaus jedermann, auch dürfte manchem bekannt sein, daß in gewissen friesischen Gegenden der Bräutigam als Zeichen des geschlossenen Verlöbnisses nicht einen Ring, sondern eine seltene Münze überreicht. Aber von Verlobungssteinen wußte man vor kurzem gar nichts, und erst der Leipziger Professor Weule hat uns von ihnen, Namangahlu, wie sie heißen, d. h. eigentlich „Mundsteine“, erzählt. Bei den Makua, einem Negerstamm in Ostafrika, gibt es diese seltsamen Symbole. Es handelt sich um klare, vom Wasser abgeschliffene Kiesel, deren schönste sich im Bette des Rovumaflusses finden. Liebt nun ein Makuajüngling ein Mädchen und gedenkt er es zu heiraten, so ist es Ehrensache für ihn, ihr solche Steine mitzubringen, und die Schöne bewahrt sie in Ermangelung anderer Behältnisse im Munde, unter der Zunge auf. Ist der Jüngling sehr galant, so hat sie ein ganzes Nest von solchen haselnußgroßen Steinen dauernd im Munde. Das mag unbequem sein, aber unbequemer ist es sicher noch, daß die Besitzerin der Mundsteine damit nicht renommieren darf. Niemand darf die Verlobungskiesel sehen, als der Geliebte selber. Europa, du hast es besser!

Giftig. „Na, wenn ich Ihre Frau wäre, hätte ich schon längst Gift in Ihren Kaffee getan!“ — „Und wenn ich Ihr Mann wäre, hätte ich ihn gern ausgetrunken.“

Aufklärung. Smith: „Er ist nicht reich, und doch macht er ganz bedeutend mehr Geld, als er ausgibt.“ — Jones: „Wie kann das sein?“ — Smith: „Er arbeitet in der Münze.“

Katholischer Gottesdienst in der Abteikirche S. Bento. An Sonn- und Festtagen hl. Messen um 5½, 6, 7, 8 (Missa cantata), 9 (mit portugiesischer Predigt), 10 (mit deutscher Predigt) und 11 Uhr. Um 3 Uhr Andacht in deutscher Sprache in der Schulkapelle, Rua Conselheiro Crispiniano 11.

Die Deutschen in Brasilien.

II.

Einige behaupten, daß das gesellschaftliche und selbst das politische Leben der deutschen Kolonien sich getrennt von dem des brasilianischen Volkes abspiele, an dessen Körper sie also einen überflüssigen, folglich schädlichen Auswuchs bildeten. Die Kolonisten sprächen nur deutsch, vom Vater auf den Sohn dächten sie nur an Deutschland und widersetzten sich sogar der Feier nationaler Festtage. Andere wieder leugnen das ganz bestimmt ab, schwören, daß die Kolonisten an ihrem Adoptivvaterlande hängen, die Tugenden der Brasilianer schätzen und daß Brasilien für sie wirklich ein zweites Vaterland darstellt.

Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen, oder vielmehr relativer Natur sein und verschiedene Erscheinungsformen zeigen, je nach den Umständen. Wo Deutsche mit Brasilianern zusammenleben, das heißt in den Städten, verlieren die Nachkommen von Deutschen sehr leicht allen Zusammenhang mit ihrem Ursprung und werden so nativistisch gesinnt, wie nur irgendeiner. Man könnte hervorragende Persönlichkeiten unseres politischen und intellektuellen Lebens anführen, die trotz ihres deutschen Namens die deutsche Sprache nicht kennen. Auf den Kolonien liegt die Sache anders. Da die Kolonisten ganz auf sich angewiesen sind und ihre Sprache und ihre Gewohnheiten bewahren, so bleiben naturgemäßerweise auch die alten Ueberlieferungen bestehen und das alte Vaterland gilt mehr als das neue. Die Schuld daran tragen übrigens in erster Linie die brasilianischen Behörden, wenn auch das Uebel weit davon entfernt ist, unheilbar zu sein. Wenn man von vornherein für ein gutes Unterrichtswesen gesorgt hätte, wenn das Portugiesische obligatorischer Unterrichtsgegenstand gewesen wäre und wenn tüchtige und achtungswerte Lehrer den Unterricht erteilt hätten, dann würden die deutschen Kolonien heute nichts anderes als brasilianische Ortschaften sein. Die Kolonisten konnten auf keinen Fall wünschen, ihre Kinder als Analphabeten heranwachsen zu sehen. Da ihnen staatlicher Unterricht fehlte, griffen sie zum Privatunterricht, wobei ihnen religiöse und deutschnationale Vereinigungen Hilfe leisteten. Dieser Unterricht konnte sich natürlich nur auf einen nationalen Standpunkt stellen, auf den deutschen nämlich. Daß die deutschen Lehrer ihren Schülern die brasilianische Geschichte beibringen und sie lehren sollten, gute Brasilianer zu sein, das hieße zuviel von ihnen verlangen.

Man kann voraussehen, daß, wo die deutsche Sprache die einzige allgemein bekannte ist, auch öffentliche Urkunden in deutscher Sprache abgefaßt werden und daß die Presse nicht portugiesisch schreibt. Das sind Tatsachen, die wir beklagen können, die uns aber nicht überraschen dürfen. Immerhin sind Handel und Industrie der Staaten Santa Catharina und Rio Grande do Sul weit davon entfernt, sich in ausländischen Händen zu befinden, noch viel weniger ist das mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten der Fall. Der Reichtum verteilt sich ohne Rücksicht auf die Nationalität auf diejenigen, die arbeiten und Glück haben. Nur im Ackerbau sind die Deutschen in diesen Staaten, oder, wie ihre Nachkommen heißen, die Teuto-Brasilianer, den Einheimischen überlegen. Dieser Zustand neigt zu einer allmählichen Umwandlung, wie das ja natürlich ist in dem Maße, wie die Verbindungen bequemer werden, die Berührung zwischen den beiden Rassen häufiger und intimer wird, die Existenz Brasiliens sich den Leuten auf der Kolonie in einem anderen Bilde verkörpert, als dem des Steuereinnehmers, kurz, in dem Maße, wie die Kenntnis des Landes allgemeiner verbreitet und gründlicher wird. Der Beweis dafür ist der, daß im ganzen Staate Santa Catharina 22 Zeitungen in portugiesischer und nur 5 in deutscher Sprache erscheinen. Die Schulen überziehen immer weitere Gebiete und verbreiten die nationale Kultur, während die Zahl derer, die die Sprache des Landes, in dem sie leben, nicht sprechen, von Tag zu Tag abnimmt. Wenn wir einer ganz neuerdings aufgestellten Statistik Glauben schenken dürfen, lernen schon 78 Prozent der jungen deutschen Generation in staatlichen oder in Privatschulen die Landessprache. Man erzählt übrigens darüber eine drollige Geschichte. In einem der vielen Vereine, die in Rio Grande do Sul zur Pflege der Geselligkeit gegründet werden und in denen es im Interesse der Muttersprache streng verboten ist, sich der Sprache des Adoptivvaterlandes zu bedienen, entstand eines Abends beim Kegeln ein Streit, und, siehe da, alle Anwesenden fingen unwillkürlich an, portugiesisch zu sprechen, ebenso wie Napoleon und seine Schwestern in der bekannten Szene in „Madame Sans-Gêne“ in der Hitze des Streites anfangen, sich der korsischen Sprache zu bedienen. Auf den Lärm hin eilte der Vorsitzende des Vereins herbei, und, rot vor Zorn über den Verstoß gegen die Vereinsgesetze, schrie er: „Aqui so se pode falar allemão!“ Hinterher ward er sich mit Schrecken bewußt, daß die Rüge ihm ebenfalls, ohne daß er es bemerkt hätte, in dem verpönten Portugiesisch entschlüpft war.

Es ist kein klassisches Portugiesisch, sogar ein barbarisches, das man auf den Kolonien lernt, und es ist nur ein fakultativer Unterrichtsgegenstand. Immerhin ist das ein Fortschritt, und wenn der Staat einmal, wie es seine Pflicht ist, sich der Sache annimmt, und die Lehrer ihrer Aufgabe gewachsen sind, so wird die Lösung des Problems sich ganz von selbst finden, ohne Erschütterungen und Konflikte. Die Kenntnis einer fremden Sprache, besonders wenn sie die Trägerin einer so vollkommenen Zivilisation ist, wie es bei der deutschen Sprache der Fall ist — kann der Entwicklung Brasiliens nur nützlich sein, und wir persönlich hegen den Wunsch, die Anzahl der Personen möge in Brasilien recht groß sein, die sich des Portugiesischen zum gewöhnlichen Gebrauch bedienen und doch die Sprache ihrer Voreltern beherrschen und aus ihrer Kenntnis den größten geistigen Nutzen schöpfen.

Es dient diesen Abkömmlingen von Deutschen übrigens nur zum Lob, wenn sie für das räumlich und zeitlich so entfernte ehemalige Vaterland jene kindliche Liebe empfinden, die die aufgeklärten Brasilianer von heute für Portugal fühlen, dessen koloniale Arbeitsleistung, deren wohltätige Wirkungen man gerecht zu schätzen weiß, heute unbedingte Anerkennung zu finden anfangen. König Carlos I., der wenige Monate vor seinem der ehemaligen portugiesischen Kolonie zugedachten Besuch in Lissabon ermordet wurde, würde bei diesem Besuch, den er unternehmen wollte, um an der Einweihung der zur Erinnerung an die von seinem Urgroßvater König Johann VI. im Jahre 1808 dekretierte Freigabe der brasilianischen Häfen veranstalteten Ausstellung teilzunehmen, in Rio auf das großartigste gefeiert worden sein. Diese Kundgebung, unvergleichlich an Begeisterung, wie sie zu werden versprach, würde doch in keiner Weise bedeutet haben, daß Brasilien noch irgendwie von Portugal abhinge oder Befehle von ihm zu empfangen hätte. Es ist genau so logisch, daß hervorragende Männer Deutschlands in den alten, von ihren Stammesgenossen gegründeten Siedelungen festlich aufgenommen werden, die patriotischer Stolz und ein gewisser, in einem Augenblick großer Kraftentwicklung nach außen verständlicher Ehrgeiz „das südamerikanische Deutschland“ genannt haben.

Wenn die Entstehungsweise der deutschen Kolonien dem sonst in seiner Mannigfaltigkeit so gleichartigen Bilde unseres Landes einige eigenartige und malerische Lokaltöne hinzufügt, wenn, um uns genauer auszudrücken, Blumenau und Joinville, S. Bento und Brusque an Landschaften der Schweiz oder Pommerns erinnern, wie ein kürzlich über diesen Gegenstand veröffentlichter Artikel sagt, so ist das nicht genug, um eine „deutsche Gefahr“ zu verwirklichen. Brasilien bedarf zu seinem Fortschritt der Beihilfe fremder Tätigkeit unter der Form des Kapitals und der Arme, der Intelligenz und der Muskeln, — außerdem ist es gastfreundlich genug und besitzt auch ge-

nügendes Selbstvertrauen, um einigen abgesprengten Stücken eines fremden Vaterlandes Gastfreundschaft gewähren zu können, die ohnedies unfehlbar in der großen und aufblühenden Nation aufgehen wersden, die in Uebersee die europäische Kultur in ihrer Eigentümlicbkeit verkörpert.

Die zweite Meuterei.

Schon seit dem Ende der ersten Meuterei kam ja die Hauptstadt des Landes nicht mehr zur Ruhe — es herrschte eine dumpfe Schwüle wie vor einem Gewitter — jeden Augenblick war man darauf gefaßt, daß irgend etwas Schreckliches eintreten müsse. Und doch war diese kopflose Meuterei des Seebataillons eine Ueberraschung — nicht zuletzt vielleicht für einen großen Teil der Teilnehmer, so absurd es klingen mag. Man hat beim Lesen der ausführlichen Berichte, die die Rio-Zeitungen bringen, mehr als bei der ersten, der Flottenmeuterei, den Eindruck, daß politische Unterströmungen und geheime Einflüsse mitgewirkt haben. Das meuternde Seebataillon hatte nicht die ungeheuren Machtmittel zur Verfügung, die die erste Meuterei so gefährlich machten, und doch hat sie unendlich mehr Schaden angerichtet und unendlich mehr Menschenleben gekostet. Sie war an sich ungefährlich für den Bestand des Staates und der Regierung, ja, von vornherein aussichtslos, da Heer und Marine treu zur Regierung hielten — und doch in ihren Einzelheiten viel schrecklicher. Wir wollen die zusammenhängende Schilderung der Ereignisse, die wir in unserer gestrigen Nummer gaben, durch eine Reihe in wahlloser Folge geschilderter Episoden ergänzen.

Der an Bord der „Rio Grande do Sul“ gefallene Oberleutnant Francisco Xavier Carneiro da Cunha war Adjutant des früheren Marineministers Admiral Alexandrino de Alencar, der ihn mit nach Europa nehmen wollte, was er aber ausschlug. Er war mit einer Tochter des Richters am Obersten Bundesgericht Herrn Dr. Oliveira Ribeiro verheiratet, sein Schwager, Herr Dr. Dario Ribeiro, ist Staatsdeputierter hier in S. Paulo. Er wurde noch nach dem Tode wegen Tapferkeit zum Kapitänleutnant befördert. Der Offiziersaspirant Bemvindo Freire kommandierte den ersten der mit Soldaten besetzten Lastkähne, die Sonnabend gegen Mittag versuchen sollten, nach der Insel der Meuterer überzusetzen, um sie mit Sturm zu nehmen. Eine Granate traf jedoch das Fahrzeug, ihre Splitter töteten den Kommandanten und vier Soldaten, während ein Artillerieunteroffizier schwer verwundet wurde. Der Präsident unterzeichnete noch Sonnabend das Dekret, das den gefallenen Aspiranten zum Leutnant ernennt. Es wurde übrigens davon abgesehen, die Insel zu stürmen, um nicht unnütz Menschenleben zu opfern. Die Regierung beschloß, lieber die Beschießung noch einige Stunden fortzusetzen. — Am Kai Pharoux waren 10 Kruppsche 7½ cm-Geschütze aufgefahren. Genau um 5 Uhr 15 Minuten morgens schlug eine von den Meuterern abgefeuerte Granate auf dem Kai Pharoux dicht bei dem Gebäude der Hafenpolizei ein. Auf diese Provokation hin begann das Artillerieduell. Vom S. Bento-Berg, von den Kriegsschiffen, von den Festungen, vom Kai Pharoux flogen die Kugeln nach der Insel. Die Meuterer wehrten sich jedoch verzweifelt und verwundeten und töteten viele Soldaten und wohl noch mehr Neugierige. Von Zeit zu Zeit schleuderte eines der schweren Geschütze der „Dreadnoughts“ sein Geschoß, das auf der Insel beim Explodieren eine Staubwolke aufsteigen ließ. Die Häuser der benachbarten Stadtteile erzitterten und von den Bergen kam das Echo zurück wie rollender Donner. Die Granaten kreuzten sich unaufhörlich über der Insel. Die meisten trafen die Kaserne des meuternden Bataillons, doch wurden auch die anderen Gebäude der Insel, wie das Marinelazarett, die Funkentelegraphenstation u. s. w. stark beschädigt resp. zerstört. Man schätzt den Schaden auf gegen 4000 Contos. Die Aufständischen verfügten über ungefähr 1000 Schuß für 7½ und 4½ cm-Geschütze, und über 145.000 Patronen für Maschinengewehre und Handfeuerwaffen. Der Inspekteur des 9. Armeebezirks, General Menna Barreto, leitete persönlich die Operationen vom Kai Pharoux aus. Als er die Feuerlinie abschritt, explodierte plötzlich eine von den Meuterern gesandte Granate wenige Schritte von dem General, der durch einen Granatsplitter ziemlich schwer am rechten Bein verwundet wurde. Gerade in diesem Augenblick kam der Kriegsminister, General Dantas Barreto, an, der den Verwundeten in seinem Automobil fortschaffen ließ und selbst das Kommando übernahm, das er bis halb acht Uhr morgens behielt. Auch der Kriegsminister wurde durch Granatsplitter leicht am Bein verwundet, sein Mantel davon durchlöchert. Der Marschall Hermes sandte, als er von diesen Vorgängen hörte, seinen Privatsekretär, um nach dem verwundeten General Menna Barreto zu sehen, und seinen Adjutanten, um den Kriegsminister nach dem Palast zu rufen. Als diese beiden Herren am Kai Pharoux ihr Automobil verließen, schlug dicht dabei eine Granate ein, die ein Kind tötete und ein zweites schwer verwundete. Das Kommando übernahm dann der General Pedro Pinheiro Bittencourt. Am Kai Pharoux wurde auch der Leutnant Fernando Martiniano Cardoso verwundet. Der Deputierte Hasslocher entging nur wie durch ein Wunder dem Tode. Als er gegen 10 Uhr morgens durch die Rua Clapp fuhr, explodierte eine Granate in nächster Nähe seines Automobils. Ein anderer Volksvertreter, der Abgeordnete Alaor Prata, erhielt eine Kugel in den Fuß. Der französische Konsularagent J. Frankfort befand sich morgens am neuen Markt, als er eine Gewehrkugel in die Brust erhielt. Auf dem S. Bento-Berg war Artillerie und Infanterie aufgestellt, deren Geschosse den Meuterern bei der beherrschenden Lage des Berges besonders hart zusetzten. Ihr Feuer richtete sich denn auch mit Vorliebe dahin Einem Benediktinermönche des Klosters, dem Pater Joaquim de Luna, wurde die rechte Hand zerschmettert, sodaß sie amputiert werden mußte. Das Klostergebäude wurde von unzähligen Schüssen getroffen. Ein im Kloster beschäftigter, erst kürzlich von Portugal angekommener Schneider namens Alfredo wurde getötet und viele Unteroffiziere und Soldaten verwundet. — In der Rua Floriano Peixoto wurde ein Student der Medizin von einer Granate getroffen, die ihm den Kopf wegriß. Der unheilvollste Treffer aber war vielleicht der, welcher in der Rua Visconde de Itauna drei Menschen tötete und einen vierten schwer verwundete. Zwei Syrier, Miguel Jorge und Mammoah Assorti, die in dem Hause No. 17 der genannten Straße wohnten, unterhielten sich ruhig vor der Tür, der Munizipalgardist Cesar Trovão näherte sich den beiden und Herr José Coelho Mendes fuhr auf seinem Rad vorüber. Plötzlich explodiert eine Granate an der Haustür. Als sich der Staub und der Rauch verzogen hat, sieht man den einen Syrier ohne Kopf, den anderen mit gespaltenem Schädel tot daliegen, auch der Munizipalgardist war durch einen Granatsplitter getötet und der Radfahrer schwer verwundet. — Eine Granate traf das Verkehrsministerium und schlug im Saale der Direktion der öffentlichen Arbeiten ein großes Loch in die Decke. Zwei Beamte des Ministeriums legten das Geschoß auf den Arbeitstisch des Ministers, als „Andenken“. Eine große Granate schlug gegen halb zehn Uhr morgens in das Haus No. 145 der Rua da Misericordia, das von der Familie des Herrn Alvaro Candido Pinheiro bewohnt ist. Das Geschoß zerstörte im zweiten Stock das Bett einer kleinen Tochter des Herrn Pinheiro, und schlug dann durch die Treppe in den ersten Stock, den die Familie eben im Augenblicke vorher verlassen hatte. — Eine andere Granate durchschlug das Glasdach des Munizipaltheaters und richtete auf der Bühne Zerstörungen an. Im Hause des Dr. José Constancio de Jesus, Rua Marechal Floriano 173, explodierte eine Gra-

nate im Besuchszimmer und zertrümmerte alle Möbel. Wir könnten noch viele andere Stellen anführen, wo Geschosse einschlugen und mehr oder weniger Schaden anrichteten, wenn wir nicht fürchteten, unsere Leser zu ermüden. Wieviele Tote und Verwundete die Meuterei kostete, läßt sich auch nicht annähernd angeben. Die Meuterer haben natürlich die schwersten Verluste gehabt, aber auch von den regierungstreuen Soldaten wurden sehr viele verwundet. Auch Leute aus dem Volke, Arbeiter, Bäcker, Dienstmädchen u. s. w. wurden verwundet. Alle Rio-Blätter veröffentlichen lange Listen, jedoch können diese auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, da viele Verwundete sich in Privatbehandlung begeben haben werden. Erst nach einigen Tagen wird sich die Zahl der Opfer mit einer gewissen Sicherheit feststellen lassen. Uebrigens fehlte es auch, wie ja das Lächerliche oft dicht neben dem Tragischen hergeht, nicht an komischen Szenen. Als das Feuer der Meuterer begann, waren auf dem Platze vor der Markthalle viele Leute damit beschäftigt, große Körbe mit Gemüse, Fischen, Früchten etc. ab- und zuzutragen. Bei den ersten Schüssen stob alles entsetzt auseinander, und Kohlköpfe, Fische, Bananen, Zwiebeln, Salat u. s. w. lagen im bunten durcheinander auf dem Platze herum. Ein Italiener trug an einer Tragstange zwei an Stricken hängende Gemüsekörbe auf der Schulter, plötzlich zerriß eine Kugel den einen Strick, der Korb fiel zu Boden und der andere verlor natürlich auch das Gleichgewicht. Der Mann machte ein mehr als verdutztes Gesicht und sagte: „Per Dio!“ — Ein Herr, der dicht dabei gestanden hatte, als die Granate in der Rua Visconde de Itauna platzte und der die Lufterschütterung gespürt und den entsetzlichen Anblick der Toten gehabt hatte, traf nach einiger Zeit, vor Schreck noch ganz von Sinnen, einen Bekannten. Als er mit diesem sprach, griff er auf einmal nach seinem Munde und bemerkte zu seinem Staunen, daß er sein — Gebiß verloren hatte. — Auch in der Nähe des Gebäudes, in dem die Deputiertenkammer tagt, fielen Granatsplitter nieder. Der paulistaner Deputierte Dr. Jesuino Cardoso, griff einen davon von 20 cm Länge und 10 cm Breite auf und zeigte ihn in der Kammer einem andern Abgeordneten, der ihn an den Präsidenten der Kammer, Herrn Sabino Barroso, weitergab. Wenige Minuten später war die Sitzung vertagt.

Wie unerwartet und sinnlos die Meuterei war, erhellt am besten aus den Aussagen der Seesoldaten selbst. Den Inhabern des Restaurants auf der Cobrainsel versicherten einige Soldaten, als schon geschossen wurde, es gehe gar nichts vor, die Kanonenschüsse kämen von den englischen Schiffen, die Salven gäben. Andere erklärten, sie hätten die Regierung des Marschalls Hermes gegen die Offiziere des Heeres und der Marine verteidigen wollen, die gegen den Präsidenten feindlich vorgehen wollten. Es steht ja auch fest, daß viele Soldaten auf die Alarmsignale hin zu den Waffen griffen, ohne zu wissen, weshalb sie antreten sollten, und daß sie dann wohl oder übel die Revolte mitmachten. Es ist daher tatsächlich nicht ausgeschlossen, daß mancher in der Ueberzeugung kämpfte, er verteidige die rechtmässige Regierung!

Eine andere Lesart über die Ursache der Meuterei giebt das „Diario de Noticias“. Danach soll ein Marineoffizier im Gespräch mit einem bekannten Arzte gesagt haben, der Kommandant des Seebataillons, Marques da Rocha, habe erklärt: „Im Seebataillon wird weiter geprügelt.“ Einige Tage vor der zweiten Meuterei wurde ein Füsilier gezüchtigt. Am Freitag selbst sollte ein anderer die Knute bekommen. Auf die Vorhaltung, daß es nicht ratsam sei, entgegen dem ausdrücklichen Befehl des Marineministers körperliche Züchtigungen vorzunehmen, erwiderte der Kommandant: „Der Befehl gilt nur für die Kriegsschiffe. In seinem Bataillon bleibt das bisherige Regime weiterbestehen.“ Als die Züchtigung ausgeführt werden sollte, trat das Bataillon an und der zu bestrafende Soldat erhielt den Befehl, aus der Front zu treten. Er gehorchte, aber mit dem Revolver in der Faust, indem er erklärte: „Hier wird keiner mehr geprügelt.“ Man teilte dem Kommandanten den Vorfall mit, der sich sofort nach der Kaserne begab, aber die Tür bereits verschlossen fand. — Dieser Bericht stimmt nicht mit zu der Tatsache, daß erst nach Zapfenstreich die Meuterei ausbrach, während bis dahin alles in Ordnung war. Sollte aber tatsächlich die Wiederholung von körperlichen Züchtigungen den Anlaß zu den beklagenswerten Ereignissen gegeben haben, dann verdiente der Kommandant, daß auch ihm 250 aufgezählt würden, damit er sein Leben lang sich erinnerte, daß Befehle des Marineministers fürs Seebataillon ebenfalls gelten. Aber, wie gesagt, wir vermögen nicht an die Wahrheit dieser Darstellung zu glauben, sondern müssen bis auf weiteres die wahre Ursache anderwärts suchen.

Der Belagerungszustand.

Ueber den Distrikt der Bundeshauptstadt und über Nictheroy ist der Belagerungszustand verhängt worden. Wenn man die Begleitumstände in Betracht zieht, so muß man zu dem Schlusse kommen, daß die Lage in Rio ganz außerordentlich bedenklich geworden ist.

Am Sonnabend, als das Bombardement in vollem Gange war, ließ der Bundespräsident dem Senat eine Botschaft zugehen, in der er von den Vorgängen Mitteilung machte und dem Kongreß anheimstellte, die nötigen Maßregeln zu treffen. Im Senat wurde darauf ein Gesetzentwurf ausgearbeitet, der den Bundespräsidenten zur Verhängung des Belagerungszustandes ermächtigte. Mit allen gegen die Stimme Ruy Barbosas wurde der Entwurf angenommen und der Deputiertenkammer überwiesen, die in einer außerordentlichen Sitzung am Sonntag darüber beriet. Zu einem Beschluß kam es jedoch nicht, da die Minderheit unter Führung Irineu Machados aufs heftigste obstruierte. Sie stützte sich dabei nicht ohne Grund auf das Argument, daß nach der schnellen Niederwerfung der Meuterei der Belagerungszustand überflüssig geworden sei.

Um so mehr Verwunderung mußte es daher erregen, daß in der gestrigen Kammersitzung das Projekt einstimmig angenommen wurde. Auch die Opposition, in deren Namen wieder Irineu Machado sprach, war für die debattelose Annahme. Der wütende Feind der gegenwärtigen Regierung erklärte, daß die Lage derartig ernst geworden sei, daß die Minderheit, wenn sie innerhalb der Verfassung bleiben wolle, sich der Verhängung des Belagerungszustandes nicht mehr widersetzen könne. Ja, die Opposition ging noch weiter. Sie bekannte, daß sie unter den obwaltenden Umständen ihre Obstruktion, mit der sie die Annahme der Budgetgesetze verhindern wollte, solange die Frage der Munizipalwahlen in der Bundeshauptstadt nicht geordnet wäre, nicht mehr aufrecht erhalten könne und sprach ihre Bereitwilligkeit aus, das Budget alsbald zu bewilligen. Die verschiedenen, gestern auf der Tagesordnung stehenden Gegenstände wurden ebenfalls ohne Debatte angenommen. Die Paulistaner Vertreter in der Kammer sandten an unseren Staatspräsidenten folgendes Telegramm: „Wir hatten gestern beschlossen, den Gesetzentwurf über die Verhängung des Belagerungszustandes, der aus dem Senat kam, zu bekämpfen, da wir nach Unterdrückung der Meuterei auf der Cobrainsel die Maßregel für entbehrlich hielten. Heute aber, nachdem wir von neuen und schweren Tatsachen Kenntnis erhalten haben, haben wir den Entschluß gefaßt, nach einer Vereinbarung mit der Majorität das Gesetz anzunehmen und die Regierung in jeder Weise zu unterstützen, um die Ordnung wiederherzustellen, und wir haben erreicht, daß auch die übrigen Mitglieder der Minderheit sich diesem Vorgehen anschlossen. Es wurde ferner vereinbart, die Obstruktion, sei es aus welchem Grunde auch immer, einzustellen, um schleunigst das Budget zu bewilligen.“

Welches nun sind die „neuen und schweren Tatsachen“, die

zur Kenntnis der Volksvertreter gelangten? Darüber sind wir ohne sichere Nachrichten, da die Telegrammzensur nach wie vor streng ausgeübt wird. Die Gerüchte, die in der Stadt umlaufen, sind natürlich mit Vorsicht aufzunehmen. Da wird erzählt, daß sich in Rio Straßenkämpfe abspielen, an denen die Polizeitruppen und die Armee beteiligt seien, daß die Schlachtschiffe „Minas Geraes“ und „S. Paulo“ die auf der Cobrainsel gelandeten Truppen angreifen wollten, daß die Dampfer des Lloyd Brasileiro den Befehl erhalten hätten, nicht aus Santos auszulaufen, usw. Tatsache ist, daß der Kommandant der Schlachtschiffdivision, Kapitän Pereira Leite, und der der Kommandant der „Minas Geraes“, Kapitän Borges Leitão, ihren Abschied erbeten haben. Die Regierung hat beschlossen, alle diejenigen Matrosen, die darum nachsuchen, alsbald die Entlassung zu bewilligen. 109 Matrosen von der „S. Paulo“ haben von dieser Möglichkeit bereits Gebrauch gemacht. Acht Offiziere der Polizeitruppen wurden verhaftet. Verschiedene Schiffe und Truppenteile wurden mobilisiert. In einer Konferenz des Marschalls mit dem Marineminister wurde beschlossen, die neuen Schiffe aus dem Hafen zu entfernen. Sie sollen heute abfahren. Ruy Barbosa hat es nach der Verhängung des Belagerungszustandes für zweckmäßiger gehalten, Rio ebenfalls zu verlassen, nicht weil sein Leben bedroht wäre — der Marschall hat ihm durch seinen Kabinetsekretär Dr. Teffé eigens alle gewünschten Sicherheitsmaßregeln angeboten — sondern offenbar, weil er ein böses Gewissen hat. Er fuhr mit dem Nachtzug gestern abend ab, um sich direkt nach Campinas zu begeben.

Hoffen wir, daß es dem Marschall gelingt, unter der Herrschaft des Belagerungszustandes Ruhe und Ordnung in der Bundeshauptstadt wiederherzustellen!

Zwei Umstände waren es, die die obstruktionslustige Minderheit zur Vernunft brachten: eine Kraftanwandlung der Mehrheit und die Haltung S. Paulos. Den persönlichen Bemühungen des Bundespräsidenten und seiner nächsten Freunde war es endlich gelungen, angesichts der fortdauernden Gährung in der Marine die saumseligen Mitglieder der Kammermehrheit soweit zu bringen, daß sie ein auch ohne die Minderheit beschlußfähiges Haus garantierten. Am Montag nun wollte die Mehrheit beschließen, der Kammersession zu schließen und der Regierung das Budget des laufenden Jahres auch für das nächste Jahr zu bewilligen. Das wäre eine empfindliche Niederlage für die Minderheit gewesen, weil ein derartiger Beschluß aller Welt klar gezeigt hätte, daß nur die Obstruktion der Ruyisten den Fortgang der parlamentarischen Arbeiten unmöglich machte. Der „Krieg bis aufs Messer“ gegen die Regierung des Marschalls, den Herr Irineu Machado ohne Rücksicht auf die Interessen des Vaterlandes führen wollte, erschien auf einmal weniger amüsant. Man begann sich zu fragen, ob nicht unter diesen Umständen der Wunsch, die Regierung unter die Forderungen der Minderheit zu beugen, den Wünschenden selber verhängnisvoll werden könnte. Und der Gesetzentwurf über den Belagerungszustand, der noch Tags zuvor mit unglaublicher Wut als unnötig bekämpft worden war, wurde plötzlich zum willkommenen Vorwand, eine Verständigung mit der Mehrheit zu suchen und zu finden.

Die andere Anregung ging von S. Paulo aus. Unsere Paulistaner Vertreter in der Kammer hatten bislang die Politik des Don Quixote Ruy Barbosa und seines getreuen Sancho Pansa Irineu Machado mitgemacht, allerdings ohne sonderlich hervorzutreten. Diese Haltung konnte aber unmöglich im Interesse unseres Staates liegen, denn wenn ein Teil des Landes an ruhigen, geordneten Zuständen interessiert und bis zu einem gewissen Grade auch auf ein gutes Einvernehmen mit der Bundesregierung angewiesen ist, so ist es S. Paulo. Der Staat größter landwirtschaftlicher und industrieller Produktion muß konservativ sein oder er wird nicht sein. Unsere Abgeordneten sind sich dessen im allgemeinen auch bewußt, und wenn sie es vergessen, dann wird es ihnen von Zeit zu Zeit durch die Reisen unseres Finanzsekretärs, Herrn Olavo Egydio, wieder in Erinnerung gebracht. Diesmal aber, wo für S. Paulo so viel auf dem Spiele stand, hat unser Staatspräsident direkt mit den Abgeordneten verhandelt, wie aus seiner Antwort auf ihr gestern wiedergegebenes Telegramm hervorgeht. Er hat sich in ebenso loyaler Weise auf die Seite der Bundesregierung, auf die Seite der legitimen Obrigkeit gestellt, wie er es neulich während der ersten Meuterei getan hat. Für dieses Handeln im wohlerwogenen Interesse des Staates, unter Hintansetzung persönlicher Empfindlichkeit gebührt Dr. Albuquerque Lins die Anerkennung und der Dank nicht nur aller Paulistaner, sondern aller Vaterlandsfreunde überhaupt.

Der Vater alles Uebels aber, der Senator Ruy Barbosa, hat Rio verlassen. Als der Bundespräsident von diesem Entschluß Kenntnis erhielt, hat er seinem Gegner sofort jede nur gewünschte Garantie für sein Leben und seine parlamentarische Immunität angeboten. Herr Ruy Barbosa aber fand es trotzdem für ratsamer, sich zu drücken. Unter dem Schutz von 6 Polizisten ist er noch vorgestern Abend abgereist. Er traf gestern früh in S. Paulo ein und wurde von seinen Anhängern gebührend gefeiert. Heute Vormittag um 9 Uhr 15 reiste er nach Campinas weiter, um einige Zeit auf der Fazenda Rio das Pedras des Dr. Luiz Albino Barbosa de Oliveira zu verbringen. Warum dieser fluchtartige Aufbruch aus Rio? Weiß der große Schwätzer und Hetzer vielleicht, daß noch weitere Meutereien in Aussicht stehen, und will er sich deshalb in Sicherheit bringen? Oder fürchtet er, daß die strenge Untersuchung über die sinnlose Empörung des Seebataillons, für die die Beteiligten keinen Grund anzugeben wissen, Dinge zu Tage fördert, vor denen auch der Schutz der parlamentarischen Immunität hinfällig werden muß? Oder beides? Daß all die Unruhe, all die Schmach und all das Blut der letzten Wochen auf das Konto seiner unheilvollen Tätigkeit zu setzen sind, auch wenn er vielleicht nicht direkt verantwortlich gemacht werden kann, darüber besteht kein Zweifel. Wer hat die Autorität der vorigen Regierung untergraben? Ruy Barbosa. Wer hat die Ehre der jetzigen Regierung durch den Kot gezerrt? Ruy Barbosa. Wer hat die Massen aufgehetzt? Ruy Barbosa. Wer hat die Soldaten und Matrosen mit dem Geiste der Unbotmäßigkeit erfüllt? Ruy Barbosa. Immer Ruy Barbosa und — Irineu Machado! Noch gibt es Brasilianer, die den beiden zujubeln. Aber die Geschichte wird sie richten.

An Tatsächlichem ist aus Rio wenig zu melden. Der Kapitän zur See Pereira Leite und der Fregattenkapitän Borges Leitão sind wunschgemäß von ihren Stellungen als Chef der Schlachtschiffdivision bezw. Kommandant der „Minas Geraes“ entbunden worden. Den Befehl der Division hat provisorisch der Kommandant der „S. Paulo“, Fregattenkapitän Raymundo do Valle, übernommen. Die Besatzungen der Schiffe „Deodoro“ und „Bahia“ und ein Teil der Leute der „Minas Geraes“ und der „S. Paulo“ wurden ausgeschifft. Viele Matrosen sind bereits verabschiedet worden, teils gezwungen, teils freiwillig. Sie haben fast alle bei der Hafenbaugesellschaft von Para Dienst genommen. Die Entlassungen werden fortgesetzt. Der Matrose Roberto Ernesto, einer der Rädelsführer der neuerlichen Bewegung auf der „Minas Geraes“ wurde im Hofe des Marinearsenals nach heftiger Gegenwehr verhaftet. Auf der Cobrainsel wurden noch zwei Füsiliere vom Seebataillon festgenommen, die sich in den unterirdischen Gewölben verborgen gehalten hatten. Die nach Santos abgegangenen Kreuzer sollen heute Befehl erhalten haben, nach Rio zurückzukehren, nachdem dort die Ruhe wiederhergestellt ist. Aus Bello Horizonte ist die 9. Jägerkompagnie in der Bundeshauptstadt eingetroffen. Der Marineminister hat angeordnet, daß zu den Schiffsjungenschulen nur Minderjährige zugelassen werden dür-

fen, und zwar unter Ausschluß derjenigen, deren Verhalten von verderblichem Einfluß werden könnte. Wir werden also in Zukunft aus den Marineschulen noch mit größerer Sicherheit brauchbares Matrosenmaterial erwarten dürfen, als bisher.

In der Deputiertenkammer erschienen viele Mitglieder der Minderheit nicht zur Sitzung. Verhandelt wurde nicht, da der Negerdeputierte Monteiro Lopes gestorben ist. Nach den üblichen Nachrufen wurde zum Zeichen der Trauer die Sitzung aufgehoben. Im Senat verbrachten die Herren Pinheiro Machado und Francisco Glicerio die Zeit damit, festzustellen, daß sie sich nicbt gezankt hätten, wie der „Correio da Manhã" boshafter Weise behauptete. Darauf wurde die Tagesordnung ohne Debatte genehmigt.

Aus aller Welt.

— Rittmeister v. Rodakowski, ein Sohn des bekannten Kavallerie-Generals, stürzte, wahrscheinlich vom Einbruch der Nacht überrascht, bei einer Partie, die er allein vom Sprons über das Langseejoch und den Halselferner zum Lazinser Rötel machte, zirka 150 Meter ins Steinkar der Tablander Lacke ab, wo er von dem Bergführer Stocker, welcher auf die Suche ging, zerschmettert aufgefunden wurde. Durch eine Rettungsexpedition wurde die Leiche geborgen und nach Meran gebracht. Der Verunglückte war ein sehr tüchtiger, gewissenhafter Bergsteiger.

— Vor dem Wiener Schwurgericht fand am 18. und 19. November die Verhandlung gegen den 21jährigen Raubmörder Gustav Allram statt. Der Täter, ein Fleischhauermeisterssohn aus Oltakring, hatte die 29jährige, unter sittenpolizeilicher Kontrolle stehende Leopoldine Piller in der Nacht vom 11. zum 12. Mai d. J. in ihrer Wohnung, Leopoldstadt, Rueppgasse, ermordet und beraubt. Seine Beute war aber von ganz geringem Werte. Sie bestand in einem Paar Ohrgehängen aus Gold und zwei Ringen aus Neugold, die er seinem Opfer nach der Bluttat abgenommen hatte. Die Schmucksachen waren mit falschen Steinen besetzt. Eine alte Geldtasche, die er auch noch geraubt hatte, enthielt nicht mehr als höchstens eine Krone. Allram war bereits siebenmal im Irrenhause und war auch bereits einmal wegen Raubes in Untersuchung, die wegen seines Geisteszustandes eingestellt wurde, wurde aber schließlich aus der Landes-Heil- und Pflegeanstalt „Am Steinhof" im April vorigen Jahres geheilt entlassen und auch gegenwärtig von den Gerichtspsychiatern für gesund erklärt.

— Ein schwerer Unfall ereignete sich in Limoges bei einem Fluge des Aviatikers Baillot, der mit seinem Eindecker über die Stadt dahinflog. In der Avenue des Champs Julictte stieß Baillot mit voller Geschwindigkeit gegen einen Leitungsmast der Straßenbahn. Das Publikum stob unter lauten Entsetzensrufen auseinander. Mehrere Personen konnten sich jedoch nicht mehr in Sicherheit bringen und wurden von dem Aeroplan zu Boden geworfen und erheblich verletzt. Eine Frau erlitt am Kopfe derartige Verletzungen, daß sie denselben erlag. Ein junges Mädchen und ein Kind erlitten schwere Wunden. Der Apparat wurde zertrümmert. Baillot kam mit geringen Verletzungen davon. Da die Menge sich auf den Aviatiker stürzen wollte, um ihn zu lynchen, schritt die Polizei ein, die große Mühe hatte, ihn in Sicherheit zu bringen. Baillot wurde verhaftet.

— Ein Herr J. B. veröffentlichte kürzlich unter genauer Angabe seiner Adresse in einem Hamburger Blatt ein „Eingesandt" unter der Ueberschrift „An die geehrten Herren Einbrecher in Winterhude und Umgegend", das folgenden Wortlaut hat: „Sie werden neulich in der Nacht sehr bedauert haben, daß Ihre Arbeit im Gegensatz zu der erst kürzlich dort verrichteten von so wenig Erfolg gekrönt war. Wenngleich dieser Mißerfolg nicht der sonst hervorragenden Tätigkeit unserer öffentlichen Sicherheitsorgane, sondern dem gerade etwas unruhigen Schlafe eines Vizen zuzuschreiben ist, so dürfen Sie doch bei dem durch das Aufknacken des Tresors verursachten Lärm und dem großen Zeitverlust in Zukunft etwas Risiko laufen. In den Geldschränken bewahre ich nun seit geraumer Zeit kein Geld mehr auf; Ihre Mühe, sie zu erbrechen, ist daher zwecklos; mir aber erwachsen aus der Reparatur der Schränke, die ich als feuersichere Behälter für meine Bücher verwende, große Kosten. Die Gesellschaften verlangen für Versicherung gegen Diebstahl und Sachbeschädigung recht hohe Prämien. Da es nun mal in Winterhude und Umgegend zu wenig Aufsichtsorgane gibt, möchte ich mich gern bei Ihnen versichern, beziehungsweise mich mit Ihnen einigen. Aus diesem Grunde teile ich Ihnen höflichst mit, daß in einer unverschlossenen oberen Schublade im Pult bei der Hoftür 20 Mark für Ihre Bemühungen deponiert sind; dabei liegen die Schlüssel zu den beiden Geldschränken. Wenn Sie mich also wieder einmal beehren, bitte ich Sie, sich zu bedienen. Dabei hoffe ich, daß Sie als Gentleman meine Bücher und sonstigen Papiere schonen. Vielleicht entschließt sich Ihre sonstige Kundschaft, wie mein Gegenüber, ferner Jarrestraße und Arndstraße usw., zu einer gleich freundlichen Vereinbarung."

— Vor den Schranken des Petersburger Bezirksgerichtes spielt sich ein interessanter Prozeß, dessen Held der Petersburger Lebewelt angehört und sich durch seine Schwindeleien einen „Namen" gemacht hat, ab. Fürst Georg Bebutow hat es durch eine Reihe von Jahren verstanden, sich, geschützt durch seinen Titel, immer wieder von neuem dem Arm der Gerechtigkeit zu entziehen, bis ihn sein Schicksal ereilt hat. Die Aufzählung der Schwindeleien des Fürsten ist nicht ganz leicht, doch möge die Anführung der Hauptgaunereien dieses Kavaliers genügen. Der erste größere Coup des Fürsten Bebutow bestand im Beschwindeln eines Petersburger Kaufmanns um über eine Viertelmillion Rubel, die durch wertlose Wechsel „gedeckt" wurden. Solche Wechselgeschäfte gehörten zur Spezialität des Fürsten, bis keiner seine Wechsel mehr diskontierte. Dann wurden mehrere Automobilfirmen durch die „Erwerbung" teurer Wagen geschädigt, Wagen und Pferde ohne Geld angekauft, bis auch diese Art von Geschäften nicht mehr ging. Schließlich wurde durch eine Heirat der Fürstentitel einer reichen Kaufmannstochter verkauft, die sich sofort scheiden lassen wollte, als sie sah, daß sie einen Gauner geheiratet hatte. Der Fürst ging gegen eine hohe Abstandszahlung auf die Scheidung ein, ließ sich die Summe auszahlen und verweigerte darauf die Scheidung. Um sich von neuem in den Besitz von Geld zu setzen, wollte Fürst Bebutow gegen eine abermalige bedeutende Abfindungssumme noch einmal heiraten und verlobte sich mit einem Fräulein Pontowitsch, die nach erlegter Zahlung zu ihrer Ueberraschung erfuhr, daß ihr Verlobter bereits verheiratet sei. Diese letzte Affäre brach dem fürstlichen Hochstapler den Hals, Fräulein Pontowitsch ging zum Chef der Geheimpolizei und zeigte ihren Bräutigam an, der jetzt hinter Schloß und Riegel sitzt.

— Aus Dresden wird berichtet: Auf einer mit über 40 Ausflüglern besetzten Elbfährte entstand neulich abends in der Nähe von Rathen in der Sächsischen Schweiz, wo sich die Elbüberfährte oberhalb der Bastei befindet, eine Panik. Infolge eines Versehens des Fährmannes war das Boot, dessen Passagiere nach dem auf dem anderen Ufer befindlichen Bahnhof gelangen wollten, mit dem Vorderteil stromabwärts gestellt. Mit großer Schnelligkeit schoß das infolge Ueberladung sehr tiefgehende Boot auf der stark angeschwollenen Elbe dahin. In der Mitte des Stromes drohte es zu kentern, so daß einige Passagiere schon in die Elbe springen wollten, um schwimmend das Ufer zu erreichen. Glücklicherweise riß jedoch in dem kritischen Moment das Fährseil. Das Boot, in dem kein Ruder mehr vorhanden war, trieb nun mit unge-

heurer Geschwindigkeit stromabwärts, und erst unterhalb der Bastei wurde es von der Strömung ans Ufer getrieben und die Bootsinsassen konnten dort mit großer Mühe gerettet werden.

— Nach einer Bukarester Meldung versuchte ein als Soldat verkleidetes Individuum sich in das Armeemunitionsdepot einzuschleichen, um das Depet mittelst Dynamit in die Luft zu sprengen. Die Schildwache feuerte nach vergeblichem Anruf, ohne jedech zu treffen. Das Individuum entfloh. Nach anderen Meldungen soll der Unbekannte von der Wache schwer verletzt und verhaftet worden sein. Dabei habe sich herausgestellt, daß es ein im Dienst der Bulgaren stehender Spion sei, der zur Durchführung des Attentats auf das Munitionsdepot gedungen worden war. Die rumänische Pelizei nahm in dem von Bulgaren bewohnten Bezirke von Bukarest Haussuchungen und zahlreiche Verhaftungen vor. Unter den Verhafteten befindet sich auch ein auf der Durchreise befindlicher bulgarischer Oberst, bei dem mehrere Skizzen und Pläne der kürzlich stattgefundenen Königsmanöver beschlagnahmt worden sind.

São Paulo.

— Gestern vormittag um 11 Uhr wurde der Neubau der Casa Allemã, Wagner & Co., in der Rua Direita seiner Bestimmung übergeben. Die Geschäftsinhaber hatten aus diesem Anlaß eine Reihe von Gästen geladen, um in deren Kreise die Eröffnung vorzunehmen. Mit diesem Neubau hat sich die altangesehene Firma nicht nur an die Spitze sämtlicher Kaufhäuser S. Paulos, sendern ganz Brasiliens gestellt, denn im ganzen Lande findet sich kein Bau, der mit demjenigen der Casa Allemã zu vergleichen wäre. Das neue Geschäftshaus ist nach dem Prinzip der großen deutschen Kaufhäuser, Wertheim, Tietz, Kaufhaus des Westens usw., gebaut werden, Luft und Licht in Fülle einlassend, große Uebersichtlichkeit und leichte Zugänglichkeit mit möglichster Feuersicherheit vereinigend. Daß dabei den Forderungen des guten Geschmackes ebenfalls Rechnung getragen wurde, sei in unserem Lande der architektonischen Bizarrerien mit besonderem Nachdruck hervorgehoben. Ebenso schlicht und prunklos gediegen, falschen Schein vermeidend und die Konstruktionsprinzipien kräftig betonend, wie von außen, präsentiert sich der Bau auch von innen. Die drei Stockwerke sind galerieartig um einen grossen Lichthof angeordnet und stehen mit dem Erdgeschoß durch eine breite Doppeltreppe und zwei Fahrstühle in Verbindung. Dieser Lichthof mit seinen mächtigen Kronleuchtern, mit seinen glücklichen Raumverhältnissen, die so harmonisch sind, daß das Innere bei all seiner Größe nicht um den wohltuend intimen Eindruck kommt, den wir heute mit Recht fordern, ist eine Leistung, zu der wir dem Hause und dem Architekten Herrn Eckmann Glück wünschen. Das stumpfe Weiß der Pfeiler und Decken bildet im Verein mit dem hellbraunen Ten des Holzwerkes der Vitrinen und Regale, der Treppengeländer und Steckwerkgalerien, und mit dem satten Grün der überall verteilten Blattpflanden einen vornehm-ruhigen Untergrund, von dem sich die über die Geländer hängenden leuchtenden Teppiche und die prächtigen Auslagen in den Vitrinen um so farbenfreudiger abheben. Erst in diesem Hause kemmt voll zur Geltung, was die Casa Allemã an Waren zu bieten hat. Die Aufmachung ist se verführerisch, se zum Kauf einladend, daß veraussichtlich mancher Ehemann und Vater den Tag beweinen wird, an dem dieser Neubau eröffnet wurde.

Die Tischlerarbeiten sind ven der Firma Zucchi, Blumenschein & Co. geliefert worden und stellen ihren Fabrikanten, sowohl was Gediegenheit der Ausführung, als auch was geschmackvelle Formgebung anbelangt, ein ehrenvolles Zeugnis aus. Reizend ist der Ankleideraum und die Reihe der Nischen mit den großen Facettespiegeln, den Sofas und runden Tischchen im ersten Stockwerk, sämtlich in medernisiertem Biedermeierstil gehalten und durch ihre diskrete Farbengebung überaus angenehm wirkend. Ebenso erfreulich wirkt das Hutzimmer mit seinen hell lackierten Schränken. Aber es würde zu weit führen, wenn wir alles aufzählen wollten, was uns gefiel. Man gehe selbst und schaue!

Im zweiten Stockwerk ist auch ein Erfrischungsraum eingerichtet, nicht sehr groß, dafür aber um so eleganter ausgestattet. Auch das ist eine Neuerung für S. Paulo, die nach europäischen Erfahrungen sicherlich solchen Anklang beim Publikum finden wird, daß der Raum sich bald als zu eng erweist. Gestern walteten dort zwei junge Damen des Hebenamtes, uns den perlenden Champagner kredenzend, mit dem wir auf das Wohl der Casa Allemã, ihrer Gründer, der Herren Heydenreich, und ihrer Inhaber anstießen. Auch an dieser Stelle möchten wir unseren herzlichen Glückwunsch zu der vorzüglichen Leistung deutschen Unternehmungsgeistes, die dieser Neubau darstellt und die alle Deutschen mit Stelz erfüllen muß, wiederholen.

— Nächstens wird Herr Achilles Thioux aus Brüssel hier erwartet, der an Ort und Stelle die praktischen Möglichkeiten studieren will, eine belgische Kolenie im Staate zu gründen.

— Das Ackerbausekretariat erteilte der Deputiertenkammer die erbetenen Informatienen über die ven den Herren Alonso de Carvalho und Antonio Prudente de Meraes erbetene Kenzession zum Betrieb einer Automobillinie zwischen Piracicaba und Rio Clare. Das Gutachten spricht sich für Gewährung der Konzession aus.

— Der erste Schriftführer der Deputiertenkammer teilte dem Justizsekretär mit, daß die Schaffung eines Friedensrichterbezirks Bem Retiro in der Hauptstadt im öffentlichen Interesse liegt.

— Seit dem 7. dieses Monats ist der bei der Light als Inspekter angestellte Benedicto Leite de Paula verschwunden. Er war in der Verkehrsabteilung der Gesellschaft beschäftigt und soll einen greßen der Light gehörigen Geldbetrag mitgenommen haben.

— Der Deutsche Robert B., Medelleur von Beruf und Alameda Cleveland Nr. 91 wohnhaft, hat vergestern Selbstmord durch Erhängen begangen. Er war Witwer und hinterläßt eine schon erwachsene Tochter und einen Sohn. Wie es scheint, hat er den Entschluß zu der unseligen Tat aus Verzweiflung über seine ungünstige finanzielle Lage gefaßt. Sein Haus ist mit einer Hypothek von 7 Contos belastet und er war seit zwei Jahren ehne Stellung.

— Der Soldat Antonio Massanelli, der verigen Sonnabend beim Transport eines Betrunkenen ven einem Unbekannten in der Rua dos Immigrantes einen Revolverschuß erhielt, ist gestern im Militärhospital seiner Verletzung erlegen. Der Mörder sell ein gewisser Jesé Fulgone sein, Maler von Beruf und mit dem Ruhestörer Orestes Sabotti befreundet, dessen Verhaftung Anlaß zu der Bluttat gab. Die Polizei sucht eifrig nach dem Verbrecher.

— In der Stadt liefen Gerüchte um, daß der Ted des Herrn Urbine Taccola, von dem wir gestern berichteten, nicht auf Gehirnschlag infelge der Ueberanstrengung beim Marathenlauf zurückzuführen sei, weshalb der Vorstand des Klubs „Esperia“, dem der Tote angehörte, die Obduktion der Leiche beantragte. Gestern wurde sie vom Polizeiarzte Dr. Archer de Castilho ausgeführt, bestätigte jedoch den Verdacht nicht, denn der Tod ist wirklich durch Gehirnschlag erfolgt, nicht infolge erlittener Mißhandlungen oder durch Vergiftung. Die Sache wird wohl noch ein Nachspiel haben, denn nunmehr beauftragte der Vorstand des Klubs „Tieté“, dem die Spertsmänner angehören, die Herrn Taccola verletzt haben sollten, einen Advokaten damit, gegen den Vorstand des Klubs „Esperia“ eine Klage wegen Verleumdung einzureichen.

— Gestern bestand die älteste Tochter des Zahnarztes Herrn

Victor Strauß, Largo do Thexouro 5, ihr zahnärztliches Examen vor der Prüfungskommission der hiesigen Escola de Pharmacia e Odontologia. Fräulein Strauß wird fortan im Atelier ihres Vaters arbeiten. Unsere besten Glückwünsche.

Deutsche Schule Villa Marianna. Am nächsten Sonnabend um 10 Uhr vormittags findet in der Deutschen Schule in Villa Marianna die Schlußprüfung statt, der am Sonntag nachmittag um halb 2 Uhr eine Weihnachtsfeier folgt. Für die liebenswürdige Einladung zu den beiden Festakten danken wir verbindlichst.

Munizipien.

Santos. Gestern liefen die Kreuzer „Barroso" und „Tamoyo" von Rio kommend hier ein. Der Kommandant des „Tamoyo", Fregattenkapitän Francisco de Mattos, kam um halb eins von Caxambu, wo er sich zur Kur aufhielt, hier an und übernahm das Kommando seines Schiffes.

— Gestern wurden an Bord des englischen Dampfers „Aragon" von der Zollbehörde eine Menge Schmuggelwaren beschlagnahmt, wie Gummimäntel, leinene Hemden, Panamahüte, Spielsachen etc., für die nun doppelter Einfuhrzoll im Betrage von ungefähr 5 Contos zu zahlen ist.

— Mit dem Dampfer „Avon" reiste Herr Dr. Paulo Prado nach Europa ab, wo er unsern Staat im Kaffeevalorisationskomitee vertreten wird, das am 5. Januar in London zusammentritt. Herr Dr. Prado nimmt Instruktionen der Staatsregierung mit, dafür zu sorgen, daß die kontraktlich vorgesehenen Verkäufe von Valorisationskaffee in der Weise vorgenommen werden, daß die Lage des Kaffeemarktes, besonders des von Santos, nicht gestört wird.

Amparo. Der Streik dauert unverändert fort. Die Arbeitervereinigung erbot sich, Bauarbeiten von den streikenden Arbeitern im Akkord vornehmen zu lassen, oder im Tagelohn bei achtstündiger Arbeitszeit, es ist bis jetzt jedoch noch keine Arbeit unter diesen Bedingungen in Angriff genommen worden.

Bundeshauptstadt.

— Mit dem Dampfer „Avon" kehrt heute Herr Baron Riedl von Riedenau nach Europa zurück, der seit dem März 1908 Oesterreich-Ungarn bei unserer Regierung vertrat. Wir sehen den Herrn Gesandten mit Bedauern scheiden, denn er hat es in ausgezeichneter Weise verstanden, die Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Brasilien zu fördern. Indem wir Herrn Baron Riedl von Riedenau glückliche Reise und erfolgreiches Wirken in der Zukunft wünschen, schließen wir zugleich den Wunsch an, daß er auch in seiner ferneren Tätigkeit Brasilien nicht vergessen möge.

Die Geschäfte der k. u. k. österreichisch-ungarischen Gesandtschaft wird bis auf weiteres der erste Legationssekretär, Herr Egger von Möllwald, führen.

— Der Finanzminister wird die Entscheidung seines Vorgängers, die zollfreie Einfuhr von zur Hochseefischerei gehörigen Gerätschaften gestattet, einer nochmaligen Prüfung unterwerfen.

— Der Finanzminister schickte an N. Rothschild & Sons in London eine Million Pfund Sterling in Wechseln.

— Der Bau einer Telephonlinie zwischen Rio und S. Paulo wird zum öffentlichen Wettbewerb ausgeschrieben werden.

— Der Bundesdeputierte Monteiro Lopes ist gestorben. Monteiro Lopes war bekanntlich der erste Deputierte rein afrikanischer Abstammung. Er erreichte durch seine unermüdliche Tätigkeit, daß er erst in den Munizipalrat in Rio, dann in die Deputiertenkammer gewählt wurde.

Aus den Bundesstaaten.

Minas. Aus Ouro Fino schreibt uns unser Dr. L.-Korrespondent: Bedeutende Zivilisationsfortschritte, die so viele Städte im Innern S. Paulos während des letzten Dezenniums gemacht haben, können wir auch in Minas konstatieren, das namentlich an dem Verkehr erschlossenen Plätzen endlich angefangen hat, sich aus seiner früher mit Recht sprichwörtlichen Lethargie herauszuraffen, um der Wohltaten der Instruktion, der Hygiene und des Komfortes teilhaftig zu werden. Unter den vielen in dieser Hinsicht erwähnenswerten Plätzen nimmt unstreitig die an der Sapurahylinie gelegene Stadt Ouro Fino eine der ersten Stellen ein.

Alles, was innerhalb der letzten Jahre hier erstanden ist, verdankt seine Existenz der Selbstverleugnung und dem Patriotismus der Bewohner, die als rastlose, südamerikanische Yankees unter der Leitung des gegenwärtigen Präsidenten von Minas, der hiesiger Bürger ist und dessen Wiege hier stand, wahrhaft Großes geschaffen haben, indem sie diese öde, von keiner Kultur übertünchte Stätte zu einem rasch aufblühenden Zentrum metamorphosierten. Während der letzten drei Jahre wurden hier drei bedeutende Instruktionshäuser ins Leben gerufen: eine prächtige staatliche Volksschule (grupo escolar), die an Schönheit, Größe und modernhygienischer Einrichtung ihresgleichen sucht, das sechsklassige, dem Staatsgymnasium definitiv gleichgestellte Collegio Brazil, welches von Aguas Virtuosas hierher verlegt wurde und eine Normalschule, die in Kürze staatlich sein wird. Das sympathische neue Gebäude, in welchem das collegio Brazil untergebracht ist, kostete weit über dreißig Contos, die durch Zeichnungen hiesiger Bürger zusammengesteuert wurden und für das zurzeit im Bau begriffene neue Gebäude der Normalschule wurden in wenigen Tagen fünfundzwanzig Contos gezeichnet.

Die sich eines herrlichen Klimas erfreuende Stadt besitzt ausgezeichnetes Wasserleitungswasser, und epidemische Krankheiten sind hier unbekannt.

Als weitere Manifestationen der Kultur seien noch erwähnt: das neue komfortable, allen modernen Ansprüchen entsprechende Krankenhaus, der städtische Markt, das beinahe fertig gestellte Theater, der im Mittelpunkt der Stadt gelegene Park, in dessen Zentrum sich ein für das Musikkorps bestimmter Pavillon befindet, eine Agentur des Banco de Credito Real de Minas Geraes, Telephonanlage, das symmetrisch gebaute Doppelgebäude des Clubs, wo stets die meist gelesenen Zeitungen aufliegen, literarische Vorträge gehalten werden und jeden Monat einmal Ball stattfindet, und das stattliche Gebäude der italienischen Gesellschaft Principe de Piemonte. Innerhalb zweier Monate wird die elektrische Beleuchtung der Stadt ein fait accompli sein und gleichzeitig wird Ouro Fino mittelst elektrischer Straßenbahn mit der sechs Leguas von hier entfernten, bevölkerten und wohlhabenden Villa Caracol verbunden werden, was dem hiesigen Handel sehr zustatten kommen wird.

Im Munizip gelegene, mehr als eine Legua von der Stadt entfernte, fruchtbare Latifundien, die Staatseigentum sind, harren ihrer Urbarmachung durch deutsche Kolonisten, die man bei Beginn des neuen Jahres hier erwartet. Eine gute Landstraße, die von hier nach der Kolonie führt, ist bereits fertig gestellt und dem Verkehr übergeben, nur die Wohnhäuser sind noch im Bau begriffen.

Dem hier in der Stadt unter sotanen Umständen natürlichen Häusermangel wird in absehbarer Zeit abgeholfen sein, da vielerorts beständig an dem Neubau von Wohnstätten gearbeitet wird. Die hiesigen Gebäude werden ausnahmslos aus Backsteinen hergestellt, und Ziegeleien (olarias) gibt es eine ganze Masse.

Der Wohlstand des Munizips, in dem große Reichtümer ebenso selten sind wie Extreme von Armut, resultiert aus der hier

obwaltenden Polykultur. Kaffee, Viehzucht, Zuckerrohr, Reis, Tabak, etwas Wein und Baumwolle sind die hauptsächlichsten Subsistenzmittel dieser Zone.

— Die in Poços de Caldas grassierende pockenähnliche Krankheit ist erloschen, der staatliche Sanitätsinspektor Dr. Barbosa Lima, den die Regierung zur Bekämpfung der Epidemie hergeschickt hatte, ist bereits wieder abgereist.

— Der wegen Mordes angeklagte Joaquim Dutra, der zum drittenmale vor den Geschworenen stand, wurde diesmal freigesprochen. Das vorige Mal war er zu 30 Jahren Zuchthaus verurteilt worden.

— In allen Munizipien wurden Zweigniederlassungen der staatlichen Sparkasse gegründet. — Eine sehr lobenswerte Maßregel.

Parana. In einem öffentlichen Hause in S. Matheus entstand zwischen Angestellten der Flußschiffahrt auf dem Iguassu ein großer Konflikt. Die Polizei schritt ein und es kam zu einer Schießerei, wobei der Heizer José Lourenço Firmino erschossen wurde und mehrere andere Wunden erhielten.

Vermischte Nachrichten.

Phrynes Enthüllung. Die fünf Akademien, die das Institut de France bilden, traten kürzlich zu der üblichen öffentlichen Jahressitzung zusammen. Es wurden zwei höchst langweilige und zwei ungemein erbauliche und ergötzliche Reden gehalten. Zu diesen gehörte ein origineller Vortrag, den Paul Girard, als Vertreter der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, über die schöne Phryne und ihren Anwalt Hyperides hielt. Es handelte sich um nichts Geringeres als um eine Rehabilitisierung der berühmten Hetäre. „Die Böotierin Phryne", so führte der Gelehrte aus, „war eine jener Damen, auf die das Athen von damals durch seine lockeren Sitten eine große Anziehungskraft ausübte; leichtsinnig veranlagte schöne Frauen konnten hier rasch ihr Glück machen und zu Vermögen kommen. Eines Tages geriet die schöne Frau in arge Schwierigkeiten: ein verschmähter Liebhaber namens Euthias klagte sie des Atheismus an, und man weiß, wie gefährlich derartige Anklagen in Athen werden konnten. Die Anklage stützte sich darauf, daß Phryne aus ihrer böotischen Heimat einen merkwürdigen nächtlichen Kult nach Athen verpflanzt hatte: es handelte sich offenbar um wilde Liebesorgien, die zu Ehren des Isodaites, einer Inkarnation des phrygischen Dionysos, veranstaltet worden. Der Prozeß kam vor die Heliasten, die Geschworenen jener Zeit. Als Zeit des Prozesses darf das Jahr 347 angenommen werden. Man weiß, wie er ausgegangen sein soll. Als Hyperides, der Anwalt der schönen Phryne, sah, daß er durch Argumente auf die Richter aus dem Volke nicht wirken konnte, führte er seine Klientin plötzlich in die Mitte des Gerichtssaales, und zeigte, indem er ihr die Schleierhülle vom Körper riß, dem nicht wenig erstaunten Gerichtshof ihren nackten Busen. Der Herr Rechtsanwalt soll durch diese Geste, die den Richtern die Schönheit der Angeklagten offenbarte, die Freisprechung seiner Klientin erzielt haben. Heutigentags wäre er wahrscheinlich wegen Schamverletzung in eine sofort zu vollstreckende Ordnungsstrafe genommen, dann unter Anklage gestellt und zuletzt von der Anwaltskammer aus dem Anwaltsstande ausgestoßen worden . . ." Herr Paul Girard glaubt aber, daß es dem smarten Verteidiger auch bei den alten Griechen so ergangen wäre, mit anderen Worten: er ist überzeugt, daß die ganze Geschichte, obwohl sie im Altertum von Geschlecht zu Geschlecht ging und in alter und neuer Zeit in zahllosen Dichtungen und Kunstwerken verherrlicht wurde, frei erfunden oder mindestens stark aufgebauscht ist. Girard stützt sich dabei auf ein feines psychologisches Argument: „Ich weiß nicht," sagt er, „ob Phryne sich überhaupt so ohne weiteres zu der dreisten Demonstration ihres Verteidigers hergegeben hätte. Wir besitzen über sie, über ihr Leben und über ihre Gewohnheiten wertvolle Mitteilungen, Mitteilungen, die als authentisch betrachtet werden können, weil sie durch bildliche Darstellungen ergänzt und bestätigt werden. Die schöne Frau stand in der Kunst, sich zu kleiden, ohne sich zu verunstalten, weit über anderen Frauen ihrer Zeit: sie zeigte sich immer in faltigen Gewändern, die sich in raffinierter Weise an den Körper schmiegten, so daß die Körperformen, vor allem die Büste, scharf hervortraten. Da sie also die Wirkung dessen, was sich nicht in plumper Weise sehen, sondern nur ahnen läßt, sehr wohl kannte, wäre sie höchstwahrscheinlich von einer so brüsken „Entkleidung", wie sie ihr Verteidiger an ihr vorgenommen haben soll, nur wenig erbaut gewesen; anderseits kann man annehmen, daß der Verteidiger einer solchen Frau in puncto Frauenreiz viel zu sachverständig gewesen sein wird, als daß er die Mittel und Mittelchen, durch welche eine schöne Frau auf die Männerwelt zu wirken sucht, nicht auch selbst gekannt haben sollte. Man wird also wohl die pikante Prozeßepisode mit ihren schönen fleischlichen Argumenten zu den Legenden zählen müssen . ."

Charakterskizzen berühmter Buckliger. Mit eigenartigen Studien beschäftigt sich seit einiger Zeit der italienische Schriftsteller Scarlatti: er veröffentlicht in der Zeitschrift „Minerva" Charakterskizzen berühmter Buckliger. In der neuesten Nummer des Blattes schreibt er über den französischen Dichter Paul Scarron, den Verfasser des originellen „Virgile travesti". Scarron, der in seiner Jugend ein sorgloses Genußleben geführt hatte, wurde in seinem 29. Lebensjahre infolge einer schweren Krankheit gelähmt und bucklig. Trotzdem verlor er niemals die gute Laune. Zu einem Klosterbruder, der fest überzeugt war, daß alles irdisches Leid, das dem Menschen auferlegt würde, ein besonderes Gnadengeschenk des Himmels wäre, und der deshalb meinte, Scarron könne sich glücklich schätzen, daß Gott ihn mit einem Buckel bedacht habe, sagte der Dichter seufzend: „Ach, lieber Pater, der liebe Gott ehrt und liebt mich ein bißchen zu sehr!" Eines Tages wurde Scarron der Königin Anna, der Mutter Ludwigs XIV., vorgestellt. Die Königin unterhielt sich mit ihm, begann sich für ihn lebhaft zu interessieren und fragte, ob er einen besonderen Wunsch habe, sie würde ihn gern erfüllen. „Wenn Sie etwas für mich tun wollen, Majestät," erwiderte Scarron, „so ernennen Sie mich zum Hofkranken." Die Königin lachte und setzte ihm einen Jahresgehalt aus. Scarron glaubte sich deshalb mit vollem Recht als Hofkranken betrachten zu können und unterzeichnete von Stund an nur noch: Paul Scarron, Malade en titre de la Reine. Einige Tage vor seinem Tode wurde der Dichter so aufgeregt, daß er Stunden lang krampfhaft schluchzen mußte. Als er endlich wieder sprechen konnte, sagte er: „Sobald ich mich von diesem unangenehmen Leiden befreit haben werde, will ich eine Satire gegen das Schluchzen schreiben!" Er konnte diese Satire nicht mehr schreiben, blieb aber trotzdem lustig bis zur letzten Stunde. Als er im Sterben lag und seine Angehörigen weinend an seinem Bette standen, sagte er: „Liebe Kinder, ihr werdet nie so über mich weinen können, wie ihr über mich gelacht habt, und wenn ihr noch so lange weinet!" Sein letzter Scherz war etwas ungewöhnlich: er hinterließ testamentarisch seine Gattin Francoise d' Aubigné dem König Ludwig XIV., und die Dame war eine so geschickte Testamentsvollstreckerin, daß sie bald den König ganz in ihre Gewalt bekam: sie wurde zuerst seine Geliebte und dann unter dem Namen Frau von Maintenon seine morganatische Gemahlin.

Letztes Mittel. Zimmerherr: „Schon wieder fehlt mir ein Knopf; das geht nicht mit rechten Dingen zu. Ich glaube, die Tochter meiner Wirtin lockert hin und wieder einen, um sich mir so nach und nach unentbehrlich zu machen."

Revista Americana.

Mit der kürzlich erschienenen Nummer 12 vollendet die „Revista Americana“ ihren ersten Jahrgang. Die Tatsache erscheint mir wichtig genug, um an leitender Stelle über diese Monatsschrift zu sprechen die einen Ruhmestitel für Brasilien bildet. Im kulturgesättigten Milieu Europas ahnt man kaum, welche Leistung diese zwölf Hefte einer wissenschaftlich-literarischen Zeitschrift in Südamerika darstellen, welche Summe von Mühe und Aufopferung für die beiden Herausgeber, die Herren Araujo Jorge und Carlos de Araujo, die Vollendung des ersten Jahrgangs bedeutet. Wir besitzen in Brasilien bereits einige periodische Publikationen streng wissenschaftlicher Natur, wir hatten auch schon wissenschaftlich-literarische Zeitschriften. Für die eine Gattung sei an die von Dr. Hermann von Jhering herausgegebene „Revista do Museu Paulista“, für die andere an die „Revista Brasileira“ erinnert. Aber während die einen sich nur an einen beschränkten Leserkreis wenden, haben die anderen sich nicht halten können. Auch der „Revista Americana“ wurde bei ihrem Erscheinen ein baldiges Ende prophezeit. Diese Prophezeiung ist bisher nicht nur nicht in Erfüllung gegangen, sondern das neue Unternehmen hat sich in einer Weise entwickelt, die selbst die kühnsten Erwartungen der Herausgeber übertrifft.

Leider haben wir in Brasilien selber uns den geringsten Anteil an der heifälligen Aufnahme zuzuschreiben, die die „Revista Americana“ gefunden hat. Bei uns ist der Boden wissenschaftlicher und höherstehender schöner Literatur nicht sonderlich günstig. Wir bewohnen zwar nicht nur das größte Land des Kontinents, sondern sind mit unseren 25 Millionen Seelen auch bei weitem das zahlreichste Volk Südamerikas, aber daß wir in Bezug auf allgemeine Bildung am höchsten stünden, kann man nicht behaupten. Es muß vielmehr ohne weiteres zugegeben werden, daß in Argentinien und Chile die Volksbildung eine höhere Stufe erreicht hat, als bei uns. Und was das Hochschulwesen anbelangt, so rangieren wir noch tiefer. Fast alle die spanischen Schwesterrepubliken besitzen Universitäten, einige sogar mehrere. Diese Universitäten stehen nicht alle sonderlich hoch. Aber selbst diejenigen von geringerem Werte bilden immerhin einen Mittelpunkt für das geistige Leben des Landes, geben und verarbeiten Anregungen, halten die Fühlung mit der intellektuellen Bewegung der Alten Welt aufrecht. Uns fehlt ein solches Zentrum. Bei uns sind die höheren Studien in eine Reihe staatlicher und freier Fachschulen zersplittert. Damit fallen nicht nur die mancherlei Vorteile der Konzentration fort, sondern leidet erfahrungsgemäß auch die Wissenschaftlichkeit des Studienbetriebs, eben weil der große Zusammenhang fehlt. In der Tat haben Brasiliens bodenständige Elemente bislang erst wenig zum Fortschritt der Wissenschaften beigetragen.

Diese Umstände muß man sich vor Augen halten, wenn man das Verdienst der Herren Jorge und Araujo richtig würdigen will. Vielleicht hätten auch sie ihr Ziel nicht erreicht, wenn sie sich ausschließlich an Brasilien gewandt hätten. Aber sie steckten sich von vornherein den Kreis ihres Wirkens weiter. Sie wollten keine „Revista Brasileira“ herausgeben, sondern eine „Revista Americana“, wollten das geistige Schaffen ganz Latein-Amerikas in ihrer Zeitschrift wie in einem Brennspiegel einfangen. Das ist ihnen ohne Frage gelungen. Sie haben die bedeutendsten Männer des spanischen wie des portugiesischen Amerika als Mitarbeiter gewonnen und können schon am Schluß des ersten Jahrganges mit Befriedigung auf ihr Autorenverzeichnis zurückblicken.

Es ist nicht alles Neugut, was in diesen Aufsätzen niedergelegt ist. Das wäre zuviel verlangt, entspräche weder den Aufgaben einer sich an den weiten Kreis der Gebildeten, etwa nach Art der „Deutschen Rundschau“ wendenden, noch den Pflichten einer südamerikanischen Zeitschrift. Hier gilt es, in allgemein verständlichen Arbeiten den Lesern die Ergebnisse der neuen Forschung vorzuführen, und zwar nicht nur der absolut, sondern auch der relativ, nämlich für Südamerika neuen. Der europäische Leser findet daher öfters Dinge, die ihm längst bekannt sind. Aber auch er kommt auf seine Rechnung, denn neben diesen allgemein orientierenden Arbeiten steht eine Fülle von Untersuchungen über speziell südamerikanische Fragen aus dem Gebiete der Geschichte und Geographie, der Völkerkunde und Literatur. Dazu kommt, was nicht minder wertvoll ist, eine Anzahl von Aufsätzen, die europäische Probleme von südamerikanischem Gesichtspunkte aus behandeln und die immer lehrreich sind, auch dort, wo uns die Betrachtungsweise verfehlt erscheint. Denn gerade dieses Messen mit anderen Maßstäben ist es, was uns in Europa mit seiner zunehmenden Internationalisierung und Nivellierung oft so schwer fällt. Zu den theoretischen Erörterungen tritt die Wiedergabe meist gutgewählter Gedichte, Novellen und Skizzen, die auch das dichterische Vermögen dieses aufstrebenden Erdteils kennen und achten lehren.

Aus all diesen Gründen habe ich die Entwickelung der „Revista Americana“ von Anfang an sympathisch verfolgt. Daß sie mir, als einem berufsmäßig mit Politik beschäftigten Menschen, auch wegen ihrer Verdienste um die Annäherung und das Sichverstehen der Völker wertvoll erschien und noch erscheint, sei ebenfalls angemerkt. Und zwar beschränken sich diese Verdienste durchaus nicht auf Südamerika. Im Gegenteil hat die „Revista Americana“ gerade für das Verständnis deutschen Geisteslebens viel getan, was nicht weiter verwunderlich erscheint, wenn ich hinzufüge, daß die Herausgeber beide deutsch können und daß der eine von ihnen, Dr. Carlos de Araujo, in Bonn studiert und in Tübingen promoviert hat. Ich glaubte daher anläßlich der Vollendung des ersten Jahrgangs noch einmal die Aufmerksamkeit der deutschen Leser diesseits und jenseits des Ozeans nachdrücklich auf die „Revista Americana“ hinlenken zu sollen.

Was nun den Inhalt von Heft 12 im besonderen anbelangt, so wird es eröffnet durch die Rede, die Pedro Lessa anläßlich seiner Aufnahme in die Academia Brasileira de Letras über seinen Vorgänger Lucio de Mendonça hielt. Man muß akademischen Lobreden gegenüber natürlich immer mißtrauisch sein, wird aber auch mit dieser Einschränkung in Pedro Lessas Arbeit viel Interessantes und Neues über einen Autor finden, den Brasilien mit Recht zu seinen bedeutendsten Schriftstellern der letzten Jahrzehnte zählt. Auch die Antwort, mit der Clovis Bevilaqua den Redner in den Reihen der Akademiker begrüßte, ist abgedruckt. Aus Santiago de Chile steuerte B. Vicuna Subercaseaux literarische Bemerkungen über Emile Zola und die Parnassiens bei, die sich durch anerkennenswerte Unbefangenheit und Sicherheit des Urteils auszeichnen. „Die Zeder vom Libanon“ ist eine Erzählung Alberto Rangels überschrieben, die uns vom Heimweh eines syrischen Maroniten erzählt, der in den Urwäldern des oberen Amazonas lebt und in Brasiliens wildem Westen die Zedern des Libanon nicht vergessen kann. Von hohem Interesse sind die eingestreuten historischen und folkloristischen Angaben aus der „Hyläa“. Francisco Felix Bayon (Buenos Aires) redet einer Allianz zwischen Argentinien, Brasilien, Chile, Mexiko und Peru das Wort, zur Verteidigung der Selbständigkeit des lateinischen Amerika. Carl Wiesse (Lima), der schon in früheren Heften sehr wertvolle Beiträge geliefert hat, steuert diesmal eine Arbeit über ein Gebiet bei, das bisher noch ziemlich undurchforscht geblieben ist, nämlich über die Literatur Perus während der Kolonialzeit. Er handelt auch von der Literatur in den Sprachen der Eingeborenen und namentlich von dem Drama „Ollanta“, das im Jahre 1853 zum ersten Male von Tschudi herausgegeben wurde und mit Recht das hohe Interesse der Literaturforscher, Historiker und Ethnologen erregte. Wiesse kommt zu dem mir

richtig erscheinenden Schlusse, daß das Drama in der überlieferten Form entweder von einem in der spanischen Schule erzogenen Kreolen oder Indianer oder aber von einem des Quichua mächtigen Spanier (Geistlichen?) geschrieben worden sei, jedoch nur die Umformung eines bereits in vorspanischer Zeit gespielten Werkes darstelle. Die Bierphilister-Philosophie, die Haeckel in seinen „Weltraetseln" zum besten giebt — unbeschadet seiner großen Verdienste auf seinem Spezialgebiet — hat auch in Südamerika in billigen Uebersetzungen Eingang gefunden. Eine Zurückweisung war daher zeitgemäß. Walter de Azevedo gibt sie in ansprechender Form, überwiegend auf Grund deutscher Quellen. Ueber die „Couvade", das Kindbett der Männer, berichtet Rudolph R. Schuller (Para). Er vergaß, unter den Forschern, die diese merkwürdige Sitte beobachteten, Karl von den Steinen anzuführen. Er kommt zu dem Schlusse, daß die Couvade nicht aus der Zeit des sinkenden Matriarchats stammen könne, sondern älter sei, nämlich der unbeschränkten Promiscuität angehöre. Gründe für seine Ansicht giebt er nicht. Mir will es scheinen, daß man am zwanglosesten das Bestreben, dem Kinde einen bestimmten Vater zuzuweisen, sei es aus religiösen, sei es aus rechtlichen, sei es aus erzieherischen Gründen, als Ursache der Couvade ansehen kann. Dann aber kann sie ebensogut Zuständen des Hetairismus wie der Polyandrie entsprungen sein. Um zu Schlüssen zu gelangen, müßte daher zunächst noch das Sexual- und Eheleben der betreffenden Völker, auch in der Vorzeit, aufgeklärt werden. Gedichte von Péthion de Villar (Bahia) und Julio Herrera y Reissig, der Hoffnung Jung-Uruguays, werden in dem Hefte ebenfalls veröffentlicht, das eine reichhaltige Bibliographie beschließt. Dr. B.

Aus aller Welt.

— Der kürzlich verhaftete Stallmeister des Zaren, Wonljarljarski, der beschuldigt wurde, seinem Sohne bei der Fälschung des Testaments des Fürsten Oginski geholfen zu haben, ist auf Befehl des Zaren seines Hofranges entkleidet worden. Dies wird als ein sicherer Beweis der Schuld Wonljarljarskis angesehen, der mit dem Kaiserhause verwandt ist und großen Einfluß besaß.

— Der in Berlin lebende Historienmaler Heinrich Lauer weilte in den letzten Wochen bei seiner Mutter und seinen Geschwistern in Weisenheim a. S. Er richtete sich dort ein Atelier ein und arbeitete an einem Kolossalgemälde „Der Kampf um die christliche Religion". Auf einem Teil des Bildes wird Frankreich als Marianne dargestellt, die ihr Haupt dem Papst in den Schoß legt, während der französische König Marianne von diesem Platz fortreißen will. Diese Darstellung erregte bei dem katholischen Pfarrer von Freinsheim Anstoß, und er verkündete von der Kanzel herab, daß das Bild in wenigen Stunden in seinem Besitz sein müsse. Auf Ansuchen des Pfarrers begaben sich nun ein Gendarm, ein Schutzmann und noch eine dritte Person zu dem Maler, um das Bild zu konfiszieren. Trotz des Protestes Lauers packten Gendarm und Schutzmann das vier Meter große Gemälde und brachten es in Polizeigewahrsam. Der Maler benachrichtigte nun den Staatsanwalt, und Gendarm und Schutzmann werden sich jetzt wegen Hausfriedensbruches zu verantworten haben.

— Auf dem wegen seiner herrlichen Lage und seiner Naturschönheiten weit bekannten Schlosse Ulheim bei Ilz in der Oststeiermark wurden zwei Originale des berühmten englischen Malers Philipp de Hamilton entdeckt. Die sehr wertvollen Bilder stellen zwei Sauhetzen dar und stammen aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Sie sind im Kolorit sehr schön gehalten und die Formen der dargestellten Tiere zeichnen sich durch außerordentlich scharfsinnige Behandlung aus.

— Papst Pius X. hat der Dichterin Baronin Enrica Handel-Mazzetti unterm 11. v. M. den apostolischen Segen nebst dem Danke für das von der Schriftstellerin ihm übersandte Drama „Sophie Barats Bernf" gespendet. Bekanntlich hat sich Baronin Handel-Mazzetti in einem offenen Schreiben vor kurzem dagegen verwahrt, eine Parteigängerin des Modernismus zu sein.

— Max Gorki hat, wie man aus Moskau meldet, ein neues Theaterstück vollendet, das „Sawa Schelesnowa" betitelt ist. Wie Freunde des Dichters mitteilen, soll dieses Stück Gorkis von großer theatralischer Wirkung sein. Ueber den Inhalt des neuen Bühnenwerkes verlautet nur soviel, daß es neue russische Menschen und neue russische Strömungen zur Darstellung bringt. Die Gestalt der Heldin des Stückes, die Schelesnowa, soll besonders gelungen sein.

— Der Streit um die Veröffentlichung von Goethes sogenanntem „Urmeister", der bekanntlich als verloren angesehenen und zu Beginn des heurigen Jahres in der Schweiz wieder aufgefundenen, im Besitze eines Nachkommens von Goethes Freundin Barbara Schultheß befindlichen ersten Fassung von „Wilhelm Meister", kann als beendet angesehen werden. Wie man erfährt, wird das Buch bereits in den nächsten Wochen im alten Goethe-Verlage Cotta, und zwar unter dem Titel „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" erscheinen. Zunächst wird nur eine Luxusausgabe für Bücherfreunde veranstaltet, der unmittelbar vor Weihnachten noch eine wohlfeile Ausgabe folgen soll. Die Sache schob sich deshalb so lange hinaus, weil die Erben Goethes, sich auf den Paragraphen 29 des deutschen Urheberrechtes stützend, anfänglich große Schwierigkeiten machten. Nach diesem Paragraphen genießen nämlich auch solche Werke, die noch 30 Jahre nach dem Tode des Verfassers auftauchen, sofern sie zum erstenmal veröffentlicht werden, eine gesetzliche Schutzfrist von zehn Jahren. In deutschen Verlegerkreisen entspann sich nun um die Gewähr des Abdruckes des „Urmeisters" ein ungemein heftig geführter Wettkampf. Schließlich errang Cotta, das alte Verlegerhaus der Goetheschen Schriften, den Sieg, in dessen Eigentum nunmehr auch „Der Urmeister" oder wie Goethe selbst die erste Fassung seiner Dichtung nannte, „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" übergegangen ist.

— Bei der Kriminalpolizei in Berlin erschien ein älterer Mann, der sich Hajek nannte und vorgab, in dem böhmischen Städtchen Kerhowitz einen Raubmord verübt zu haben und nach der Tat nach Brasilien entflohen zu sein. Arbeit konnte er aber dort nicht finden, ebenso nicht in Berlin.

Der Belagerungszustand.

Wie die Meuterei des Seebataillons ausbrach, wissen wir heute aus Berichten des Leutnants Trompowsky und anderer Offiziere ganz genau. Was aber die Veranlassung war, ist noch immer unaufgeklärt. Es heißt, daß einige der Rädelsführer im Verhör wichtige Enthüllungen gemacht hätten, die aber die Regierung noch streng geheim hielte, um ihre Maßnahmen nicht vereitelt zu sehen. Was an dieser Behauptung wahr ist, läßt sich unmöglich kontrollieren. Die Rio-Presse ist während des Belagerungszustandes einer Zensur unterworfen, die allerdings in einer so milden Form ausgeübt wird, daß die anständige Presse sich nicht beschweren kann. Ihre Organe erkennen denn auch an, daß die Regierung ihnen äußerst entgegenkomme. Nur die Hetz- und Radaublätter fühlen sich unbehaglich. Das „Seculo" veröffentlicht in der Spalte, in der es sonst sein Gift in Artikeln zu verspritzen pflegte, die „Geschichte der Prinzessin Magelone", und in seiner Abteilung „Novidades" bringt es statt politischer Kommentare Nachrichten über die Aufnahme, die die Erzählung bei dem Publikum findet. Inwieweit die Geschichte von der schönen Magelone zu einer versteckten Satire auf aktuelle Verhältnisse umgearbeitet wor-

den ist, vermochten wir nicht zu prüfen. Das „Diario de Noticias“ läßt den Raum für die Artikel frei und druckt nur eine Ueberschrift hin, indem es hinzufügt, daß es die zugehörigen Texte nach Aufhebung des Belagerungszustandes in chronologischer Folge veröffentlichen werde. Daß sie mit ihrem Gebahren sich maßlos lächerlich machen, fühlen die Federhelden der beiden Blätter natürlich nicht.

Von den verabschiedeten Matrosen sind gestern mit den Dampfern „Iris“ und „Manaos“ bereits 400 nach dem Amazonas abgereist, um für die Hafengesellschaft von Para und für die Madeira—Mamorébahn zu arbeiten. Sie sollen gute Löhne erhalten, und wir wünschen ihnen von Herzen glückliche Fahrt und daß es ihnen dort oben recht wohlgefallen möge. Wenn sie dann recht tief im Urwald sitzen und gewahr werden, daß sie als „freie“ Arbeiter einer ganz anderen Disziplin unterworfen sind denn als „geknechtete“ Matrosen, so ist das eine sehr heilsame Erkenntnis, die ihnen wohl zu gönnen ist! Auf der Insel Villegaignon befinden sich noch 1800 Seeleute, von denen der größte Teil ebenfalls verabschiedet werden wird. Soweit sie sich nicht auch den Amazonasgesellschaften verschreiben, schickt die Regierung sie mit Freifahrkarten in ihre Heimat zurück. Der Marineminister ist bestrebt, die Berührung der aus den Marineschulen kommenden jungen Mannschaften mit den alten Verbrechern und Meuterern nach Möglichkeit zu verhüten.

Unsere Marine befindet sich infolge der beklagenswerten Ereignisse in einem Zustande völliger Auflösung. Wir haben nach der Entlassung der unbrauchbaren Elemente nicht mehr Leute genug, um die großen Kähne zu bemannen. Die Dreadnoughts werden daher in Reserve gestellt und zunächst Ausbesserungsarbeiten an den Türmen unterzogen werden, die durch die Anwendung von Salzwasser während der ersten Meuterei manövrierunfähig gemacht wurden. Die Mannschaft ist, wie wir bereits gestern berichteten, ausgeschifft worden. Statt ihrer gingen Leute vom Lloyd Brasileiro an Bord, um im Verein mit den Maschinisten, Elektrotechnikern u. s. w. die Bedienung und Bewachung der Schiffe zu übernehmen. Nachdem die große Reinigung des Personalbestandes vollzogen ist, gilt es, von Grund auf neuzubauen. Das ist nicht von heute bis morgen auszuführen, und so lange sind die Riesenschiffe altes Eisen. Es sind auch schon Stimmen laut geworden, die einen Verkauf der Dreadnoughts anraten. Abnehmer würden sich massenhaft finden, und wir könnten beim Verkauf viel mehr bekommen, als uns die Kähne gekostet haben. Daß wir uns mit diesen Schiffen eine Zuchtrute aufgebunden haben, ist sicher. Es fragt sich nur, ob wir all diese Mißstände im Interesse der Landesverteidigung in Kauf nehmen müssen. Diese Frage ist unseres Erachtens zu verneinen. Ein Konflikt wäre nur mit Argentinien denkbar, allerdings nicht unter der Präsidentschaft Saenz Pena. Aber die Entscheidung würde nicht zur See fallen, sondern zu Lande, ebenso wie Frankreich und Deutschland oder Deutschland und Russland ihre Differenzen niemals zur See austragen werden. Wozu aber sonst die Dreadnoughts? Doch nur, um einem Großmachtdünkel zu fröhnen, zu dem nichts uns berechtigt. Es ist richtig, daß Argentinien jetzt auch große Schiffe in Auftrag gegeben hat. Ebenso richtig ist jedoch, daß es sich nur ungern zu diesem Schritte entschloß und nur notgedrungen unserem Beispiel folgte. Nichts leichter also, als mit Argentinien zu einer Verständigung in dieser Frage zu kommen! Bauen wir statt dessen lieber unsere Küstenbefestigungen aus, damit sie nicht angesichts zweier drohender Kriegsschiffe als unhaltbar schleunigst verlassen werden müssen. Schützen wir unsere Häfen durch ein großzügiges und sorgfältig ausgeführtes Minensystem. Bringen wir die Fahrzeuge des Kleinkrieges auf die Höhe, die feindlichen, zum Eindringen in unsere vielen flachen Häfen unfähigen Kolossen das Verweilen in unseren Gewässern unbehaglich und gefährlich erscheinen läßt. Dann sind wir für absehbare Zeit nach der Seeseite hin besser gesichert, als durch Dreadnoughts, die uns selbst bedrohen. Dann werden wir auch mehr Kraft und Geld zur Ausbildung unseres Landheeres, zur Durchführung einer wirklichen allgemeinen Wehrpflicht übrig haben. Und wer kann bezweifeln, daß das Landheer vorläufig für unsere Stellung in Südamerika viel wichtiger ist, als die Flotte?

São Paulo.

— Der Staatspräsident unterzeichnete das Dekret, das die Fristen und Bedingungen für die Bezahlung der Kolonielose für alle Staatskolonien mit Ausnahme von Pariquera-Assu bei Iguape einheitlich regelt.

— Am 2. Januar kommenden Jahres wird hier eine Versammlung von Vertretern sämtlicher Eisenbahngesellschaften stattfinden, in welcher die Arbeiten der Kommission geprüft und angenommen werden sollen, die seiner Zeit eingesetzt wurde, um eine Neuklassifizierung der Waren und eine Revision der Fracht- und Telegraphentarife vorzunehmen. Die vorgeschlagenen Aenderungen, worunter sich manche Frachtermäßigungen befinden, sollen nach der Annahme der Staats- und der Bundesregierung zur Genehmigung vorgelegt werden.

— Der Deputierte Sampaio Vidal, Urheber des Projekts über das Patronat für Landarbeiter, suchte gestern den Ackerbausekretär auf, um ihm mitzuteilen, daß der Entwurf von der Justizkommission der Kammer befürwortend begutachtet worden sei.

— Nach dem gestern vom Staatspräsidenten vollzogenen Dekret werden die neuankommenden Kolonisten ihre Kolonielose innerhalb einer Frist von 10 Jahren, die bereits ansässigen innerhalb einer Frist von 5 Jahren zu bezahlen haben. Die Kolonisten auf der Kolonie Pariquera-Assu werden die Zahlung in zwei Raten leisten, wie bisher.

— Da das Verkehrsministerium viele Anträge zum Bau der Telephonlinie von hier nach Rio erhalten hat, wird Herr J. J. Seabra die Vergebung der Arbeiten zum öffentlichen Wettbewerb ausschreiben.

— Während der vorigen Woche starben in der Hauptstadt 127 Personen, wovon 69 männlichen, 58 weiblichen Geschlechts waren, 96 waren Brasilianer, 31 Ausländer, 67 Kinder unter zwei Jahren. Im gleichen Zeitraum erfolgten 60 Eheschliessungen und 229 Geburten.

— Die große Frage, ob man in S. Paulo ruhig auf der Straße stehen bleiben und seine geliebte „Prosa“ halten kann, ist doch noch nicht endgültig entschieden. Die Freunde der „Prosa“ haben sich bei dem Spruch unseres Justiztribunals nicht beruhigt, sondern haben die Entscheidung des Höchsten Bundesgerichts angerufen, das nun in seiner nächsten Sitzung über diese hochwichtige Frage entscheiden wird.

— Im „Estado de S. Paulo“ handelt der mit dem Pseudonym „Esculapio“ zeichnende Mitarbeiter in seiner Rubrik „Coisas da sciencia“ heute auch von Prof. Ehrlichs berühmtem „606“. Er läßt der Heilkraft des Mittels volle Gerechtigkeit widerfahren, weist auch darauf hin, daß es bei der Syphilis ursprünglich verwandten Krankheiten ebenfalls mit Erfolg angewandt wird, und hofft, daß es auch bei der von Dr. Carlos Chagas in Minas entdeckten Krankheit anwendbar sei. Dann aber macht er sich eine neue Verleumdung zu eigen, die die Franzosen ausgeheckt haben, als die Behauptung von der Unwirksamkeit des Mittels nicht mehr zog. Er sagt, Ehrlich habe seine Erfindung für 20 Millionen Mark an die Fabrik (die Höchster Farbwerke) verkauft, und diese halte das Mittel zurück, um den Preis in die Höhe zu treiben. Er knüpft daran einige Bemerkungen über Habgier usw. Die Schlußfolgerungen sind irrig, da sie von irrigen Voraussetzungen ausgehen. Herr Esculapio kann die Bestätigung aus französischem Munde hören, wenn er will. Der bekannte Pariser Arzt Dr. Henry de Rothschild hat Prof. Ehrlich in Frankfurt besucht und darüber einen

Bericht veröffentlicht. Dr. de Rothschild betont ausdrücklich die große Uneigennützigkeit des deutschen Gelehrten, der sich nur einen Anteil des Verkaufsgewinnes gesichert habe, um damit am Pathologischen Institut, dessen Direktor er ist, ein Laboratorium für Biochemie einrichten zu können. Diese Uneigennützigkeit deutscher Gelehrter — sehr im Gegensatz zu derjenigen gewisser anderer Nationen — ist ja sprüchwörtlich! Wenn wir das Mittel noch nicht in größeren Quantitäten nach Brasilien bekommen, so ist das nicht böser Wille der Höchster Farbwerke, sondern erklärt sich sehr einfach aus dem Umstande, daß der deutsche Gelehrte und die deutsche Fabrik erst dem deutschen Bedarf genügen wollen, ehe sie die Bestellungen des Auslandes erledigen. Wer wollte ihnen daraus einen Vorwurf machen?

— Am Sonntag fand in den Festsälen des Klubs Germania die Weihnachtsfeier der Grotheschen Schule statt, die einen wohlgelungenen Verlauf nahm. Die Gesangsvorträge von Frau Marx und die Deklamationen von Fräulein Marx fanden reichen Beifall, der durchaus verdient war. Auch die Pyramiden, die von den kleinen Schülern gestellt wurden, wurden vorzüglich ausgeführt. Die Schülerinnen und Schüler spielten dann zwei Theaterstücke, „Le concours de bébé“ und „Knecht Ruprecht auf der Straße“. Konnten sie im ersten zeigen, daß sie in der Schule etwas gelernt hatten, so gab ihnen das zweite Gelegenheit, ihre schauspielerischen Fähigkeiten zu zeigen. Sie spielten mit wahrer Begeisterung. An die Aufführungen schloß sich ein Ball an, der die Erschienenen bis zu vorgerückter Stunde versammelt hielt. Obwohl kurz vor Beginn des Festes ein heftiger Regen einsetzte und obwohl die Unkosten sehr hoch waren, konnten doch an den Verein Deutsches Krankenhaus, für den der Reinertrag bestimmt war, 100 Milreis abgeführt werden.

Allgemeine Deutsche Weihnachtsfeier des Vereins Deutsche Schule S. Paulo. Wieder ruft die Deutsche Schule S. Paulo alle Deutschen und Deutschenfreunde zum deutschesten aller Feste, zur Weihnachtsfeier zusammen, die sie am Sonnabend im Casinotheater veranstalten wird. Wer am vorjährigen Feste teilnahm und nun den neuen Ruf hört, der erinnert sich des prächtigen Verlaufes jener Feier, wie sich die Paulistaner Deutschen aller Klassen und Stände in großer, schöner Harmonie vereinigten, und wie diese Versammlung in der weiten Halle ein Bild von geradezu imponierender Wirkung darbot. Aus jener Veranstaltung sind noch mancherlei Erfahrungen gesammelt worden, die der jetzigen Feier zugute kommen werden; das Programm ist vollkommener und gründlicher durchgearbeitet, es wird etwas weniger Zeit in Anspruch nehmen, um den Tanz früher beginnen zu lassen, seine Abwicklung wird prompter vor sich gehen und dadurch die Wirkung erhöhen. Darum rechnen die Veranstalter auch wieder damit, daß alle Freunde der deutschen Sache in S. Paulo nicht allein selbst kommen, sondern auch in den weitesten Kreisen für das Fest Propaganda treiben und es zum Mittelpunkt eines großen Stelldicheins machen. Die Eintrittskarten sind bereits in der Papierhandlung H. Rosenhain zu haben. Sie sind im Preise etwas höher als sonst gehalten, weil der Schulfonds wenn irgend möglich einen Festüberschuß gewinnen soll, den er immer gebrauchen kann, und weil alle wissen, daß, wo es sich um die Deutsche Schule handelt, jeder einzelne immer noch einmal eine kleine besondere Leistung über hat. Wer in S. Paulo seine deutsche Sprachangehörigkeit zu schätzen weiß, der komme zur deutschen Weihnachtsfeier!

Polytheama. Gestern erschien die Gesellschaft Lahoz wieder auf der Szene mit der „Dollarprinzessin“. Die Aufführung war in allen Stücken als wohlgelungen zu bezeichnen. Lina Lahoz, Giselda Cumeri, Aconci und Peraccini wurden mit grossem Beifall ausgezeichnet. Heute die populäre Operette von Audran „Mascotte“ mit Lina Lahoz in der Rolle der „Nina“.

Colombo. Die Vorstellung der „Mafiusi“ hatte eine recht große Zuschauermenge ins Theater gelockt, wie das ja kein Wunder ist, denn viele interessieren sich für Darstellungen aus dem Treiben der unheimlichen Geheimgesellschaft der „Mafia“. Heute kommt das Drama von Mario Leone „Im Namen des Gesetzes“ zur Aufführung. Grasso hat die Rolle des „Luigi“, Marinella Bragaglia die der „Rosa“, der beliebte Komiker A. Musco spielt den „Pietro“.

Sant' Anna. Den besonderen Beifall des gutbesetzten Hauses fand gestern Hartmann mit seinen interessanten Hunden, die zum erstenmale auftraten. Auch die Debriège mit ihren flott vorgetragenen verwegenen Kupletts, die Akrobaten Shané and Sidney, Mignon Hette, Josette Lison usw. boten viel des Anziehenden. Für heute hat die Direktion wieder ein sehr abwechslungsreiches Programm zusammengestellt.

Casino. Die Tänzerinnen Dambray, die italienische Sängerin und Verwandlungskünstlerin Linda Morice, die Sängerin und Tänzerin Gypz, die graziösen 3 Schwestern Alfonso mit ihren verführerischen spanischen Tänzen bilden, die Hauptanziehungskräfte des Theaters. Sonnabend wird die Truppe des „Casino“ eine Vorstellung im Moulin Rouge geben, wobei die brasilianische Tänzerin Bugrinha, „die Königin des Maxisee“ zum ersten Male auftreten wird.

Bijou-Theater. Die Vorführung des Farbenfilms „Semiramis“ von Pathé unter Begleitung der Rossinischen Musik war der große Erfolg der gestrigen Vorstellung, die außerordentlich stark besucht war. Heute wird unter anderem der interessante dramatische Film „Die zerbrochene Puppe“ von Biograph vorgeführt werden, auch kommt „Semiramis“ zur Wiederholung.

Munizipien.

Santos. In der gestrigen Sitzung der Munizipalkammer wurde das Gesetz angenommen, durch welches alle in Kraft befindlichen Kontrakte mit der „City of Santos Improvements Company“ in einen zusammengezogen werden. Der neue Kontrakt gilt für 40 Jahre. Die Fahrpreise der Straßenbahnen werden 100 bis 300 Reis betragen, nämlich 100 Reis auf allen Linien innerhalb der Stadt, auch auf den etwa zu erbauenden, 200 Reis bis Boqueirão oder Gonzaga, 300 Reis bis Ponta da Praia oder José Menino. Die Kammer verzichtet auf das Recht, Konzessionen für den Bau von Straßenbahnen durch noch nicht mit solchen versehene Straßen zu erteilen. Die Bundes-, Staats- und Munizipalregierung erhält 50 Prozent Ermäßigung auf die für Extrawagen und Frachten geltenden Tarife. Die Gesellschaft wird während der ersten 10 Jahre jährlich 20 Contos Munizipalsteuern zahlen, dann 30 Contos. Der Preis des Gases soll sowohl für den Privatkonsum als für die öffentliche Beleuchtung um 10 Prozent ermäßigt werden. Elektrische Energie soll für den Privatkonsum 40 Prozent, für die öffentlichen Anlagen 20 Prozent billiger werden, der Preis einer Kilowattstunde soll für den Privatgebrauch nicht 600 Reis überschreiten, wenn ein Registrierapparat vorhanden ist. Das Projekt wurde auf Antrag des Herrn J. Dr. Martins in erster und zweiter Lesung angenommen.

Ribeirão Preto. Die Mogyana wird vom 1. Januar ab Pullmannwagen in den Schnellzug Ribeirão Preto—Campinas einstellen.

— Herr Dr. Benedetti hat im Hotel De Martini sein Kabinet zur Behandlung der ägyptischen Augenentzündung (Trachoma) mit X-Strahlen eingerichtet. Von 100 Kranken wurden 71 bereits als geheilt entlassen. Selbst Kranke, deren Sehkraft schon fast ganz verloren war, wurden geheilt.

— Sonntag gegen 10 Uhr abends, als alle Theater mit Zuschauern gefüllt waren, erlosch plötzlich die elektrische Beleuchtung in der ganzen Stadt. Es kam im Theater Carlos Gomes zu einer Panik, da alle nach dem Ausgange drängten,

wobei einige Personen verletzt wurden. Die entrüstete Volksmenge zog vor das Verwaltungsgebäude der Elektrizitätsgesellschaft und wollte es mit Steinen bombardieren, was der Polizeikommissar jedoch durch gütliches Zureden zu verhindern wußte.

Jahu. Letzten Donnerstag fischte der Gutsbesitzer Coronel Virgilio Ribeiro de Barros im Tieté, als plötzlich der auf dem Gute Itararé angestellte Fuhrmann José Castilhos erschien und ihn fragte, warum er ihn verfolge. Herr Ribeiro de Barros gab eine ausweichende Antwort, worauf Castilhos eine Pistole auf ihn anlegte. Der Bedrohte sprang auf den Angreifer los und entriß ihm die Pistole, Castilhos jedoch zog ein Messer und versetzte Herrn Ribeiro de Barros einen Stich in den Unterleib, der den Magen durchbohrte und in kurzer Zeit den Tod herbeiführte. Der Mörder entfloh.

Taubaté. Die Munizipalkammer erteilte Herrn Dr. J. B. Monteiro Lobata die nachgesuchte Konzession zum Bau und Betrieb einer Kleinbahn von Taubaté nach dem Munizip Tremembé.

Bundeshauptstadt.

— Die Finanzkommission der Deputiertenkammer unterzeichnete den letzten Voranschlag, den des Kriegsministeriums. Der Berichterstatter erklärte zunächst, daß das Gesetz über die Heeresorganisation noch nicht vollständig zur Durchführung gekommen sei. Um das Budget nicht auf einmal zu sehr zu belasten, habe man den taktischen Einheiten zunächst eine sehr niedrig bemessene Präsenzstärke gegeben, die sogar noch unter das im Gesetze vorgeschriebene Minimum herabgehe und die militärische Ausbildung sehr beeinträchtige. So habe denn die Kommission im Einverständnis mit der Regierung beschlossen, das Heer auf eine Effektivstärke von wenigstens 25.000 Mann zu bringen, excl. Offiziere. Die Kommission erhöhte den im Regierungsvorschlage enthaltenen Posten von 3000 Contos für Neuerbauung und Instandhaltung von Kasernen, Festungen etc. auf 6000 Contos. Das Budget des Kriegsministeriums sieht für das ablaufende Jahr 1910 Ausgaben in Höhe von 63.207:744$100 Papier und 750 Contos Gold vor, der Voranschlag für 1911, wie ihn die Finanzkommission der Kammer zur Annahme empfiehlt, beläuft sich auf . . . 74.419:660$100 Papier und 1300 Contos Gold, was ein Mehr von 11.211:916$000 Papier und 550 Contos Gold ergibt.

— Bei der gestern unter dem Vorsitz des Präsidenten abgehaltenen Ministerkonferenz wurde u. a. das Dekret unterzeichnet, das Herrn Samuel V. Eckmann für ein neues Verfahren Flaschenkorke zu präparieren, Patentschutz verleiht.

— Der Finanzminister antwortete auf eine Anfrage des englischen Gesandten, es sei den ausländischen Firmen gestattet, sich bei der Oeffnung der auf ein öffentliches Ausschreiben eingegangenen Vorschläge durch ihre Prokuristen vertreten zu lassen.

— Der Coronel Honorio Belfort aus Mariana reichte bei der Regierung ein Gesuch um Unterstützung der von ihm einzuführenden Seidenindustrie ein, die das Gespinnst eines einheimischen Schmetterlings, der im Volksmunde „Mariposa do Espelho“ (Spiegelspinner) heißt, verwenden will. Das Gesuch hat Aussicht auf Bewilligung.

— Der Ackerbauminister erhielt die Nachricht, auf dem in Mailand tagenden Kongreß gegen den Alkoholismus sei der Antrag, den Mate als ungefährliches und doch anregendes Getränk zum Ersatz des Alkohols einzuführen, angenommen worden.

— Bei der diesjährigen Weihnachtsfeier unserer Deutschen Schule in Rio (man vergleiche die Anzeige!) kommt „Schneewittchen“, dramatisiertes Märchen von Friedrich Röber für Sopran- und Altsolo, gesungen von Fräulein Johanna und Fräulein Agnes Prechel, dreistimmigem Schülerchor mit Pianofortebegleitung, mit verbindender Deklamation und lebenden Bildern, Musik von Carl Reinecke, zur Aufführung. Von Schülern und Schülerinnen der Anstalt wird außerdem die Kindersinfonie von Chuatal „Eine heitere Schlittenpartie“ und das bekannte Körnersche Lustspiel „Die Gouvernante“, sowie „Der Nachtwächter“ auf die Bühne gebracht werden. An die Vorstellungen reiht sich in üblicher Weise die Weihnachtsbescherung und eine Tombola an. Eintrittskarten zu 2 Milreis und Kinderkarten zu 500 Reis sind in der Deutschen Schule, bei Herrn A. Prechel, Rua da Quitanda 129, und in der Deutschen Apotheke, Rua da Alfandega 70, zu haben, in der letzteren auch Camarotes und Frizas zum Preise von 20 Milreis. Wir wollen hoffen, daß das Fest, zu dessen gutem Gelingen keine Mühe gespart worden ist, vom Wetter begünstigt werden wird und daß es nach jeder Richtung hin günstig abschließen möge.

Aus den Bundesstaaten.

Goyaz. In Annapolis starb der Coronel José da Silva Baptista, erster Vizepräsident des Staates. Er war sehr beliebt, so daß sein Tod sehr bedauert wird.

Parana. In Assunquy ereignete sich am 1. d. M. schon wieder ein scheußliches Verbrechen, dessen Einzelheiten erst jetzt bekannt werden. Der 16jährige Antonio Arlindo hatte aus der Scheune des Herrn Antonio Machado Mais gestohlen. Auf dem Rückwege begegnete er der Mutter des Bestohlenen, Frau Maria Laurencia, die zwei Kinder bei sich hatte. Sie schöpfte sofort Verdacht und forderte den Dieb auf, den gestohlenen Mais seinem Eigentümer wiederzugeben. Arlindo geriet darüber in solche Wut, daß er die Frau mit einem Pistolenschuß tot niederstreckte. Dann richtete er die Waffe gegen eines der Kinder, das am Ohr schwer verwundet wurde. Der Verbrecher floh zu seinem Onkel, João Rufino, gegen den auch bereits eine Untersuchung schwebt.

— Dem Staatssekretär des Innern, der Justiz und des öffentlichen Unterrichts, Coronel Luiz Antonio Xavier, wurde ein zweimonatlicher Urlaub zur Wiederherstellung seiner Gesundheit bewilligt.

— Herr Dr. Pedro Vicente Vianna war Rechtsrichter in unserem Staate und wurde von der Regierung widerrechtlicherweise in den Ruhestand versetzt. Er strengte einen Prozeß an, der gestern zu seinen Gunsten entschieden wurde. Der Staat wurde dazu verurteilt, ihm eine Entschädigung von 116:227$400 auszuzahlen.

— Der junge Künstler Fritz Lange aus Parana bestand seine Aufnahmeprüfung an der Leipziger Kunstakademie mit Glanz.

Am Golf von Salerno.

Reiseeindrücke aus Italien.

Jedem, der Neapel besucht, ist die Tour um die Halbinsel von Sorrent über Cava de Tirreni, Amalfi, Positano nach Sorrent zu empfehlen; sie ist überreich an großartigen und lieblichen Eindrücken. Auf diese Halbinsel paßt, was der Dichter Sannazzaro von der Mergellina sagt: sie gleiche einem vom Himmel auf die Erde gefallenen Stück des Paradieses. Von Sorrent aus kann man sodann Capri besuchen und die Rückfahrt nach Neapel durch den herrlichen Golf zu Schiff machen oder die schöne Straße über Castellamare benützen. Der ersterwähnte Ausflug ist mit Eisenbahn und Wagen bequem in zwei Tagen auszuführen; man schließt ihn am besten der Besichtigung von Pompeji an, das an der Bahn Neapel-Salerno liegt, die den Reisenden in einer Stunde nach Cava bringt, wo es sich empfiehlt, zu übernachten.

Die Bahn nach Cava führt über Pagani, Nocera durch eine prächtige Landschaft. In der Nähe, gegen Castellamare d

Stabia zu, am Fuße des Vesuvs, in einer der wunderbarsten Gegenden der Erde, fanden die Ostgoten unter König Teja ihren tragischen Untergang. Die malerischen, die Bahn begleitenden Berge sind mit Ruinen, mit alten Kirchen und Schlössern geschmückt. Das Städtchen Cava liegt anmutig in einer Talweitung, eine grüne, kühle Oase, in der im Sommer die Neapolitaner Schutz suchen vor der Glühhitze und vor den Miasmen der Großstadt. Ein einstündiger Spaziergang führt von hier zur höchst romantisch gelegenen altberühmten Cluniazenser-Abtei Santa Trinita della Cava, welche wie die berühmten Klöster von Soracte und Montecasino von alters her nur dem päpstlichen Stuhle untergeordnet war und große handschriftliche Schätze aus der Longobarden- und Normannenzeit birgt. Das freundliche „Hotel de Londres" in Cava, in welchem ich übernachtete, ein ehemaliger Palazzo, unterscheidet sich vorteilhaft von den großen Karawansereien Neapels; der Reisende fühlt sich wie der Gast in einem Herrensitze. Vom Balkon genießt man bei Sonnenuntergang eine stimmungsvolle Aussicht auf die in satten Farben prangende Gegend.

Die Wagenfahrt von Cova nach Sorrent unternimmt man der Beleuchtung wegen am besten des Morgens. Bei herrlichem Wetter und tiefblauem Himmel brach ich zeitlich früh in einem bequemen, von einem intelligenten und redseligen Vetturino geleiteten Wägelchen von Cava auf. Bis zur Gabelung der Straßen Salerno-Amalfi, beim alten Städtchen Vietri, geht es durch ein tief eingeschnittenes Gebirgstal. Nach Vietri eröffnet sich der Ausblick auf den Golf von Salerno, den alten sinus Paestanus, vom nahen Paestum, dem antiken Hauptort dieser Gegend, so benannt. Die Stadt Salerno liegt überaus pittoresk. Sie hat eine reiche Vergangenheit hinter sich, war der Sitz longobardischer Fürsten, dann lange Zeit der Zankapfel, um den sich Normannen, Hohenstaufen und Anjous stritten. Der große Papst Gregor VII. starb hier im Exil und der normannische Eroberer Ruggiero ließ sich in dieser Stadt zum König Siziliens ausrufen. Im Mittelalter war Salerno seiner medizinischen Hochschule (civitas Hippocratica) wegen berühmt, welche die Pflanzschule aller medizinischen Fakultäten Europas wurde.

Nach Vietri biegt man rechts auf die hoch über dem Meere sich erhebende, in Fels gesprengte Straße ein, die nach Amalfi führt. Die Berghänge prangen hier in reicher südländischer Vegetation. Jede Wendung bringt neue entzückende Veduten, in sich abgeschlossene romantische Berg- und Seelandschaften und malerische Ueberraschungen. Aus dem blauen Meere zur Linken ragen die grotesken, von der Brandung zernagten Felsenriffe der „Fratelli" empor — der Sage nach ein versteinertes Brüderpaar, das sich im Leben feindlich gegenüberstand — dann folgt in einer steilen Schlucht das ehemalige, von Amalfitanern und Salernern wiederholt zerstörte sarazenische Piratennest Cessara und der scharfe Bergvorsprung des Capo del Tumolo, von dem man den letzten Blick auf Salerno wirft. Vom nächsten Vorgebirge — Capo d'Orso — erschließt sich bei der Weiterfahrt ein berückender Ausblick auf die Bucht von Amalfi mit den malerischen Ortschaften Majori, Minori, Atrani bis zum Capo di Conca (Muschelkap), welches diese einer Muschel gleichende anmutige Rundung abschließt, deren Perle das uralte Amalfi bildet. Die Höhen, die diese herrliche Bucht umrahmen, sind mit hellblinkenden Klöstern, Kapellen, Landhäusern, mit alten Burgen besät. Amalfi selbst ist wie ein Schwalbennest in einer Schlucht eingebaut. Bevor man in diese durch ihr Alter und durch ihre Geschichte gleich berühmte Stadt gelangt, die so lange als mächtige Handelsrepublik großes Ansehen genoß, mit Genua und Pisa wetteiferte, mit Ragusa im regsten Verkehr stand, in der auch Flavio Gioja den Kompaß ersann, passiert man noch Salvatore di Beretti, die interessante Nekropolis der amalfitanischen Konsuln und Herzöge.

Amalfi, das die Engländer sträflicherweise „Aemmelfei" nennen, ein Name, der leider schon bei jenem Teile der Bevölkerung gebräuchlich zu werden beginnt, der mit den Fremden — meist Engländern — in Berührung kommt, wäre wohl längeren Verweilens wert, als es mir gegönnt war; es muß im Winter einen köstlichen Aufenthalt bieten, so geschützt erscheint seine Lage. Die Kathedrale, das hervorragendste Bauwerk der Stadt, ein Gemisch longobardischen und normannischen Stiles, macht, obgleich vielfach restauriert, durch ihre imposante Lage, ihre prächtige Vorhalle, die großartige Freitreppe und den schönen Turm einen wunderbaren Eindruck. Das „Hotel Cappuccini", ein ehemaliges Kapuzinerkloster, in Bauart und Lage an San Domenico in Taormina erinnernd, thront fast hundert Meter über der Stadt und gewährt die entzückendste Fernsicht. Auf der durch zahlreiche Abbildungen bekannten Terrasse des Klosters — jetzt Hotelgarten — offerierte mir der liebenswürdige Proprietario des Hotels, ein weißhaariger, würdiger Herr, das Prototyp eines selbstbewußten amalfitanischen Patriziers, einige der dort in Ueberfülle und schönster Glut prangenden Orangen, die ich glücklich nach Hause brachte, wo sie gebührend bewundert wurden. Es waren „Riesen" ihrer Art, ganz anders und viel wohlschmeckender mundend als jene, die gewöhnlich in den Handel kommen. Nachmittags, nach dem Dejeuner im „Hotel Cappuccini", setzte ich die Fahrt über Positano nach Sorrent fort. Sie ist womöglich noch großartiger als jene von Cava nach Amalfi, weil sie weitere Perspektiven bietet und weil hier eine noch üppigere Vegetation gedeiht. Man umfährt in graziösen Windungen, oft mehr als hundert Meter über dem Meeresspiegel, die zahlreichen Einbuchtungen und Schluchten und hat dabei die entzückendsten Rückblicke auf Amalfi und auf den Golf von Salerno. Eine völlig neue Welt aber eröffnet sich, sobald man bei Prajano um das Kap Sottile biegt. Wie vom Capo d'Orso Amalfi, so liegt nun Positano vor dem Beschauer. Die alten, dunklen Wachttürme, mit denen die Amalfitaner ihre Küsten gegen Sarazenen und Piraten zu schützen suchten, mehren sich und aus den Meereswogen steigen die schwarzen Riffe der Galli, ungeheuren düsteren Monumenten gleichend, empor. Das Städtchen Positano liegt besonders malerisch in einer gewaltigen Schlucht, welche von der Straße in weitem Bogen umgangen wird. Auf der Terrasse eines kleinen, stillen, englisch aussehenden Hotels — gegenüber von Positano — mit der Aussicht auf den romantischen Ort, nahm ich den Five o'clock tea. Das muß man den Engländern lassen, sie haben die Italiener, deren Land sie als ihre Villeggiatur betrachten, gut abgerichtet und verschaffen dadurch auch Reisenden anderer Nationen wohltuenden Komfort, was ich an diesem einsamen Orte nach anstrengender Fahrt wohltuend empfand.

Von Positano an steigt die Straße noch längere Zeit entlang der Küste bis zu schwindelnder Höhe hinan, verläßt dann das Meer und erklimmt den Sattel zwischen dem Meerbusen von Salerno und jenem von Sorrent. Hier bietet sich noch ein letzter weiter Blick auf den herrlichen Golf, den man verläßt, dann wechselt das Bild — aber nicht an Großartigkeit, sondern nur in der Eigenart der Landschaften, an denen dieses gottbegnadete Land so reich ist. Wenn ich am Golfe von Salerno des Horazschen Ausspruches gedachte: „Dieser Erdenwinkel lacht mir vor allen anderen", so ward ich bei der Weiterfahrt sofort Lügen gestraft. Kaum hat man nämlich den Sattel hinter sich, so breitet sich vor dem entzückten Auge der leuchtende Meerbusen von Sorrent aus und man fährt durch Gefilde von unglaublicher Vegetation, durch Orangen- und Zitronenwälder, kurz, durch ein wahres Eden, nach Sorrent hinab. Es ist wahrhaftig das Land, wo die Zitrone blüht, im dunklen Laub die Goldorange glüht.

Sorrent — die Stadt Tassos — ist der glänzendste und würdigste Abschluß dieser herrlichen Tour. Ich werde den Eindruck nicht vergessen, den ich empfing, als ich im „Hotel

Tramontana“ in Sorrent auf den Balkon meines Zimmers hinaustrat. Tief unten zu meinen Füßen brandete das Meer, an dessen Steilküste das Hotel sich erhebt. Vor mir dehnte sich die herrliche Rundung des Golfes von Neapel aus, Ischia, Procida, das misenische Vorgebirge, der Vesuv und die Somma, endlich der malerische Küstensaum von Torre Annunziata bis Castellamare.

Und abends, nach der berühmten Tarantella, erklangen im Hotelgarten als Grüße vom fernen Donaustrand die anmutigen Weisen der „Lustigen Witwe“ und des „Walzertraumes“ an mein Ohr. Herz, was willst du noch mehr? w.

„Hans Grade in Zürich“.

Ein Gaunerstreich erster Güte. — Von Felix Luegrecht.

1. Kapitel.

Die Aufregung auf dem Flugplatz.

Auf dem Dübendorfer Flugfeld bei Zürich wars am hellen Sonnenherbsttag. Das Flugmeeting, das einen herrlichen Verlauf genommen, nahte alsgemach seinem Ende zu. Abertausende umstanden den Startplatz und bewunderten Legagneux grandiose, elegante Flüge. Auch Chailley feierte Triumphe mit seinem flotten Zweidecker. Aber das Ereignis des Tages sollte erst noch kommen. — Ein junger, eleganter Herr in blauem Anzuge, vornehmer Automobilmütze betrat den Flugplatz. Er war von zwei Konstanzer Herren in Civil und einem deutschen Offizier begleitet.

„Wo ist Jaboulin? Wo ist der Direktor?“ Wie ein Lauffeuer ging es durch all die Massen und all die Komiteeherren: „Hans Grade ist da! Deutschlands berühmtester Aviatiker!“ „Hans Grade, der Triumphator von Berlin, Leipzig, Hamburg — — — —“ Endlich hat man den Direktor der Flugplatzgesellschaft erwischt, und die deutschen Herren stellten triumphierend, stolzen Gefühles „Hans Grade“ vor. In herzlich schlechtem Sekundarschülerfranzösisch erwiderte der Gefeierte all die Huldigungen und sein Refrain war immer wieder, mit der Hand über Nase und Stirn salutierend: „Unendlich glücklich, eine so liebenswürdige Aufnahme zu finden!“

Würdenträger von der Gesandtschaft in Bern, die zufällig den Flugplatz besucht, wurden herbeigeholt und auch ihnen „Hans Grade“ vorgestellt. Tiefe Bücklinge!

„Freut uns unendlich — —“ etc. Auch den Herren Journalisten wurde der berühmte Aviatiker vorgestellt . . . „Freut mich unendlich — bin unendlich glücklich, meine Herren — ich gedenke meine Flugmaschine von Konstanz, wohin sie bereits unterwegs ist, hierher kommen zu lassen, um Höhenflüge zu üben — und da bitte ich, meine Herren, schon heute um gütige Nachsicht — —“

„Aber, Herr Grade! — — Bitte, wie kommen Sie hieher nach Dübendorf? —“

„Aeh, aeh, ganz einfach, meine Herren, wissen Sie, in Deutschland findet man sozusagen kein Flugfeld mit Gelegenheit zu Höhenflügen; es ist alles Ebene, man müßte zu weit fliegen, bis man einen Höhenflug über einen Berg weg versuchen könnte, und gerade das reizt doch, das Flugfeld hier ist für solche Zwecke jeradezu ideal — — neben Kairo ist das überhaupt das großartigste Flugfeld der Welt, Berlin kann ja nicht dajegen aufkommen.“

2. Kapitel.

Der entdeckte Raub.

Legagneux flog. Chailley flog, Bianchi flog — — „Reizend, entzückend — —“ In diesem Augenblick gewahrte man, daß „Hans Grades“ goldene Uhrkette an der Weste herunterhing.

„Herr Grade, — Sie verlieren Ihre Uhr! Die Kette — —“

„Hans Grade“ greift krampfhaft nach der Uhr — — Mit den Zeichen größten Entsetzens ruft er: „Um Jotteswillen — — meine joldene Uhr ist weg — — man hat mir meine Uhr jestohlen“ — — Ahnungsvoll greift er nach Brieftasche und Portemonnaie — — fort! Alles verschwunden — — Bleich, zitternd steht „Hans Grade“ da — — „Alles jeraubt — — auch mein Pilotenzeugnis — — sechshundert Mark sind fort — — aber — ich pfeife auf das Jeld — ich telegraphiere meinen Alten und in ein paar Stunden Geld so viel ich will, — aber meine Uhr — — das Ehrenjeschenk der Stadt Leipzig“ — — „Wie — jene Uhr ists? —“ Es ist Hans Grade schrecklich zu Mut. Man zieht die eigenen Brieftaschen und bietet dem „Beraubten“ Geld an, Banknoten, so viel er will — — Hans Grade hat Kredit auf der ganzen Welt — — Aber „er“ ist bescheiden, er nahm nur eine Hundertfrankennote an: dann ging er ins Polizeihureau, wo man ihm versprach, alles zu tun, um den oder die Räuber zu erwischen. — Jetzt erinnerte sich der „Beraubte“, wie ihn im Hauptbahnhof Zürich im Gedränge zwei elegante Herren festhielten, ihn schier umarmten, währenddessen der Dritte ihn ausraubte und im Gedränge verschwand. Er schilderte die zwei Gauner ganz genau und wer das Fahndungsblatt der Züricher Kantonspolizei, letzte Nummer, liest, sieht die Gauner genau beschrieben, ebenso die geraubte Uhr, das Ehrengeschenk der Stadt Leipzig. — — Die Polizei entfaltete eine fieberhafte Tätigkeit.

3. Kapitel.

Trost im Unglück.

Dem Beraubten wurde alles zu teil, was ihn trösten konnte. Die Herren führten ihn in das Champagnerzelt und als die Pfropfen knallten, erholte sich „Hans Grade“ schnell von seinem Schrecken. Sehr schnell. Abends wollte man sich im Grandhotel in Zürich treffen zu einer feuchtfröhlichen Sekttour. Bis dann besuchte „Hans Grade“ auch Zürichs berühmtes Bierhaus „Metzgerbräu“, wo der Vielgefeierte bald einen von Herren umringten Tisch sah, die alle mit kolossaler Begeisterung der Erzählung des „berühmten Aviatikers“ lauschten und nachdem er auch erzählt, wie er ausgeraubt worden, erschienen wieder mehrere Brieftaschen und Portemonnaies an der Bildfläche, aber „Hans Grade“ war so bescheiden, nur von einem der Herren 80 Franken in Gold anzunehmen.

„Bis morgen is ja alles wieder in bester Ordnung.“

4. Kapitel.

An der Bar im „Zürcherhof“.

„Man“ traf sich also im Grand Hotel, man aß und trank vorzüglich. „Hans Grade“ selbstverständlich als Ehrengast freihaltend. Dann wurde eine Bier- und Sektreise angetreten und landet man schließlich im Restaurant Zürcherhof, jenem eleganten und vornehm geführten Nachtkaffee vis-a-vis dem Grandhotel Bellevue. Dort ging es an der ersten Etage an der Bar fröhlich her. Der Wirt, erfreut, so berühmte Gäste unter seinem Dache zu haben, erzählte seinem aus Hamburg auf Besuch gekommenen Bruder, Hans Grade sei hier, sitze oben an der Bar — —“

„Unmöglich!“ entgegnete der Bruder aus Hamburg — „Hans Grade ist doch jetzt in Berlin — hält dort Vorträge —“

„Wenn ich dir aber sage, er sitzt oben an der Bar!! —

„Unmöglich!“ entgegnete der Bruder aus Hamburg — „Hans Grade ist doch jetzt in Berlin — hält dort Vorträge —“

„Wenn ich dir aber sage, er sitzt oben an der Bar!! —

So geh doch hinauf, dann siehst du ihn — —“

Der Bruder geht hinauf. Setzt sich in „Hans Grades“ Nähe, — — rückt näher — geht wieder hinunter zu seinem Bruder und sagt: „Du, das ist nicht Hans Grade!“

„Aber — — —“

„Und ich sage, es ist nicht Hans Grade! Ich kenne doch Hans Grade genau — der hat ja andere Gestalt, andere Haare, andere Augen — — kurzum — da klappt etwas nicht! —“

Er geht wieder hinauf an die Bar, setzt sich zu „Hans Grade“, spricht mit ihm.

„Sie sind Hans Grade! der berühmte Aviatikir?“

„Hans Grade“ schnellt auf, salutiert über Nase und Stirn: „Habe das Vergnügen! Hans Grade! Aviatiker und Reserveleutnant im .... Regiment in Magdeburg!“

„Und ich sage Ihnen: Sie sind nicht Hans Grade!“

Allgemeines Entsetzen.

„Hans Grade“ springt auf.

„Meir Herr, wer sind Sie? Was unterstehen Sie sich — Sie werd mir Genugtuung geben — Sie — —“

Ein aufgeregtes Durcheinander — — Zu einem der Herren sagt „Hans Grade“ in namenloser Aufregung: „Kommen Sie, Herr S — —, ich balge mich mit diesem Menschen nicht herum — — —“

Herr S. aber meint: „Was, ich mit Ihnen kommen — Sie Schwindler, Sie! Sie Gauner — — Sie — —“

„Hans Grade“ hat inzwischen Hut und Mantel ergriffen. „Ich werde mir Genugtuung verschaffen —— ich — —“

Die Treppe hinunter stürmt er — auf und davon — — —

Starr vor Schrecken, „baff“, wie man zu sagen pflegt — sieht man an der Bar einander an — —

„Es ist doch nicht möglich — — er —“

Finale.

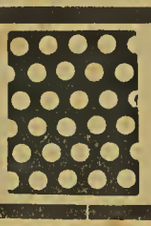
Es — war möglich! ! — — Am andern Vormittag wurde der Pseudo-Hans Grade in Luzern verhaftet, nach Zürich gebracht — von allen äußern Schlacken gereinigt — — und sieht nun für seine verübte — „Köpenickade“ — der Bestrafung entgegen, denn dieser geriebene, elegante Gauner ist niemand anderer, als ein gewesener Berliner Kommis, der vermutlich auf dem Dübendorfer Flugfeld nicht die erste Gaunerei verübt hat, sonst wäre er nicht so sicher aufgetreten, hätte nicht mit dieser verblüffenden Grazie und Unverschämtheit seine Rolle spielen können.

Grösste Spezialfabrik für Flaschen-Kellerei-Maschinen
Boldt & Vogel m. b. H. Hamburg.
Pumpen aller Art

Ziegelei-Maschinen
Keramische Maschinen
Turbinen
empfiehlt die
Akt.-Ges. vorm. A. Kuhnert & Co., Meissen.
A. B. C-Code 5th Ed.
Vertreter gesucht. — Katalog zu Diensten.

Emmericher Maschinenfabrik
Emmerich am Rhein
älteste und grösste Spezialfabrik der Welt für **Röstmaschinen**
für Kaffee, Kakao, Cichorie, Getreide aller Art usw.

Selbstelektrisier-Apparate
Taschenlampen, Akkumulatoren, Feuerzeuge, Influenzmaschinen compl. 14 M. elektrische Haus- und Grubenlampen. elektr. Kalender 1,20 Mk., Cigarren-Anzünder und aller Art elektrischer und technischer Neuheiten kaufen Sie am besten im Deutschen Export-Haus **Emil Kaatz, Berlin-Wilmersdorf,** Holsteinische Strasse 47a.
Verlangen Sie Kataloge gratis u. franco.



Franz Méguin & Co. A.-G.,
Dillingen-Saar
Gelochte Bleche
jeder Art und Grösse bis 25 mm Dicke.
Produktion 1 500 000 Kilo, pro Jahr.

Soeben erschien ausführlicher Katalog über
Bibliophilenbücher
Luxus- und Kunstpublikationen, Privatdrucke, Curiosa der Weltliteratur, Sexualleben, Flagellantismus, Masochismus etc. in deutscher, englischer und französischer Sprache und wird auf Verlangen gratis und franko zugesandt.
Buchhandlung Carl von Hölzl in Wien I, Operngasse 2.

Maschinen und Formen
zur lohnenden Fabrikation von
Cementplatten,
Cementmauersteinen,
Cementhohlblöcken,
Cementdachziegeln,
Cementrohren,
Hartzerkleinerungsanlage,
Mörtel- und Betonmischer.
Spezialmaschinenfabrik
Dr. Gaspary & Co.,
Markranstädt (Deutschl.)
Katalog 2 gratis.

Patentierte Maschinen und Einrichtungen
für Cementmosaikplatt. Trottoirplatten und Gartenbeeteinfassung.
Emil Carius,
Taucha-R. b. Leipzig.

„Fort mit Kreppscheren!“ **„Fort mit Wicklern über Nacht!“**

Ondulieren Sie Dich selbst
in 5 Minuten mit der gesetzlich geschützten
Haar-Wel'er-Presse „Rapid“.
Kein Haarersatz, kein Toupieren nötig. Kinderleicht. Das dünnste Haar erscheint voll und üppig. Garantiert sicherste Schonung der Haare und sofortiger Erfolg Preis 6,40 Mk. gegen Voreinsendung des Betrages franco Porto. Geld zurück, wenn erfolglos.
Frau Dr. Edgar Heimann, G. m. b. H., Berlin W. . Potsdamer Strasse 116.

Kasse für lebenslängliche Pension.

Caixa Mutua de Pensões Vitalicias.

Eingetragen im General-Hypotheken-Register des Staates.

Jede Person (Mann, Frau oder Kind) wird in diesen Verein aufgenommen und sichert sich damit eine lebenslängliche Pension, wenn für sie **10 Jahre** lang monatlich **5$000** oder **20 Jahre** lang **1$500** monatlich bezahlt wird.

Geschäftsstunden: Wochentags von 9—6 Uhr, Sonn- und Feiertags von 8—12 Uhr.

Mit einem täglichen Beitrag von nur 166 réis erhält man nach 10 Jahren eine lebenslängliche Pension v. **1:200$000** pro Jahr.

Mitgliederzahl bis 15. Juni 1910:
45.620
Prospekte, Statuten, Bolletins etc. erhält man gratis von der **Direktion** Rua 11 de Agosto Nr. 1 J **São Paulo.** Filiale: **Rio de Janeiro** Praça Tiradentes 48,

Mit einem täglichen Beitrag von nur 59 réis sichert man sich nach 20 Jahren eine lebenslängliche Pension v. **2:000$** p. J.

Die
Münchner „Jugend“
ist die berufene Vorkämpferin und Vertreterin der modernen Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Es sollte niemand, der mit dem Geistesleben unserer Zeit in Fühlung bleiben will versäumen, regelmäßig die Münchner „Jugend“ zu lesen.
Bezugspreis vierteljährlich (13 Nummern) 4 M. Probebände, aus verschied. Nummern zusammengestellt, ca. 120 Seiten stark, 80 ₰, mit Porto 80 ₰.
Eine Probenummer versendet auf Verlangen kostenfrei der
Verlag der „Jugend“ in München
(Bayern).

Vermischte Nachrichten.

Der Herr der weißen Elefanten. König Tschulalongkorn ist tot, und ein ganzes Jahr lang werden in Bangkok, dem „Venedig des Ostens“, und in Städten und Dörfern am Meman und Mekong die Zeichen der Landestrauer nicht verschwinden. Der Holzfäller und der Reisbauer werden die Gebote der Priester und der Regierung erfüllend zur Pagode eilen und ohne Erschütterung an den Trauerzeremonien teilnehmen; die Siamesen aber, die ein Stück von der Welt gesehen und deren politischer Sinn geweckt ist, werden um den König eine tiefe und echte Trauer empfinden. Diese wissen ganz gewiß, was sie an Tschulalongkorn verloren haben. Welch ein seltsamer Mann! Mit keinem der außereuropäischen Herrscher, die ein seit Jahrhunderten bestehendes Reich gegen den Anprall der seine Existenz bedrohenden Wogen der westlichen Zivilisation zu verteidigen hatten, läßt er sich vergleichen. Nicht mit dem Kaiser des berühmten Reichs, das in der ungeheuren Menschenzahl seiner Untertanen das beste Verteidigungsmittel hat, mit dem von Japan nicht, dem eine uralte ausgezeichnete Armeeverfassung die militärische Sicherung des Ueberganges in die neuen Verhältnisse so sehr erleichterte. Und die anderen? Es gibt nicht viel unabhängige Kaiser und Könige mehr in der außereuropäischen alten Welt, in der neuen Welt ja überhaupt keine. Man denkt an den Emir von Afghanistan, an den marokkanischen Sultan und an den Menelik, den Kaiser von Abessinien. Von allen diesen unterscheidet sich König Mongkuts Sohn durch die durchaus moderne Art seines staatsmännischen Vorgehens und seine eigene zivilisierte Persönlichkeit. Der heiße Wunsch, wenn es anging, am liebsten seinem Volke alle Segnungen der modernen Kultur zu ersparen, wenn es nur möglich wäre, sich die fremden Bedränger vom Leibe zu halten, hat ihn nicht erfüllt. Seine Bewunderung für die westliche Kultur beschränkte sich nicht auf deren bessere Spielzeuge, auf Klappkameras und Phonographen, Automobile und die Wunderwerke der Rue de la Paix. König Tschulalongkorns Reformwerk war ein sehr ernstes und mühevolles, dabei ein vorsichtiges und wohlüberlegtes Werk. Er wollte seinem Volke an Fortschritten und Freiheiten einstweilen nicht mehr geben, als es vertragen kennte, und er rechnete mit seinen Gewohnheiten, seinen Traditionen und Ueberzeugungen. Der Herrscher, der in Wohlleben ersticken konnte, wollte seinen Brüdern und Söhnen, seinen Untertanen zunächst ein Lehrer der Arbeit sein, denn er hatte gesehen, daß es die Arbeit ist, die den Westen über den Osten erhoben hat. Ach, der Herr der weißen Elefanten glaubte nicht mehr an diese Elefanten! Aber er ließ die heiligen Tiere hegen und pflegen von den vor ihnen knienden Wärtern. Und die Türme des Todes ließ er nicht niederreißen, jene schauerlichen Stätten, an denen die Gestorbenen an Tausenden von Geiern ihre Totengräber finden. Der Mann, der europäische Uniformen und die höchsten Orden unserer Königreiche mit Anstand zu tragen wußte, die Sprachen des Westens wie seine Muttersprache redete und an ihren Literaturen sich erfreute, hielt, heimgekehrt, fest an dem sinnbetörenden Prunk und Zeremoniell der asiatischen Fürstenhöfe und stärkte die Stellung des absoluten Königshauses gegenüber dem Volke, wie er es dem einstmals allzu mächtigen Adel gegenüber getan. Er, der die heiligen Schriften des südlichen Buddhismus in einer glänzenden Riesenausgabe neu veröffentlichen ließ, dachte auch, aus Ueberzeugung, nicht daran, mit neuen religiösen Vorstellungen die Kultur seines Landes zu beeinflussen. Die Erschließung der natürlichen Reichtümer, soweit möglich aus eigener Kraft und zum Besten der Einheimischen, war zunächst sein Programm. Hierin sah er das Mittel, Siam blühend, lebendig und widerstandsfähig zu machen. Was geschehen ist in der Einrichtung von Bahn- und Telegraphenlinien, Straßen- und Hafenbauten, in der Reform des Justiz- und Geldwesens, ist alles nur ein Anfang aber doch eine unermeßliche Leistung, wenn man es vergleicht mit dem, was vor vierzig Jahren gewesen. Bangkok ist eine schöne Stadt geworden, in der es sich auch für einen Europäer leben läßt, und Industrie und Handel können in raschem Tempo aufblühen, wenn dem Lande nach außen hin politische Ruhe gegönnt ist. Ihm die zu sichern, hat König Tschulalongkorn alles getan, was nach Lage der Dinge möglich war. Zwischen den englischen und den französischen Koloß gezwängt, ist sein Reich nicht zermalmt worden. Es hat sich Amputationen gefallen lassen müssen, die Frankreich im Osten, England ganz neuerding im Süden ausführte, ist aber allen Gefahren zum Trotz ein selbständiges Reich geblieben, dem, auch abgesehen von dem französisch-englischen Vertrag von 1896, manche natürliche Garantien des Fortbestandes gegeben sind. Das alles ist das Ergebnis der nützlichen und klugen Staatskunst Tschulalonkorns, der sich durch ein taktvolles und sympathisches Auftreten in der ganzen Welt Freunde zu erwerben gewußt hat. In Deutschland und Dänemark, woher er sich viele seiner besten Beamten geholt, in England und Rußland hat er die Schar seiner Söhne erziehen lassen. Unter ihnen sind auffallend viel ernsthafte, kluge, ihrer Pflichten wohl bewußte junge Leute. Der jetzige König Waïrawudh gehört zu ihnen. Er hat, ungleich manchem westlichen Fürstensohn, in Europa Besseres gelernt, als die Rolle des Amüsierprinzen zu spielen, und er wird, wenn nicht alles trügt, das Werk seines Vaters kräftig weiterführen. Mag auch der Zögling von Oxford, der über kurz oder lang auch an das schwere Problem der Volkserziehung herantreten muß, wieder mit einer geminderten Dosis von Ehrfurcht den heiligen Elefanten gegenübertreten, auch seine oberste Sorge wird sein, daß das Wappenschild, das diese gekrönten Tierkolosse zeigt, seiner Heimat erhalten bleibt.

Feuilleton.

Die Hand der Nemesis.

Roman von Gustav Rehfeld.

I.

„Herr Baron!“

Der junge Mann da vor dem eleganten Diplomatenschreibtisch schien nicht zu hören. Emsig die Feder über die Seiten des Papiers fliegen lassend, war er es gar nicht einmal gewahr geworden, daß sein Diener eingetreten.

„Herr Baron!“

Jetzt endlich. Mit nervöser Ungeduld fuhr der fleißige Schreiber auf.

„Was giebt's, Karl? Was willst du?“

„Verzeihen der Herr Baron, — ein Besuch ist da, — eine Frau — eine Dame, — ich weiß nicht recht, — sie wünscht den Herrn Baron zu sprechen!“

„Wer ist's, was wünscht sie?“ klang es ärgerlich zurück.

„Sie sagt, sie heiße Klara Maiwald. Der Herr Graf Rittberg schickte sie und sie werde von dem Herrn Baron heute früh erwartet!“

„Es ist richtig!“ nickte der junge Mann zerstreut, fuhr sich mit der Hand über den langen, wehenden, blonden Schnurrbart und fügte dann hinzu: „Ich hatte das ganz vergessen. Ich — ich — ich lasse sie bitten, einen Moment zu warten!“

Der Diener verneigte sich respektvoll und zog sich zurück, während der Baron die unterbrochene Arbeit wieder aufnahm.

Eine Stunde verstrich. Der letzte Federzug war getan, und aufatmend lehnte sich der Schreiber in den Stuhl zurück, um nach einigen zur Hand liegenden Zeitungen zu greifen, als nach kurzem Pochen der Diener abermals eintrat.

„Was giht's schon wieder?“ murrte der junge Mann.

„Ich wollte den Herrn Baron erinnern, daß sich im Salon eine Frau oder — Dame befindet, namens Klara Maiwald! Wenn der Herr Baron sie nicht zu empfangen wünschen, werde ich sie bitten, wiederzukommen!“ meldete der Livrierte mit unbeweglicher Miene.

„Ach, ja, — die hatte ich bereits wieder vergessen!“ murmelte der Baron gleichgültig. „Laß sie hier eintreten!“

Er erhob sich, — eine schlanke, ebenmäßige stahlkräftige Gestalt in elegantem Hausanzug und mit schönen energischen Zügen, — trat an das Fenster, gähnte leicht und sah zerstreut auf die belebte Straße hinaus, bis es mit tiefer, melodischer, weiblicher Stimme an sein Ohr drang:

„Guten Morgen, Herr Baron!“

Langsam wandte der junge Mann sich um. Auf der Schwelle standen zwei weibliche Gestalten. Die ältere, eine schlicht dunkel gekleidete Frau, war von hohem, prachtvollem Wuchs. Trotz der fahlen Gesichtsfarbe, den plumpen, bestaubten Halbschuhen, den billigen Baumwollhandschuhen hatte sie etwas Distinguiertes an sich, das wohl geeignet war, das Interesse anzulocken. Sie mochte höchstens sieben- oder achtundzwanzig Jahre zählen. An der Hand führte sie ein etwa zehnjähriges Mädchen, in welchem man auf den ersten Blick ihre Tochter erkannte. Dasselbe länglich-ovale Gesicht, dieselbe zierlich, gerade Nase mit den beweglichen Nüstern, dieselbe intensive Blässe, dasselbe prachtvolle schwarze Haar.

Und die Augen? Sie mußten bei beiden ungewöhnlich groß sein, aber sie schlugen sie nicht auf, die Lider blieben hartnäckig gesenkt.

„Guten Morgen!“ erwiderte der Baron den Gruß.

Dann unterwarf er das Paar einer kurzen Musterung, ohne sich zu entschuldigen, daß er sie so lange habe warten lassen. Wozu auch? Nicht daß er hochmütig gewesen wäre, — aber es waren nicht Damen der Gesellschaft, — weshalb also erst Worte an sie verschwenden?

Die Frau schien übrigens auch eine zuvorkommende Behandlung nicht zu erwarten. Mit unbewegtem Gesicht, ohne den Blick zu erheben, begann sie leise:

„Herr Baron! Der Herr Graf Rittberg hat die Güte gehabt, mich Ihnen zu empfehlen! Er kennt mich, wie er meine Familie und meinen verstorbenen Gatten gekannt hat. Er ist imstande, jede gewünschte Auskunft über mich zu erteilen. Inzwischen bin ich bereit, die Fragen zu beantworten, die der Baron an mich zu stellen belieben sollten!“

Weshalb sie nur nicht die Augen hob? dachte der junge Mann unwillkürlich.

Einen Moment schien es, als ob unter den langen, seidenen Wimpern zwei glühende Sterne einen Flammenblick auf ihn warfen. Doch nein, das war wohl eine Täuschung, diese stolze Demut war wohl echt, wie bei dem kleinen Mädchen, das sich für nichts als die Blumen des Teppichs zu interessieren schien.

„Hat Ihnen Graf Rittberg gesagt, was ich von Ihnen erwarte?“ fragte er kalt.

„Ja, Herr Baron!“

„Hm! Ich will es Ihnen wiederholen! Ein Zweifaches: Zuverlässigkeit und Ergebenheit! Es ist mir nicht möglich, bei meinem Vater, den ich innig liebe, zu verweilen, — meine Stellung hält mich fern! Wenn ich aber weiß, daß er eine treue Pflegerin hat, werde ich ruhiger sein! Ich brauche eine Person, die mit natürlichem Taktgefühl eine engelhafte Geduld, eine selbstvergessende Aufopferung und eine überlegene Umsichtigkeit verbindet! Besitzen Sie diese Eigenschaften? Kann ich in jeder Beziehung auf Sie rechnen?“

Kein Lächeln umschwebte die Lippen der jungen Frau, ihr Gesicht blieb unbeweglich und ausdruckslos, als sie mit ihrer melodischen Stimme, die einen seltsamen Gegegensatz zu ihrem ernsten, matten Wesen bildete, erwiderte:

„Ich weiß nicht, Herr Baron, ob ich die Eigenschaften besitze, die Sie verlangen, doch werde ich tun, was in meinen Kräften steht! In kurzer Zeit wird der Herr Baron imstande sein, sich ein Urteil über mich und meine Leistungen zu bilden!“

Das klang so schlicht und doch so ungesucht vornehm, daß der junge Mann sich überrascht fühlte.

„Sie waren noch nicht in Stellung, Frau — Maiwald?“

„Nein, Herr Baron! Meine Eltern besaßen ein kleines Geschäft hierselbst, starben aber vor einigen Jahren. Ich war an einen Werkmeister verheiratet, der vor zehn Monaten durch die Explosion eines Dampfkessels getötet wurde. Seitdem stehe ich mit meinem Töchterchen allein und mittellos da, gezwungen, für unsern Unterhalt zu sorgen, sei es auf irgend eine Weise. Aber Handarbeiten werden hier so schlecht bezahlt, daß es unmöglich ist, sich durch sie zu ernähren!“

„Wollen Sie sich nicht wiederverheiraten?“

„Ich könnte es, weiß aber nicht, ob es zum Wohle meiner Tochter gereichen würde. Darum ziehe ich es vor, verwitwet zu bleiben und mein Leben ihr zu weihen!“

Der junge Mann fühlte sein Interesse für die Frau wachsen und betrachtete sie aufmerksam. Warum sie nur den Kopf so beharrlich senkte? Das mißfiel ihm eigentlich! Je nun, — sie war furchtsam, traurig, — nicht gewöhnt, mit Herren seines Standes zu verkehren! Aber immerhin — dieses fortwährende Niederschlagen der Augen bei Mutter und Tochter!

Doch er mußte zu Ende mit ihr kommen.

„Ich will den — den Preis Ihrer Mühewaltungen bei meinem Vater nicht bestimmen, — Sie mögen selbst sehen und dann fordern! Was Sie verlangen, wird man Ihnen geben! Haben Sie Geld?“

„Herr Baron!“

„Hier sind dreihundert Mark zur Bestreitung der Reise und etwaiger Nebenausgaben. Wann können Sie reisen?“

„Wann der Herr Baron es wünschen!“

„Schön, — sagen wir also: morgen! Sie benutzen die Osthahn bis Station Guckow, — von dort werden Sie auf meine Veranlassung hin abgeholt werden. Sobald Sie in Ehrenberg angekommen sind, begehen Sie sich zu Doktor Willert, — mit ihm werden Sie tägliche Beziehungen haben, und er wird für Ihre Installation sorgen. Er ist ein offener, nohler, rechtlich denkender Charakter, — mit ihm müssen Sie sich gut stehen! Er ist der langjährige Hausarzt meines Vaters und wird Ihnen besser als ich sagen können, was Sie zu tun haben! Das wäre alles! Adieu!“

Sie verbeugte sich schweigend. Dann ging sie mit der Kleinen hinaus, ohne die Augen aufzuschlagen.

Unwillkürlich trat der Baron an das Fenster, um die Frau noch einmal zu sehen. Jetzt erschien sie und ging langsam die Straße hinab. Dieses mehr als einfache Kleid, die mageren Schultern, der schleppende Gang!

„Nein,“ sagte der Baron halblaut, „hübsch ist sie nicht, gar nicht!“

Ruhig setzte er sich wieder an den Schreibtisch und fuhr fort, die Zeitungen zu lesen. Nach einiger Zeit trat abermals der Diener ein und servierte ein frugales Frühstück. Er schien eine Frage auf dem Herzen zu haben, denn er sah seinen Herrn fortwährend lächelnd an, bis dieser es gewahr wurde.

„Was hast du, Karl? Sprich!“

„Haben der Herr Baron gesehen?“

„Was denn?“

„Wie? Ist es dem Herrn Baron nicht aufgefallen?“

„Was soll mir aufgefallen sein? Fräulein gefälligst!“

„Der Herr Baron verzeihen, — ich glaubte, der Baron hätte auch die Augen der — der Frau und die der Kleinen bemerkt!“

Der Baron wußte nicht, ob er lachen oder sich ärgern sollte.

„Was gab es denn so Sonderbares daran?“ fragte er spöttisch.

„So etwas von Augen habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen!“ berichtete der Diener kopfschüttelnd. „So groß, — aber so sehr groß und glänzend, funkelnd und ganz dunkel! Sie haben mich beide angesehen, die Große und die Kleine, — aber es ging mir durch und durch! Daß der Herr Baron das nicht gewahrt haben! Ich habe die Frau heute zum ersten-

mal gesehen, aber — ich glaube, viel Gutes ist der nicht zuzutrauen!"

„Karl, du bist ein Esel!"

„Mag sein, — aber mit solchen Augen herumzulaufen, — s müßte verboten sein!" versetzte der Diener philosophisch.

Der Baron winkte ungeduldig mit der Hand, worauf jener verschwand.

Der junge Mann sann nach. Nein, er hatte nichts gesehen! Also deshalb trug sie den Kopf beharrlich gesenkt? Sonderbar! Fünf Minuten später dachte er gar nicht mehr daran.

Abends traf er im Klub den Grafen Rittberg, einen reichen Lebemann, der infolge natürlicher Herzensgüte sehr wohltätig war.

„War Frau Maiwald bei Ihnen, lieber Baron?"

„Ja, — morgen reist sie zu meinem Vater!"

„So, das freut mich! Ich hoffe, sie wird Ihre Zufriedenheit erringen! Apropos — haben Sie ihre Augen bemerkt?"

Der junge Mann stutzte. Wieder diese Frage!

„Schienen recht hübsch — ziemlich groß zu sein!" versetzte er nachlässig.

„Recht hübsch — ziemlich groß? Wissen Sie, das ist gar nichts gesagt! Sie hat die Augen einer Königin — oder einer Zigeunerin, finde ich! Sonst ist sie fast häßlich! Die Natur gestattet sich zuweilen bizarre Launen!"

— — — —

Im Osten der Mark Brandenburg liegt, hoch herabschauend von waldiger Höhe, Schloß Ebrenberg, der stolze Herrensitz des Barons Ottokar von Blomberg, der für den reichsten Grundbesitzer weit und breit gilt. So weit das Auge reicht, dehnen sich weite Fruchtfelder aus, daran schließen sich üppige Wiesen und hernach folgen weiter in vorzüglichem Stand gehaltene Waldungen. Der Wirtschaftshof, welcher etwa eine Viertelstunde von dem Herrensitze ab gebaut ist, gleicht mit seinen langgestreckten Stallungen und Scheunen, der mächtigen Brennerei und der Stärkefabrik, den Wohnhäusern für die Wirtschaftsbeamten und Arbeiter, fast einer kleinen Stadt, und reiches Leben herrscht hier unausgesetzt.

Das Schloß ist ein mächtiger, ausgedehnter Bau, der sich in zwei langen Flügeln an einen älteren Mittelteil schließt. Eine prachtvolle Lindenallee führt zu der großen Einfahrt in den Ehrenhof, neben welchem sich die Stallungen und Remisen für die herrschaftlichen Equipagen befinden. Auf der andern Seite dehnt sich ein weiter, herrlicher Park aus, in welchem hohe Hecken mit saftigen Rasenflächen und reizenden Blumenbeeten abwechseln. An der ganzen Längsseite des Schlosses läuft eine breite Terrasse, mit großen Oleander-, Orangen- und Lorbeerbäumen geschmückt, zu welcher man aus dem Speisesaal des Hauptgebäudes herabsteigt.

Ist Schloß und Gut Ehrenberg ein sehr wertvoller Besitz, so gilt das nicht minder von der zweiten Domäne des Barons, dem prächtigen Wormsfelde. Mehrere tausend Morgen herrlichsten Weizenbodens, fünftausend Morgen vorzüglicher alter Eichwald, ein umfangreicher Steinbruch, eine großartige, aus unermeßlichen Chamottetonlagern schöpfende Ziegelei, eine Brennerei, eine Brauerei verleihen derselben einen ungeheuren Wert.

Beide Güter befanden sich seit Jahrhunderten in dem Besitz der Barone von Blomberg, ohne jedoch Fideikommiß zu sein. Das alte Geschlecht hatte immer nur auf wenige Augen gestanden. Die Regel war ein Sohn gewesen, selten ihrer zwei, Töchter nie. So war eine Zersplitterung des Familiensvermögens unmöglich. Dafür waren alle Blombergs treffliche Landwirte gewesen, die eine Ehre darin gesucht hatten, ihren Besitz zu entwickeln und auf bestem Fuße zu erhalten.

Fast bis zuletzt. Auch Baron Ottokar, ein mittelgroßer, zart gebauter, aber sehniger, stahlkräftiger Mann, folgte der Tradition und wußte die unerschöpflichen Reichtümer seines Bodens ausgezeichnet zu realisieren, seine Kapitalien zu mehren. Zu seinem Leidwesen schien jedoch Viktor, sein einziger Sohn und Erbe, die Hoffnungen nicht zu erfüllen, die er in ihn gesetzt hatte. Der glänzend begabte, freilich auch wilde und lebenslustige Knabe, der seine Mutter, eine sehr reiche Erbin, eine Komtesse Fink von Finkenstein, frühzeitig verloren, fand an allem andern, nur nicht an der Landwirtschaft Vergnügen, und grollend hatte der Vater sich fügen müssen, als der junge Mann sich für die diplomatische Laufbahn entschloß, die ihm reiche Ehren, verbunden mit einem genußreichen Leben in den höchsten Kreisen, versprach. Baron Ottokar hätte sich schließlich mit der seinem Geschlecht so fern liegenden Berufswahl seines Sohnes ausgesöhnt, hätte dieser nicht, sobald er mündig geworden, die ihm notariell zustehende Herausgabe des mütterlichen Vermögens im Betrage von einer halben Million Mark verlangt. Notgedrungen willigte der ein wenig geizige Mann in etwas, das zu verweigern ihm nicht möglich war; — von der Zeit ab bestand aber eine Entfremdung zwischen den letzten Blombergs, die nicht mehr weichen wollte.

„Es wird nicht lange dauern, so hast du das schöne Geld verjubelt," prophezeite der Baron Ottokar, „erwarte dann aber nicht, etwas von mir zu erhalten. So lange ich lebe, bekommst du keinen Pfennig!"

Er schien recht zu behalten. Der deutschen Gesandtschaft in Paris attachiert, begann Viktor von Blomberg in dem Seinebabel ein tolles, zügelloses Leben, das in wenigen Jahren den größten Teil des mütterlichen Erbes verschlang und auch den Rest verschlungen haben würde, wenn nicht vom väterlichen Schlosse eine unheilvolle Botschaft an ihn gelangt wäre. Baron Ottokar, der rastlos tätige, freilich etwas cholerische Mann, war von einem leichten Schlaganfall heimgesucht worden. Da erinnerte der junge Attaché sich seiner Sohnespflicht. Er nahm sofort Urlaub und eilte an das Krankenbett des Vaters, ja, er ließ es sich nicht nehmen, den Leidenden selbst zu pflegen. Seine Bemühungen wurden vom Erfolg gekrönt; der alte Baron gesundete allmählich, infolgedessen Viktor von Blomberg es wagen durfte, ihn zu verlassen und nach der Residenz, wohin er sich, um seinem Vater näher zu sein, hatte versetzen lassen, zurückzukehren. Drei Monate später unterlag jedoch der Baron einem zweiten Schlaganfall. Wieder eilte der Baron an das Krankenbett, wieder siegte die überraschend zähe Nater des Greises, allerdings — wie sich mit Bestimmtheit voraussetzen ließ — nur auf absehbare Zeit. Düster, apathisch, fast gelähmt verbrachte er seine Tage im Lehnstuhl. Die Auflösung konnte, wie der langjährige Hausarzt, der in Dorf Ehrenberg ansässige Doktor Heinrich Willert, versicherte, höchstens einige Monate noch auf sich warten lassen.

Die Pflichten des Berufs zwangen Viktor von Blomberg, so gern er auch in aufrichtig kindlicher Pietät bei dem Vater geblieben wäre, nach der Metropole zurückzukehren und die Pflege des Leidenden den bezahlten Händen der Dienerschaft zu überlassen. Jetzt zum erstenmal empfand er die Abhängigkeit unangenehm, legte er sich die Frage vor, ob es nicht doch besser sei, unabhängig nach der Väter Weise auf seinen Gütern zu leben, als den Befehlen der vorgesetzten Behörde zu folgen. Dennoch hielt eine falsche Scham ihn ab, dem Vater seinen Irrtum einzugestehen. So blieb er denn in seiner Stellung, seine Lebensweise übrigens ändernd und sich mit den ihm gebliebenen Mitteln einrichtend, da er wohl wußte, daß der alte Baron sein Wort halten und ihm nichts geben würde. Im Alter von kaum fünfundzwanzig Jahren, war der noch vor kurzem so lebenslustige Jüngling zum ernsten Manne gereift, welcher der künftig seiner harrenden Pflichten gedachte, so wenig er auch die Eventualität des Todes seines Vaters herbeiwünschte.

Nein, gewiß nicht, denn so fern ihm auch der Vater stets gestanden hatte, er liebte ihn doch aufrichtig.

Eines Tages empfing er von dem ihm befreundeten Doktor Willert einen Brief, in welchem derselbe ihm Folgendes schrieb:

„Ich kann es Ihnen nicht verdenken, daß Sie nicht Wo-

chen und Monate bei Ihrem Herrn Vater, der täglich reizbarer und launenhafter wird, aushalten wollen, aber könnten Sie nicht eine Pflegerin für ihn ausfindig machen? Dieselbe müßte Ihr volles Vertrauen besitzen, sie müßte ein Muster der Sanftmut, Geduld, Fürsorge und Ergebenheit sein! Wenn Sie eine solche Person finden, könnte diese den Kranken wie eine Mutter bewachen, sie könnte ihn leiten wie ein großes Kind, und so würde der Patient sich vielleicht etwas erholen, er würde das Leben vielleicht etwas erträglicher finden. Nur darf er nicht wissen, daß die Pflegerin von Ihnen kommt. Sie kennen sein Mißtrauen. Schicken Sie die Person zu mir. Ich werde sie instruieren und mit der Ihnen bekannten Ergebenheit für Ihre Familie im Auge behalten!"

Viktor von Blomberg tat sofort die nötigen Schritte, eine so musterhafte Pflegerin, wie sie von Doktor Willert gewünscht wurde und wie sie ihm selbst für seinen Vater unerläßlich schien, herbeizuschaffen. Er sollte aber bald die Erfahrung machen, daß dies nicht so leicht sei. Es vergingen vierzehn Tage, ohne daß sich etwas fand, bis ihm ein Freund, Graf Rittberg, eine geeignete Person, eine Witwe, die in bedrängten Verhältnissen lebte und auf die seine Mutter ihn aufmerksam gemacht hatte, empfahl. Niedrigen Verhältnissen entsprossen, sollte dieselbe immerhin gebildet und sanften, geschmeidigen Wesens sein, um die Pflege des Kranken mit Erfolg übernehmen zu können.

So kam Klara Maiwald nach Schloß Ehrenberg.

Und drei oder vier Tage, nachdem sie nach ihrem Bestimmungsorte abgereist war, erhielt Viktor von Doktor Willert einen Brief, in welchem dieser ihm mitteilte, daß die Pflegerin eingetroffen sei und ihr Amt übernommen habe. Das Schreiben endete folgendermaßen:

„Sonderbare Geschöpfe, die Sie uns da zugesandt haben, — Mutter und Tochter, — beide gleich verschlossen, traurig und unzugänglich. Ich bin neugierig, wie diese Frau Klara Maiwald Ihrem Herrn Vater gefallen wird! Eigentlich darf man wohl annehmen, daß sie ihm zusagen muß! Mit solchen Augen, — da kann es wohl nicht anders sein, — da müßte sie dem ärgsten Menschenfeinde gefallen! Ich bitte Sie, solche Augen! Ich bin ein alter Mann, aber als sie mich ansah, — mir wurde ganz schwül zu Mute!"

Viktor machte eine Gebärde der Ungeduld und knitterte den Brief ärgerlich zusammen. Er sah sie wieder vor sich, diese Frau, in ihrem schlichten Kleide, der gebeugten Haltung, den farblosen Zügen und dem ewig gesenkten Blick. Häßlich war sie! Und alle sprachen von ihren Augen, die er freilich nicht gesehen hatte. Bah, dummes Zeug! Daß auch dieser Doktor das noch erwähnen mußte!

II.

Als Doktor Willert dem alten Baron mitgeteilt hatte, er habe es für nötig gehalten, eine erfahrene Krankenpflegerin für ihn aus der Residenz zu verschreiben, da hatte dieser ärgerlich gebrummt:

„Ist Unsinn! Ich dächte, es trieben sich so schon Tagediebe genug hier herum, die das bißchen Arbeit für mich recht gut machen können!"

Der Doktor hatte dazu geschwiegen und war nicht wieder auf das Thema zurückgekommen. Er wußte, sein Patient war nicht mehr der alte Starrkopf wie ehemals, — das Aufflackern der alten Willenskraft war vielmehr nur Strohfeuer, das über dio ihn beherrschende Apathie nicht hinwegtäuschen konnte. Als nach wenigen Tagen Frau Klara Maiwald eintraf, stellte er sio dem Baron als die für ihn bestimmte Pflegerin vor, und dieser widersprach nicht länger.

Die junge Witwe fand sich schnell in ihrer Stellung zurecht und übte ihre Funktion mit der ihr eigenen Sicherheit und Geräuschlosigkeit aus. Sie rangierte zunächst unter die Dienerschaft. Der Doktor hatte nicht für nötig befunden, ihr eine höhere Position zuzuweisen. Das Mittags- und Abendessen nahm sie mit den übrigen gemeinschaftlich ein, wobei sie allerdings eine solche Zurückhaltung beobachtete, daß die Leute bald eine nicht geringe Abneigung gegen sie faßten. Die Abneigung äußerte sich zunächst in allerhand hämischen Bemerkungen und Sticheleien. Als sie diese unbeachtet ließ, wurden jene noch dreister. Sie bewohnte im linken Seitenflügel unter den für die Dienerschaft bestimmten Räumen ein kleines Stübchen mit ihrem Töchterchen. Eines Tages fand sie die Möbel sämtlich umgekehrt, ihr Bett voll Sand, das Trinkwasser unrein. Das Schloß war durch das Hineinstecken eines scharfen Eisenstückes unbrauchbar gemacht worden. Einmal vermißte sie sogar ihre Kleider und Wäsche; sie fand ihr Eigentum erst nach langem Suchen befleckt und zerrissen wieder. Bei Tische sorgte man dafür, daß die Schüsseln zu ihr zuletzt kamen und dann fast leer waren, so daß ihr Töchterlein oft vor Hunger weinte.

Frau Klara litt, ohne sich zu beschweren. Nur wenn sie mit dem Kinde allein war, zog sie dasselbe mit ungestümer Gebärdo zu sich empor, herzte und küßte es wild und rief voll dämonischer Leidenschaft aus:

„Deinetwegen, mein Liebling, nur deinetwegen! Hörst du?"

Wenn zwei Ohren diese Worte hätten hören und erraten können, was sie bedeuteten!

Eine sichere Beute des Todes, verbrachte der Baron Tage und Nächte in seinem Krankenstuhl. Klara Maiwald wich nicht von seiner Seite. Sie wachte darüber, daß es ihm an nichts fehlte, fütterte ihn wie ein kleines Kind, sorgte kurzum für alle seinen kleinen Bedürfnisse und sah ihm seine Wünsche an den Augen ab. Nicht daß der Kranke in den ersten Tagen ihre Bemühungen mit wohlwollenden Blicken angesehen hätte. Beileibe nicht! Schließlich aber begriff er doch, daß er der fremden Hilfe nicht entbehren könne, daß ihm das ernste, schweigsame junge Weib nützlich sei. So gewöhnte er sich an sie, so wurde sie ihm unentbehrlich. Eine kindische Furcht bemächtigte sich seiner, wenn sie ihn verließ. Sein Gesicht zeigte den Ausdruck einer tiefen, seltsamen Freude, wenn sie wiederkam.

Und sie war fast immer bei ihm, entweder mit seiner Pflege beschäftigt, oder eine Handarbeit vor sich. Wenn sie dann die fleißigen Hände regte, musterte der Baron unausgesetzt, ohne ein Wort zu reden, ihr Gesicht. Was mochte wohl, während er sie so ansah, in seiner Seele vorgehen?

Hob Klara Maiwald das Haupt, so begegnete sie seinem starren Blick, in dem bisweilen ein Ausdruck lag, der sein Alter und seine Schwäche Lügen strafte. Und heftete sie dann ihre großen flammenden Augen wie magnetisierend auf den Kranken, dann erschien dieser wie galvanisiert, dann zeigte sich ein leichter Hauch von Röte auf dem wachsbleichen Greisenantlitz.

Bisweilen bat die junge Frau um die Erlaubnis, ihre Tochter auf ein Stündchen bei sich behalten zu dürfen, was ihr der Baron stillschweigend zugestand. Ging sie dann zufällig hinaus, so gewahrte sie, hineinkommend, wie der Greis die Kleine an sich gezogen hatte und mit seinen knöchernen gelben Fingern tätschelte und wie er ihr dabei tief in die Augen sah, die denen der Mutter so sehr glichen, als wolle er daraus ersehen, was es denn eigentlich so Faszinierendes, so Bezauberndes darin gäbe.

Nach und nach gewann sie Macht über ihn, sie trat in sein Leben ein und seltsam, — der Doktor Willert konnte vorläufig nicht begreifen, wie es möglich war, — der Baron erlangte allmählich seine Kräfte wieder, zwar langsam, aber sicher. Das Auge erhielt sein altes Feuer, die fast geschwundene Intelligenz kehrte zurück, — er konnte lächeln, er vermochte aufzustehen und, auf den Arm der jungen Frau gestützt, spazieren zu gehen. Markiert wurde diese überraschende Rückkehr zum Leben durch mehrere scheinbar geringe und dennoch einer tiefen Bedeutung nicht entbehrende Nebenerscheinungen. Zunächst wurden einige Dienstboten, die, von denen Klara Maiwald am meisten zu leiden gehabt, Knall

und Fall entlassen. Dann saß die junge Frau nicht mehr im Speisesaal der Leute, sondern mit dem Baron zusammen. Endlich wurde ihr ein elegant möbliertes Zimmer in der zweiten Etage des Hauptgebäudes eingeräumt.

„Oho, das hat was zu bedeuten!“ sagten sich die Leute, die nicht von der Rachsucht der Krankenpflegerin getroffen worden waren.

Und sie beobachteten diese mit steigendem Mißtrauen, ohne jedoch eine Spur von Veränderung an diesen stets sich gleich bleibenden steinernen Zügen wahrnehmen zu können.

Der Baron dagegen glich sich selbst nicht mehr. Er war sein Lebelang ernst, ja, mürrisch gewesen. Jetzt wurde er fast heiter. Er bekam Appetit, sein Gang wurde elastisch, er hatte witzige Einfälle, er begann sich mehr denn je mit seinen Geschäften abzugeben und traf Anordnungen, die an der völligen Klarheit seines Geistes nicht zweifeln ließen.

Willert fuhr fort, täglich seinen Besuch auf dem Schlosse zu machen und dem jungen Baron Nachrichten über das Befinden des Kranken zu erstatten.

„Welchem Umstande wir diese an das Wunderbare grenzende Genesung verdanken,“ schrieb er einst, „ich weiß es nicht, — meiner Kunst jedenfalls nicht! Ich habe nichts dazu getan! Die Natur hat sich geholfen, — sie ist die Meisterin, während wir im Finstern tappen!“ Uebrigens ließ er auch Klara Maiwald ihr Recht widerfahren, die, stets bescheiden und zurückhaltend, eine wahre Perle von Geduld und Ergebenheit sei.

Was der biedere Arzt nicht sah, war, daß der alte Baron sofort in seine Schwäche und in seine Apathie zurückversank, wenn die junge Frau sich auf kurze Zeit von ihm entfernte. Dann wurde er alsbald unruhig und düster, sein Mund verzerrte sich, sein Gesicht erhielt einen veränderten Ausdruck und seine Augen hefteten sich starr auf die Tür, hinter welcher sie verschwunden war. Sobald sie aber zurückkehrte, verjüngte sich sein Gesicht, der Blick wurde wieder heiter, die Spannkraft erschien von neuem.

An einem schönen Nachmittage saß Klara Maiwald, mit einer Stickerei beschäftigt, an einem Fenster des Salons. Dasselbe war geöffnet, vom Park her drang die warme, würzige Luft herein, einen Hauch von erquickendem Waldesodem und den Duft unzähliger Blumen mit sich tragend. Leise rauschten in geringer Entfernung die hohen Wipfel der alten Bäume.

Der Baron, der mit großem Appetit zu Mittag gespeist hatte, saß in seinem Lehnstuhl und schlummerte seit einer halben Stunde. Jetzt erwachte er, und als er die junge Frau gewahrte, flog ein freudiges, glückliches Lächeln über seine Züge.

„Ich habe geschlafen, als wenn ich zwanzig Jahre zählte!“ sagte er heiter. „Auf Ehre, ich erkenne mich nicht wieder!“

Sein Blick war klar, seine Wangen rosig, — er war ein gesunder Mann.

Er erhob sich, nahm einen Sessel und setzte sich neben Klara Maiwald an das Fenster, so dicht, daß er sie berührte, was zur Folge hatte, daß sie zurückwich. Doch alsbald folgte er ihr nach.

„Bleiben Sie!“ bat er. „Sie wissen, daß ich mich am glücklichsten fühle, wenn ich, so wie jetzt, ganz dicht neben Ihnen sitze! Da Sie nun einmal dazu berufen sind, sich in alle meine Launen zu fügen, werden Sie mir hoffentlich keinen Kummer bereiten,“ fuhr er mit eindringlicher Stimme fort, „indem Sie mir Ihre Hand entziehen, die ich sehr hübsch finde und die ich für mein Leben gern einmal streicheln möchte!“

Klaras Augen ruhten mit seltsamem, faszinierendem Ausdruck auf dem Greis und gossen einen Schein glühender Lebenslust über den gebrechlichen, erzitternden Körper. Er strich leise über ihre zarte Rechte und wagte es, das rosige Fleisch des blendenden Unterarms zu betasten.

„Klara,“ stammelte er, „o, Klara!“

Ohne den Blick von ihm zu wenden, legte sie ihre Arbeit zusammen und schickte sich an, hinauszugehen.

Der Greis erschrak.

„Sie wollen gehen?“ rief er im Tone kindischer Klage. „Wissen Sie nicht, daß Sie mich nicht ärgern sollen, — daß der Arzt es verboten hat? Wollen Sie, daß ich wieder krank werde?“

„Das will ich nicht!“ versetzte die junge Frau gemessen. „Ich will aber auch nicht, daß Sie das Recht, welches Sie über die bezahlte Wärterin haben, mißbrauchen!“

„Mein Gott, was tue ich denn?“ begann der Baron zu lamentieren. „Suche ich Ihnen nicht auf jede Weise angenehm zu sein? Sagen Sie, was Sie wünschen, — scheuen Sie sich nicht es zu sagen, — ich will es Ihnen beweisen, daß ich Ihnen erkenntlich bin, daß es nichts gibt, was ich Ihnen abschlagen könnte!“

„Ich wünsche nichts, Herr Baron!“

„Nichts? Gehen Sie! Sie können unmöglich vollkommener als andere Frauen sein, — Sie werden auch Ihre schwache Seite haben!“

„Und ich wiederhole, Herr Baron, daß ich nichts wünsche! Sie schulden mir keine Erkenntlichkeit! Sie waren gut gegen mich und gegen meine Tochter, — ich war glücklich bei Ihnen! Mag das Geschick mich noch so weit von Ihnen hinwegführen, — die Erinnerung an Sie wird in meinem Herzen bleiben, und Nora wird Sie segnen!“

Der Baron war sehr bleich geworden, seine Hände zitterten. Mit der Zunge suchte er vergeblich die trockenen Lippen zu feuchten.

„Habe ich recht verstanden?“ murmelte er. „Sie haben die Absicht, mich zu verlassen?“

„Ich kann nicht länger bleiben!“

„Ja, ja,“ nickte der Greis bitter, „ich sehe es ein, Sie können nicht länger bleiben! Sie sind eine junge Frau, — das Leben in Ehrenberg bietet Ihnen keine Zerstreuungen! Keine Gesellschaft als einen alten Mann, — das ist nichts! Es war schon genug, daß eine so hübsche junge Frau wie Sie sich dazu hergab, einen Kranken zu pflegen! Gestehen Sie es nur,“ stieß er zornig hervor, „Sie sehnen sich nach Vergnügungen, — Sie möchten wieder heiraten?“

Klara Maiwald schüttelte sanft das Haupt.

„Sie irren, Herr Baron,“ erwiderte sie leise-wehmütig, „ich habe mich nie bei Ihnen gelangweilt! Außerdem habe ich mein Töchterchen, — weiter bedarf ich nichts!“

„Weshalb wollen Sie dann gehen? Weshalb? Nur, um mich zu quälen?“

Er ergriff die Hände der jungen Frau und bedeckte sie mit glühenden Küssen. Diese duldete es mit unbeweglicher Miene.

„Das ist doch ganz einfach!“ entgegnete sie ruhig. „Ich kam, Sie zu pflegen, als Sie krank waren, — jetzt, da Sie geheilt sind, werde ich unnütz, — ich habe hier nichts mehr zu tun, — also gehe ich!“

Der Baron sprang zornig auf.

„So sind Sie also fest entschlossen?“

„Allerdings. Unter welchem Namen sollte ich hier wohl noch länger bleiben? Sie sind gesund, — also brauchen Sie keine Krankenpflegerin mehr!“

„Bin ich nicht der Herr hier? Bedürfen Sie eines besonderen Namens, um hier zu bleiben? Ich bitte Sie, bei mir zu verweilen! Genügt das nicht?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Was wird die Welt dazu sagen? Sie wird es unverständlich finden!“

„Was frage ich danach?“

„Aber ich frage danach, Herr Baron! Meine Stellung wird, nun ich nicht mehr zu Ihrer Pflege erforderlich bin, zweideutig. Wäre ich frei, würde ich nicht danach fragen, aber ich habe eine Tochter, die ich liebe und an die ich denken muß!“

„So steht Ihr Entschluß fest?“

„Ja, Herr Baron!“

„Unabänderlich?“

„Unabänderlich!“

Der Greis befand sich in einer außerordentlichen Erregung. Er rannte einigemale im Salon auf und ab, wobei er die Hände gegen die Stirn preßte, als wenn er das Hämmern des Hirns dadurch verhindern wollte.

Plötzlich kam er auf die ihn unverwandt mit großen glühenden Augen anstarrende Klara zu und fragte kurz:

„Gut, — wie Sie wollen! Wann reisen Sie?“

Die junge Frau stutzte, — einen so raschen Entschluß, ein so leichtes Aufgeben hatte sie nicht erwartet. Ihre Augen verschleierten sich; sie schwieg einige Augenblicke.

„Mein Gotti“ sagte sie dann, „es eilt ja nicht so! Ich — ich meinte ja nicht damit, daß ich heute oder morgen abreisen müsse! Natürlich warte ich, bis Ihre Gesundheit sich soweit gefestigt hat, daß die Gefahr eines Rückfalls ausgeschlossen ist. Ich werde Doktor Willert fragen, ob er meint, daß meine Anwesenheit hier noch notwendig sei!“

Der Baron machte eine verzweifelte Miene.

„Frau Klara, Ihnen verdanke ich meine Heilung!“ stotterte er. „Reisen Sie nicht ab! Weiß Gott, ich wünschte, ich würde wieder krank, nur damit Sie hier bleiben!“

„Herr Baron, Sie sprechen wie ein Kind!“

„Es ist möglich, — ich weiß nicht mehr, was ich sage!“

Seine Stimme wurde undeutlich, seine Augen glasig, sein Gesicht bedeckte sich mit purpurnem Rot.

„Ich ersticke!“ murmelte er.

Die junge Frau stürzte auf ihn zu, um ihn zu stützen.

„Sei es denn,“ rief sie, „da Sie es durchaus wollen und da ich nicht wünschen kann, daß Sie wieder krank werden, so werde ich hier bleiben! Beruhigen Sie sich, Herr Baron!“

Statt der Antwort sank der Greis in einen Fauteuil und begann kindisch zu schluchzen, während Klara Maiwald ihre Augen in ungemessenem Triumph auf ihm ruhen ließ.

Als er sich erholt hatte, gingen sie spazieren. Von der stattgehabten Szene war nicht mehr die Rede. Dennoch unterließ der Baron keinen Tag die Frage: „Sie denken doch nicht mehr an die Abreise?“ — worauf sie jedesmal kopfschüttelnd erwiderte: „Ich werde warten, bis Sie vernünftiger geworden sind!“

In den sechs Monaten, die sie sich auf Schloß Ehrenberg befand, war der Baron vollständig hergestellt worden. Seine Erscheinung ließ in keiner Weise mehr den gelähmten, siechen, einem sicheren Tode geweihten Mann ahnen. Er war heiter, tätig, erfreute sich des besten Appetits und ging zeitweise sogar in der Umgebung des Parkes auf die Geflügeljagd.

Im Schlosse selbst hatte sich eine vollständige Revolution vollzogen. Alle die alten Diener und Dienerinnen, welche sich zur Zeit der Ankunft Klara Maiwalds in ihrer Stellung befunden hatten, waren entlassen und durch andere Kräfte ersetzt worden. Klara selbst hatte diese letzteren ausgewählt, dem Baron zum Gefallen, der sich nicht mit den kleinen Sorgen des Haushalts befassen mochte, und die neue Dienerschaft hatte nur mit ihr zu tun, kannte nur sie und redete sie nur als ‚gnädige Frau‘ an, als ob sie die Herrin des Hauses wäre.

Klara Maiwald, die zuerst im linken Seitenflügel, in den für die Dienerschaft bestimmten Räumen, dann in der zweiten Etage des Hauptgebäudes gewohnt, stieg jetzt eine Treppe tiefer und beezog auf den ausdrücklichen Wunsch des Barons die Zimmer, die einst die verstorbene Baronin innegehabt hatte. Zur selben Zeit brach der alte Herr, der der Gesellschaft der jungen Frau nicht mehr entbehren zu können schien, mit den meisten seiner Freunde, weil sie ihm zu verstehen gegeben hatten, daß man über die Stellung, welche er seiner Pflegerin im Schlosse eingeräumt habe, in der ganzen Umgegend erstaunt sei.

Mit Klara Maiwald vollzog sich jetzt eine vollständige Umwälzung. Sie trug nicht mehr wie einst die Augen gesenkt. Ihre Lippen waren rot, ihre Stirn weniger umwölkt, ihr Gesicht heiterer. Ihre Haut hatte die fahle Blässe des Elends und der mangelnden Gesundheit verloren; sie war zart, rosig, frisch geworden. Die Linien des Kinns, der Wangen waren zarter und feiner, die Schultern voll. Die Büste zeigte sich üppig, der Gang leicht und schwebend. Zwar kleidete sie sich nach wie vor einfach, aber mit einer gewissen raffinierten Eleganz und diese Eleganz war es wohl, welche die Veränderung, dieses sinnlich Verführerische, bewirkte, ebenso wie die Augen unwiderstehlich anzogen und hypnotisierend wirkten.

Doktor Willert hatte wohl bemerkt, daß die junge Frau nach und nach die Rolle der Hausherrin einnahm, da sie sich aber stets bescheiden und zurückhaltend zeigte, sobald er anwesend war, suchte er seinen Argwohn zu unterdrücken. War es nicht ihrer Pflege zu danken, daß der Baron, den er bereits aufgegeben hatte, zur Gesundheit zurückkehrte, — daß sich eine solche ans Wunderbare grenzende Umwandlung an ihm vollzogen hatte?

„Mag sie sich einer gewissen Herrschaft über ihn erfreuen!‘ dachte er. „Wenn nur ihr Einfluß nicht zu hoch steigt! Ich werde wachen!“

Er hatte ohne Klara Maiwald gerechnet.

In der letzten Zeite, seit das Befinden des Barons sich derart gebessert hatte, kam der Arzt nicht mehr täglich, sondern wöchentlich nur noch zweimal — und zwar auf den besonderen Wunsch des Greises — nach dem Schlosse. Nachdem er seinen Patienten flüchtig untersucht, mußte er dann immer zum Mittagessen dableiben, wobei er mit jenem tête-à-tête speiste. Klara Maiwald pflegte sich bei dieser Gelegenheit fernzuhalten.

Wie groß war deshalb das Erstaunen Doktor Willerts, als er eines Tages seinen vornehmen Klienten, die junge Frau am Arm führend, das Eßzimmer betreten sah. Er hatte die Pflegerin stets mit Höflichkeit behandelt, trotzdem war sie für ihn nie mehr als eine bezahlte Dienerin gewesen. Allein diese elegante Dame da war keine Dienerin mehr, sie war ein intelligentes Weib, gefährlich in seiner Verstellung und in seiner Kühnheit; sie war eine Frau, die sich ihrer Macht wohl bewußt war.

Es fehlte dem alten Arzt an Geschicklichkeit, seine Empfindungen zu verbergen. Ein ironisches Lächeln umspielte seinen Mund, und während des Mahles entfuhren ihm einige Sarkasmen, die der Baron überhörte, die aber die Augen der jungen Frau zornig aufblitzen machten.

Als er nach drei Tagen wiederkehrte, legte er wie gewöhnlich im Vestibül seinen Ueberzieher ab und schickte sich an, die Treppe hinaufzusteigen, indem er einen Lakeien en passant fragte.

„Der Herr Baron ist doch nicht ausgegangen?“

„Der Herr Baron ist ausgegangen!“ lautete die höhnische Antwort der Bedientenseele.

Der Doktor war im höchsten Grade erstaunt, nicht nur über die überraschende Mitteilung, als auch über den Ton, in welchem sie gegeben wurde.

„Das ist wohl nicht möglich!“ erwiderte er. „Wenn ich nicht irre, sah ich den Herrn Baron, als ich kam, an einem Fenster des großen Salons!“

„Das ist ein Irrtum gewesen!“

„So? Nun, dann meinetwegen!“

Er legte seinen Ueberzieher wieder an und entfernte sich, konnte aber nicht umhin, ehe er den Schloßhof verließ, einen Blick nach den Fenstern der ersten Etage hinaufzuwerfen.

„Der Baron ist da,“ murmelte er alsdann, den Schloßherrn sofort gewahrend, „und an jenem Fenster steht auch die Maiwald! Weshalb will er mich nicht empfangen? Unbegreiflich!“

Am nächsten Tage kam er wieder, ebenso tags darauf und so alle Tage der Woche, — stets vergebens; — er wurde

nicht ein einzigesmal vorgelassen. Wütend darüber und sich einredend, daß der alte Herr unmöglich davon wissen und damit einverstanden sein könnte, schrieb er jetzt an ihn. Klara Maiwald war es, die ihm antwortete:

„Der Herr Baron erwartet Sie morgen nachmittag um zwei Uhr!“

Er wurde von dem Schloßherrn in Anwesenheit der jungen Frau, die ihm in stolzer, selbstbewußter Haltung zur Seite stand, empfangen.

„Herr Baron, sagen Sie mir gefälligst, was das bedeuten soll!“ sprudelte der Arzt zornig hervor. „Seit mehr als dreißig Jahren bin ich ihr Hausarzt, aber nie ist mir eine derartige Behandlung zuteil geworden. Ich kann mir ungefähr denken, wer das veranlaßt hat! Meinen Sie, daß ich mich wie einen lästigen Besucher vor die Tür setzen lasse von — einer Abenteurerin?“

Klara Maiwald erblaßte, ohne ein Wort zu erwidern. Der Baron versetzte eisig:

„Sie handeln wenig klug, Herr Doktor, eine Dame zu beleidigen, die unter meinem Schutze steht und der ich, wie Sie wissen, mein Leben verdanke! Sie verlangen eine Erklärung von mir? Gut, Sie sollen sie haben! Ich bin gesund, bedarf also Ihrer Dienste nicht mehr! Senden Sie mir gefälligst Ihre Rechnung! Ich empfehle mich Ihnen! Adieu!“

Damit wandte er dem alten Freunde den Rücken. Dieser war sprachlos vor Zorn. Endlich brachte er mühsam hervor:

„Eine solche Behandlung habe ich nicht verdient! Adieu, Herr Baron, ich will hoffen, daß Sie meiner nicht mehr bedürfen!“

Dann näherte er sich der mit unbewegtem Gesicht dastehenden jungen Frau, verneigte sich ironisch-tief vor ihr und sagte spöttisch:

„Verbindlichsten Dank, Frau Baronin!“

Ohne sich weiter umzusehen, schritt er hinaus.

Nach Hause zurückgekehrt, setzte er in aller Eile ein Telegramm an Baron Viktor auf. Es lautete:

„Kommen Sie sofort, — erst zu mir, ehe Sie Ihren Vater aufsuchen! Es steht bedenklich mit ihm!“

III.

Tags darauf traf Viktor von Blomberg bei dem alten Arzt ein.

„Mein Gott, — sagen Sie mir schnell, Doktor, — wie geht es meinem Vater?“ rief er in heller Angst.

Willert setzte ihn alsbald von allem in Kenntnis. Die Folge war, daß der junge Mann, der auf eine Trauerbotschaft gefaßt gewesen war, zunächst eine wahre Erleichterung empfand, als er erfuhr, sein Vater befinde sich sehr wohl und der bedenkliche Zustand beziehe sich nur auf den Einfluß, welchen die Krankenpflegerin auf den Greis gewonnen habe.

„Sie haben mir wahrhaftig einen höllischen Schreck verursacht, Doktor!“ sagte er, aufatmend. „Ich glaubte schon, Papa sei tot, oder er liege im Sterben!“

Der Arzt sah ihn voll schmerzlichen Erstaunens an.

Viktor fuhr fort:

„Ich glaube entschieden, Ihre Befürchtungen sind übertrieben! Inwiefern sollte der Einfluß dieser Frau, mit welcher Sie bisher zufrieden waren, meinem Papa schädlich sein?“

„Mein lieber junger Freund,“ versetzte Willert kühl, „ich habe dem, was ich Ihnen mitteilte, nichts hinzuzufügen. Gehen Sie nach dem Schloß, überzeugen Sie sich und urteilen Sie dann selbst! Wenn Sie alles, was Sie da sehen werden, recht und natürlich finden, dann bin ich eben ein alter Narr und bitte im voraus tausendmal um Entschuldigung!“

Die beiden Männer trennten sich ziemlich kalt, und eine Viertelstunde später betrat der junge Baron den väterlichen Wohnsitz.

Was ihm sofort auffiel, war die ungewöhnliche Ordnung, welche auf dem Ehrenhofe, auf der Terrasse und im Park herrschte. In den letzten Jahren war das nicht so gewesen. Da war üppig wucherndes Gras zwischen den Steinen zu finden, der Kies der Wege war meist ungeharkt, das Grün der Rasenflächen zeigte die helleren Schattierungen von lustig gedeihendem Klee und die Blumenbeete waren mit Unkraut durchsetzt. Die Fassade des Schlosses war verwittert, schadhaft und vernachlässigt. Das Auge des Herrn fehlte eben. Ueberhäuft mit Geschäften, hatte der Baron auf alle diese Kleinigkeiten nicht geachtet, und die Dienstboten hatten sich das zu nutze gemacht, — sie taten ihre Pflicht nicht.

Jetzt war das alles anders. Ueberall herrschte die größte Ordnung und Sauberkeit, das Schloß zeigte sich in schimmerndem Glanz, die Hecken waren verschnitten, der Rasen geschoren, neu angeschaffte, künstlerisch geschmackvolle Statuen lugten aus dem zarten Grün hervor, neue Springbrunnen sprudelten lustig ihre Wasser in hohen Kaskaden empor, und ein kleiner Wasserlauf, den Viktor nie gesehen, floß durch den Park dahin, einem Teiche zu, auf welchem zwei Schwäne ihre majestätischen Kreise zogen. Und die Verschönerungsarbeiten waren noch nicht beendet. Ein Dutzend Arbeiter war im Begriff, Grotten, Kioske und geheimnisvolle Bosketts da zu errichten, wo er als Knabe nur üppig wucherndes Gebüsch, zu willkommenen Verstecken geeignet, gekannt hatte.

„Das kann ich nur loben!“ dachte der junge Mann. „Es sah alles in der letzten Zeit recht verwildert aus. Zeit war es wahrlich, daß hier etwas geschah!“

Da er zu Fuß gekommen war, hatte er unbemerkt die Terrasse hinaufschreiten können. Jetzt aber gewahrte er voll Staunen mehrere müßig herumlungernde Lakaien in neuen geschmackvollen Livreen, — blau mit Silber und weißen Aufschlägen, deren einer sich ihm fragenden Blickes näherte.

Viktor blieb verdutzt stehen. Diese Gesichter da waren ihm sämtlich fremd. Sein Vater pflegte das Personal sonst nie zu wechseln. Unter denselben befanden sich alte Diener, die ihre Ergebenheit für die Herrschaft mehr als einmal bewiesen hatten. Er kannte sie seit den Tagen seiner Kindheit. Und nun andere, neue! Und neue Livreen!

Eben trat der Livrierte an ihn heran.

„Der Herr wünscht?“ erkundigte der Lakai sich höflich.

Der junge Mann zuckte zusammen. Er empfand sie wie einen Stich, diese Frage. Er ein Fremder im väterlichen Schlosse!

Er nannte seinen Namen, und jener erschöpfte sich in Entschuldigungen.

„Der Herr Baron befinden sich auf einem Spaziergange mit der Gnädigen!“ berichtete er auf die diesbezügliche Frage Viktors. „Wollen der Herr Baron sich einstweilen auf Ihre Zimmer begeben? Sie sind in Ordnung, — der Herr Baron werden erwartet!“

Der junge Mann zuckte abermals zusammen, als er hörte, wie der Mensch Klara Maiwald „die Gnädige“ nannte.

Im Innern des Schlosses warteten seiner neue Ueberraschungen. Das vielfach alte Mobiliar war meist durch neues ersetzt, bei dessen Beschaffung offenbar keine Kosten gescheut worden waren. Ueberall der verschwenderische Luxus, kostbare Gemälde, herrliche Vasen von Sevresporzellan, prächtige Majoliken, Pendulen, Bronzen, deren Auswahl und Anordnung von einem exquisiten Geschmack zeugte.

„Ich bin starr!“ murmelte Viktor kopfschüttelnd. „Das war doch sonst nie Papas Art, — dieser außerordentliche Luxus! Das alles kostet ja ungezählte Tausende!“

Er hatte seine Toilette kaum beendet, als er von seinen Fenstern aus, welche auf die Terrasse gingen, seinen Vater bemerkte. Dieser kehrte ins Schloß zurück an der Seite einer jungen Frau, die sofort seine ganze Aufmerksamkeit erregte.

Dieses hohe schlanke Geschöpf mit den üppigen und doch zarten, vollendeten Formen, dem bleichen und doch lebensvollen, reizenden Gesicht, das zwei unergründliche Augen wie

zwei Sonnen erhellten, der einfachen und doch kostbaren, elegant verführerischen Kleidung, — war das wirklich die unbedeutende Frau in dem schlichten dunklen Gewande, den bestaubten Schuhen und den billigen Baumwollhandschuhen, die noch vor nicht gar so langer Zeit, das Haupt beharrlich gesenkt, vor ihm gestanden hatte?

Und vollends sein Vater! Wie der da die Stufen heraufstieg, leichten Schrittes, fast tänzelnd, den Spazierstock mehr als Spielzeug in der Hand, hoch aufgerichtet, die Augen glänzend, die Wangen gerötet, die Züge heiter, strahlend, — war das noch der arme Kranke, wie er ihn im Gedächtnis hatte, — an den Lehnstuhl gefesselt, mürrisch, bleich, gelähmt und von den Aerzten aufgegeben?

Viktor vergaß Klara Maiwald momentan. Glücklich, seinen Vater so gesund und kräftig zu sehen, eilte er die Treppen hinab, ihm entgegen.

„Ah, da bist du endlich, mein Junge!“ rief der alte Baron ihm mit lauter, kräftiger Stimme entgegen. „Also läßt du dich wirklich einmal sehen!“

„Ich freue mich außerordentlich, lieber Papa,“ rief Viktor, seinen Vater vor Freude umarmend, „daß du so wohlauf bist!“

„Nicht wahr? Kerngesund, sage ich dir — wie ein Fisch im Wasser!“ prahlte der Greis. „Und die das zuwege gebracht hat, — hier ist sie, Frau Klara Maiwald! Liebste Klara: — mein Sohn Viktor!“

Der junge Mann vermochte es nicht über sich zu gewinnen, sich vor der zu verneigen, die in seinen Augen nichts weiter als eine bezahlte Dienerin war. Der Stolz des Edelmannes empörte sich dagegen.

„Ich weiß es von Doktor Willert,“ sagte er hochmütig, „daß Frau Maiwald ihre Schuldigkeit getan hat, wie ich es ihr zur Pflicht gemacht habe. Nun, jedenfalls dürfte sie mit der Art, wie du ihre Dienste belohnst, zufrieden sein!“

Klara Maiwald verstand die Anspielung. Sie erbleichte und biß sich in die Lippen. Der alte Baron aber ergriff seinen Sohn am Arm, führte ihn einige Schritte beiseit und flüsterte ihm leise, jedoch eindringlich zu:

„Höre du, — sei so gut und wäge gefälligst deine Worte ab, wenn die Klara da ist! Ich wünsche, daß sie mit ebensoviel Liebe und Achtung behandelt wird wie ich selbst, wofern unser gutes Einvernehmen nicht schwinden soll!“

Viktor zog es vor, nichts zu erwidern. Schweigend kehrten die drei in das Schloßzurück, und zwar begab der alte Herr sich sofort auf sein Zimmer, um einige Geschäfte zu erledigen. Viktor und Klara Maiwald blieben allein.

Die letztere rauschte erhobenen Hauptes durch die Zimmer in den Salon, es dem jungen Mann überlassend, ihr zu folgen. Dieser tat es kopfschüttelnd und halbwegs verdutzt, in dieser Frau eine ganz andere wiederzufinden, als er erwartet hatte. In ihrem Wesen, in ihren Allüren lag nichts Gemachtes, sie schien an diesen Luxus gewöhnt, — sie wußte die Dienerschaft zu dirigieren, nicht als Parvenue, sondern als große Dame, und die Leute gehorchten ihr ebensogut wie dem Baron, als ob sie ihre Herrin gewesen wäre.

Jetzt saß sie schweigend in ihrem Fauteuil, es Viktor, der mit großen Schritten auf- und abschritt, überlassend, das Wort zu ergreifen.

Plötzlich blieb dieser, die Hände auf dem Rücken, dicht vor ihr stehen und mit der Siegesgewißheit einer Königin schlug sie zum erstenmal groß und voll ihre Augen zu ihm auf, — ihre Augen — diese Augen!

Viktor konnte sich nicht verhehlen, daß eine ganz eigene Kraft von diesen Augen ausging, eine Art Magnetismus, aber auf ihn verfehlten dieselben dennoch vollständig jede Wirkung.

„Nun, meine Gute, hoffentlich sind Sie zufrieden und finden die Stellung nach Ihrem Geschmack!“ richtete er spöttisch das Wort an die sich ganz als Dame gerierende Krankenflegerin.

„In der Tat, Herr Baron!“ erwiderte sie kalt.

„Sie haben sich über nichts zu beklagen?“ fuhr er in dem vorherigen Tone fort.

„Im Gegenteil, zu beglückwünschen! Ihnen zu danken! Ich werde es nicht vergessen, daß ich Ihnen viel schulde, — Sie brachten mich her!“ sprach sie mit Emphase.

„Ich sagte damals, man werde Ihnen geben, was Sie verlangen! Wie es scheint, hat mein Papa mehr getan!“ spöttelte er weiter.

„Der Herr Baron ist sehr gütig gegen mich!“ sprach sie, als merke sie seinen Spott nicht.

„Es scheint so!“ sagte Viktor sarkastisch. „Ich wundere mich, daß Sie noch hier sind! Mein Papa ist gesund, — demnach ist Ihre Anwesenheit hier unnütz!“

„Ich habe mehrmals den Versuch gemacht, meine Stellung aufzugeben und Ehrenberg zu verlassen, — der Herr Baron hat es nicht gestattet!“ versetzte Klara Maiwald achselzuckend.

„Was Ihnen natürlich nicht unangenehm war!“ ironisierte er sie wieder, aber dagegen protestierte sie:

„Bitte sehr, — da irren Sie! Allein der Herr Baron hat sich so an mich gewöhnt, daß ich befürchten muß, meine Abreise dürfte die Veranlassung zu einem neuen Schlaganfall sein! Und Sie wissen vielleicht, daß derselbe tödlich ausfallen würde!“

Viktor erzitterte. Wenn sie die Wahrheit sagte! Ein wilder Zorn kroch in ihm empor.

„Vielleicht irren Sie auch!“ sagte er verächtlich. „Wäre es Ihnen nur ernst gewesen mit der Abreise! Im übrigen — auf die Empfehlung meines Freundes, des Grafen Rittberg, hin habe ich Sie als Krankenpflegerin, als vertraute Dienerin meines Vaters engagiert, nicht aber als dessen — Maitresse!“

Sie hob langsam die Augen und sah ihn indigniert an.

„Sie beleidigen mich — eine Wehrlose Ihnen gegenüber! Ich bin nicht die Maitresse Ihres Herrn Vaters!“

Viktor lachte spöttisch auf.

„Meine Liebe, mich vermögen Sie nicht zu düpieren! Sie sind, das muß ich gestehen, sehr hübsch! Ihre Schönheit könnte mich nicht verführen! Anders aber ist es mit einem einsam lebenden alten Manne, der überdies krank ist! Wenn Sie seine Maitresse noch nicht sind, so befinden Sie sich jedenfalls auf dem besten Wege dazu, es zu werden!“

Ein geheimnisvolles, rätselhaftes Lächeln umspielte die Lippen der jungen Frau, als sie hochmütig das Köpfchen hob.

„Ich denke nicht!“ sagte sie kalt.

Viktor begann wieder mit großen Schritten im Salon auf- und abzuwandern.

„Apropos,“ sprach er plötzlich, „begleitete Sie nicht, als Sie sich mir in Berlin vorstellten, ein kleines Mädchen? Wo befindet sich dasselbe jetzt?“

„Seit einigen Monaten, dank der Güte des Herrn Barons, in einem der besten Dresdener Pensionate!“ erwiderte sie schleppend.

„Immer besser! Mein Kompliment!“ knirschte Viktor.

Wieder entstand ein Stillschweigen. Als sich dasselbe verlängerte, erhob die junge Frau sich ruhig.

„Es ist Zeit, daß ich mich zum Diner umkleide!“ bemerkte sie.

Sie rauschte hocherhobenen Hauptes hinaus, scheinbar ohne das laute, höhnische Lachen zu hören, das Viktor ihr nachsandte.

„Jeder Zoll eine große Dame!“ spottete er hinter ihr drein.

Er klingelte, einer Eingebung folgend, und fragte den eintretenden Diener:

„Wo befindet sich das Zimmer der Frau Maiwald?“

Der Lakai sah ihn erstaunt an.

„Das Zimmer? Der Herr Baron wollen vielleicht sagen: die Zimmer!“ versetzte er. „Die gnädige Frau bewohnen den linken Flügel des ersten Stockwerks!“

„Es ist gut, Sie können gehen!“

„Ich bin starr!“ murmelte Viktor. „Sie nimmt die Woh-

nug meiner Mama ein, — sie, die bezahlte Dienerin! Was tun? Abreisen? Papa ihren Einflüssen überlassen oder lieber versuchen, ihn denselben zu entreißen? — Und ich wollte dem Doktor nicht glauben, der die Sachlage so richtig erfaßt hatte!"

Das Eintreten des alten Barons machte seinem Sinnen ein Ende.

„Du glaubst nicht, mein Junge, wie ich mich freue, dich wieder einmal hier zu haben!" sagte er, herzlich seine Hände fassend. „Hoffentlich erlaubt es dir deine Zeit, recht lange zu bleiben!"

„Ich weiß nicht, Papa — —"

„Keine Ausrede, — ich lasse dich nicht sogleich fort! Und da wir gerade allein sind, — ich habe sonst keine Geheimnisse vor Klara, aber du würdest dich vielleicht geniert fühlen, — wie steht es mit deinen Finanzen? Die halbe Million ist verjubelt, was?"

„Das Pariser Pflaster war allerdings teuer!" versetzte Viktor ein wenig bedrückt. „Aber immerhin bleibt mir noch ein Sechstel ungefähr von meinem Muttergut!"

„Und mit so wenigem kommst du jetzt aus?" lachte der alte Herr auf. „Allewetter, da scheinst du wirklich endlich solid geworden zu sein!"

„Allerdings, Papa, ich mußte wohl!"

„Na, höre, Junge," fuhr der Baron fort, „das ist ja ganz schön, daß du endlich zu sparen anfängst, aber einzuschränken brauchst du dich deshalb doch nicht, das hast du nicht nötig. man lebt ja nur einmal! Da hat mich die Klara auf eine gute Idee gebracht! Ist nämlich ein kapitales Weib, weiß, was zum Leben gehört! Ich werde dir von jetzt ab monatlich tausend Mark Subvention geben! Magst dich bei ihr dafür bedanken!"

Viktor war totenbleich geworden.

In diesem Augenblick trat Klara Maiwald in hocheleganter Dinertoilette ein, die sie überraschend schnell angelegt hatte. Ihr Gesicht war strahlend heiter; nichts verriet, daß sie sich durch die Reden Viktors irgendwie beleidigt fühlte. Auf den alten Herrn zurauschend, sagte sie liebenswürdig:

„Nun, wie befinden Sie sich, mein Freund? Hat unser Spaziergang Sie nicht ermüdet?"

„Mich ermüdet?" rief der Baron lebhaft aus. „Bewahre! Es scheint mir, als ob ich die Beine und den Magen eines jungen Mannes hätte! Ich verspüre einen wahren Löwenappetit! Gut, Klara, daß Sie gekommen sind, — wir wollen sogleich zu Tisch gehen! Viktor, reiche Frau Klara deinen Arm!"

Der junge Mann blieb unbeweglich stehen.

Als sein Vater erstaunt fragte: „Hast du nicht verstanden?" — da erwiderte er fest: „Verzeih, Papa, ich bin es nicht gewöhnt, mit den Dienstboten zusammen zu speisen! Du erlaubst, daß ich mich zurückziehe!"

Die junge Frau war stehen geblieben. Ihr Gesicht zeigte eine unveränderte, heitere Ruhe, — als wenn die Worte Viktors gar nicht ihr gegolten hätten. Anders der Greis. Zornig rief dieser aus:

„Ich habe dir bereits vorhin gesagt, daß Klara mit derselben Liebe und Achtung wie ich behandelt werden soll! Muß ich dir das noch einmal wiederholen? Geh', — ich werde anordnen, daß man dir auf deinem Zimmer serviert!"

Sich zu der jungen Frau wendend, sagte er:

„Bitte, Klara, nehmen Sie meinen Arm, — lassen Sie sich das, was soeben gesagt worden ist, nicht verdrießen!"

„Es schmerzt mich," versetzte Klara Maiwald in sanft klagendem Tone, „Ihrem Sohne im Wege zu sein! Vielleicht hat er Ihnen vertrauliche Mitteilungen zu machen, — also ist es wohl besser, wenn ich mich zurückziehe!"

„Nein, nein, auf keinen Fall!" rief der alte Herr, aber sie entgegnete:

„Doch, — es ist besser so! Sprechen Sie mit ihm, dann wird er ruhiger, sein Geist klarer werden! Ich komme hernach wieder! Auf diese Weise erspare ich mir manche Demütigung!"

„Aber ich will es nicht!" beharrte der Baron. „Viktor ist — ich sage es laut — ein unbesonnener, törichter Mensch, dessen Herz hoffentlich mehr auf dem rechten Flecke sitzt als der Verstand! Mag er bis morgen nachdenken, — bis dahin wird er ja wohl vernünftig geworden sein! Wir wollen uns nicht länger mit ihm beschäftigen, teuerste Klara, sonst verliere ich meinen schönen Appetit! Kommen Sie!"

Er warf seinem Sohne einen ironischen Blick zu, dann schritt er mit der lächelnden jungen Frau fröhlich und elastisch dem Speisisaal zu.

IV.

Am andern Morgen schützte Viktor ein ernstliches Unwohlsein vor, um nicht am Frühstückstische erscheinen zu müssen, und ließ sich auf seinem Zimmer servieren. Ihm bangte vor einem Zusammensein mit seinem Vater, da er eine Szene befürchtete. Dennoch war es der letztere, der ihn aufsuchte, um eine Aussprache herbeizuführen.

„Höre, mein Sohn," begann er, „ich muß dich in allem Ernst ersuchen, mit den veränderten Verhältnissen auf Schloß Ehrenberg zu rechnen! Ich bat dich gestern, — allerdings leider vergeblich, — ihr mit Liebe und Achtung entgegenzutreten, — ich meine natürlich Klara Maiwald. Du hast es nicht getan! Und dennoch, wenn du einigermaßen Scharfblick besäßest, müßtest du begreifen, daß ihr bei ihrem Takt, ihrer Intelligenz, ihrer Bildung und ihrer Sicherheit — gar nicht von dem zu sprechen, was ich ihr verdanke — eine andere Stellung als die einer Krankenpflegerin gebührt!"

„Ich kann in ihr nur eine Dienerin erblicken!" entgegnete Viktor finster.

„Du hast unrecht, — mir ist sie mehr, weit mehr!"

„Darf ich fragen, was sie dir ist?"

„Eine Freundin, eine ergebene Ratgeberin," rief der Greis lebhaft aus, „die mir mein Alter, meine Einsamkeit durch ihre Liebenswürdigkeit, durch ihre anmutige Gesellschaft verschönt!"

„Mit einem Worte: sie ist deine Maitresse!"

Der alte Baron fuhr, wie von einem Peitschenhiebe getroffen, zurück.

„Du lügst!" brachte er tief verletzt hervor. „Das ist Klara nicht!"

„Nicht?" sagte der junge Mann gedehnt. „Dann ist es also noch ernster, als ich dachte!"

„Wie meinst du das?" fragte der alte Herr verwirrt. „Erkläre dich deutlicher!"

„Verzeih', wenn ich davon Abstand nehme!"

„Wenn ich aber eine Erklärung verlange?"

„So wäre ich gezwungen, ungehorsam zu sein!" versetzte Viktor fest.

Nach einer Pause fuhr er fort:

„Ich wünschte, ich könnte an die Uneigennützigkeit dieser Frau glauben, — aber ich vermag es nicht!"

„Und weshalb nicht?"

„Sieh, Papa, — alles spricht gegen sie! Als sie in das Schloß kam, gehörte sie zu den Dienstboten, denn als Dienerin habe ich sie engagiert. Sie aß mit den Leuten, sie wohnte unter ihnen, — das kam ihr zu, das war ihr Platz! Du riefest sie aus der Leutestube in den Speisesaal, aus dem Seitenflügel in das Hauptgebäude, ohne Achtung vor meiner verstorbenen Mutter, deren Wohnung sie einnimmt!"

„Die Sache liegt anders!" versetzte der Greis doch ein wenig beschämt. „Klara hat eine sorgfältige Erziehung genossen; nur infolge unverschuldeter Armut war sie gezwungen, in Stellung zu gehen. Da war es denn doch meine Pflicht, — hörst du? meine Pflicht! — sie, die feingebildete Dame, aus der Gesellschaft sie chikanierender Lakaien und Stallknechte zu er-

lösen. Und daß sie die Zimmer deiner Mutter einnimmt, nun, — das habe ich so angeordnet, weil ich ihrer immer noch bedarf. Obwohl wiederhergestellt, sind doch Rückfälle meiner Krankheit möglich! Das ist die einfache Erklärung! Ich gebe sie dir heute, merke es dir, ein- für allemal, — obwohl ich es als dein Vater nicht nötig habe! Denn mit welchem Rechte darfst du sie verlangen?"

„Mit welchem Rechte?" rief Viktor warm. „Gibt mir ein solches nicht meine Liebe zu dir? An der du hoffentlich nicht zweifelst? Ich ahne eine Gefahr! Ist es also nicht meine Pflicht, dich zu warnen?"

„Eine Gefahr? Lächerlich!"

„Sage das nicht!" fuhr der junge Mann leidenschaftlich fort. „Ich kann es nicht gleichgültig mit ansehen, daß diese Intrigantin, diese Abenteurerin die Stelle meiner Mutter einnimmt! Und sie nimmt sie ein, — das sehe ich an allem! — Du hast auf deine Autorität zu ihren Gunsten verzichtet, — sie dirigiert, sie beherrscht dich, ohne daß du es gewahrst! Nach und nach hat sie dich von dem, was du liebtest, von denen, die dich liebten, losgelöst, — sie hat sich dir unentbehrlich gemacht! Es war ihr unbequem, Diener im Hause zu wissen, mit denen sie einst auf gleichem Fuße gestanden, — so hat sie bewirkt, daß die ältesten und treuesten Seelen, auf deren Ergebenheit unbedingt zu rechnen war, entlassen und durch andere ersetzt wurden!"

„Ach, was!" unterbrach der alte Herr ihn unwirsch. „Niemals war der Dienst so regelmäßig, niemals die Dienerschaft so exakt und aufmerksam! Das war früher ganz anders, — da benutzte man meine Arbeitsüberlastung wie meine Kränklichkeit! Besser ist es jetzt, viel besser! — Klara leitet alle wie am Schnürchen!"

„Auch Doktor Willert, diesen alten, erprobten Arzt, hast du brüsk und ohne Grund entlassen, — ihn, der so lange Jahre deine Vertrauter war, der sich Tag und Nacht für dich aufopferte!"

„Ja. — Willert ist ein braver Mann, aber nicht mit der Zeit fortgeschritten, — seine Heilmethode ist veraltet! Wir haben da im Dorfe neuerdings einen jungen Mediziner, einen Doktor Altenau, der versteht seine Sache weit besser! Flink, gewandt, intelligent, scharfblickend ist er, das muß ihm der Neid lassen! Habe ihn bereits mehrfach zu Rate gezogen! Steht es mir nicht frei, zu wechseln, wenn es mir paßt?"

„Gewiß, Papa, es steht dir frei, alles das zu tun, was du getan hast, aber dennoch und eben deswegen ist jede deiner Handlungen für mich ein Sympton der Gefahr, in welcher du dich befindest! Du sagst, sie, diese Maiwald, sei deine Maitresse nicht!" — Schön, dann ist sie es eben nicht! Aber sie hat wie eine solche gehandelt! Wo sind alle deine ehemaligen Freunde? Sie meiden dich! Du siehst niemand, und niemand sieht dich, — alles ist verändert!"

„Mag es sein, — ich habe Klara — die genügt mir!" beharrte der Greis störrisch.

„Das ist eben die Gefahr! Dieses Weib hat sich so in dein Leben einzugliedern verstanden, daß du ohne sie weder mehr handeln, noch denken kannst! Das Netz, das sie um dich gesponnen hat, verdichtet sich!"

Der alte Baron brach in ein lautes Gelächter aus.

„Nun höre endlich auf, — das sind ja alles Dummheiten!" rief er. Viktor biß sich in die Lippen. Er begriff, daß alle seine Bemühungen, den Vater zu überzeugen, vergeblich waren. So sagte er denn nur noch: „Sei es denn! Da mir aber der Anblick dieser Frau verhaßt ist, so sehe ich mich gezwungen, Ehrenberg zu meiden, solange sie hier ist! Wähle also zwischen ihr und mir! Ich werde bis morgen warten, um dann deinen Entschluß zu vernehmen. Hoffentlich bereitet er mir nicht den größten Schmerz, den, an deiner Liebe zu mir zweifeln zu müssen!"

Damit verließ er das Zimmer, in welchem der Greis ein wenig bestürzt zurückblieb.

„Viktor — Junge — warte noch!" rief er ihm nach. Als der Gerufene indessen nicht wiederkam, knurrte er verdrießlich: „Na, denn nicht, — geh' zum Teufel! Hätte lieber in Berlin bleiben sollen, wenn er weiter nichts wollte, als hier Stänkereien machen!" —

(Fortsetzung folgt.)

Telegramme der Woche.

Deutschland.

— Das Resultat der Volkszählung wurde jetzt auch für die Stadt Dresden bekanntgegeben. Sachsens Hauptstadt zählt jetzt 547.000 Einwohner.

— Im Reichstag fand die zweite Lesung des Gesetzes über die Bildung von Arbeiterkammern statt. Gegen den Willen der Regierung wurde mit 132 gegen 115 Stimmen eine Klausel angenommen, die den Eisenbahnangestellten das Beteiligungsrecht gibt.

— Es hat sich herausgestellt, daß das zuerst berechnete provisorische Resultat der Volkszählung in Berlin falsch war, die Hauptstadt hat nicht 2.180.000, sondern nur 2.064.000 Einwohner („Großberlin" mit Charlottenburg etc. natürlich bedeutend mehr). Die Zunahme seit 1905 beträgt 24.000 und verteilt sich meist auf die nördlichen und östlichen Vorstädte, während die Bevölkerung der inneren Stadt abnahm.

— „Großberlin" (also Berlin mit den Vororten, die selbstständige Gemeinwesen bilden, aber tatsächlich mit dem eigentlichen Berlin zusammen ein Ganzes bilden, wie Charlottenburg, Rixdorf etc.) hat nach der Zählung vom 1. dieses Monats 3.680.000 Einwohner. Seit dem 1. Dezember 1905 ist eine Zunahme von 500.000 Einwohnern eingetreten.

— In der gestrigen Reichstagssitzung hielt der Staatssekretär des Reichsschatzamtes Wermuth eine Rede, in der er die wirtschaftliche Lage des Reiches darlegte und den Gesamtvoranschlag für 1911 vorlegte. Der Staatssekretär bewies den wachsenden Wohlstand des Landes und die allmähliche Gesundung der Reichsfinanzen. Er erklärte zum Schluß, das Rechnungsjahr 1911 werde wahrscheinlich kein Defizit ergeben, da die neueingeführten Steuern anfingen, Ertrag zu bringen weil nämlich die vor dem Inkrafttreten der neuen Steuergesetze aufgesammelten Warenvorräte verbraucht seien.

— Im Wochenbericht der Reichsbank zeigen folgende Posten eine Abnahme: beliehene Wertpapiere 3 Millionen Mark; Metallvorrat 17 Millionen Mark; Notenumlauf 42 Millionen Mark, diskontierte Wechsel 51 Millionen Mark.

— Das Schwurgericht zu Gießen verurteilte den Angeklagten Werner wegen Teilnahme an dem am 22. Juli gegen das Rathaus in Friedberg unternommene Dynamitattentat zu lebenslänglichem Zuchthaus.

— Der berühmte Maler Ludwig Knaus ist gestorben. Am 5. Oktober 1829 in Wiesbaden geboren, machte er seine Studien 1845—52 in Düsseldorf. Von 1852 bis 1860 war er in Paris mit Ausnahme eines einjährigen Aufenthaltes in Italien. Von 1874 bis 1883 war er Leiter eines Meisterateliers an der Berliner Kunstakademie. Seine ungemein zahlreichen Gemälde sind zum Teil durch Wiedergabe in illustrierten Zeitschriften sehr bekannt, wie zum Beispiel „Die Brautschau", „Wie die Alten singen, so zwitschern die Jungen" u. s. w.

— Sonnabend hielt der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg im Reichstag eine Rede, in der er unter anderem ankündigte, die Regierung werde noch in dieser Reichstagssession einen Gesetzentwurf einbringen, durch den die bürgerlichen Rechte der Auslandsdeutschen geregelt werden. Ferner richtete er einen dringenden Appell an alle bürgerlichen Parteien, sich zum Kampf gegen die Sozialdemokratie zusammenzuschliessen, erklärte jedoch andrerseits, die Regierung werde dem

Drängen der Konservativen, Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokratie zu erlassen, nicht nachgeben. Er hält es für genügend, schärfere Strafen für Störung der öffentlichen Ruhe einzuführen. Der liberale Führer Bassermann interpellierte sodann den Reichskanzler über einige Punkte der auswärtigen Politik. Dieser antwortete, daß England allerdings einigemale die Frage der Beschränkung der Rüstungen zur See aufs Tapet gebracht habe, aber niemals mit positiven Vorschlägen hervorgetreten sei. Die deutsche Regierung wünsche ebenfalls, ein Wettrüsten zu vermeiden, trachte aber vor allen Dingen danach, die Frage auf der Grundlage gegenseitigen Vertrauens zwischen den beiden Ländern offen und klar zu behandeln. Immerhin sei der Ideenaustausch über die Frage noch nicht eingeschlafen, was schon eine gewisse Garantie für die freundschaftlichen Absichten der beiden Mächte sei.

— In Bayern ergab die Volkszählung eine Bevölkerungsziffer von 6.885.000 Einwohnern, was eine Zunahme von 350.000 seit 1895 bedeutet.

— Zum ersten Bürgermeister von Bremen wurde für die nächsten vier Jahre der Senator Marcus gewählt.

— In der Grube „Holland" bei Bochum ereignete sich eine Explosion schlagender Wetter, bei der 6 Bergleute getötet, 5 schwer und viele leichter verwundet wurden.

— Im Reichstag sprach der Staatssekretär des Reichskolonialamtes Lindequist über den stetigen Fortschritt der deutschen Kolonien und verteidigte seinen Vorgänger Dernburg gegen die Angriffe des Antisemiten Lattmann. Herr von Kiderlen-Waechter, Staatssekretär des Aeußern, erklärte zu der Reform des Auswärtigen Amtes, es werde in allen Abteilungen mit Eifer und mit Erfolg gearbeitet, die Organisation stamme noch von Bismarck her und er wünsche sie beizubehalten.

— Aus Fulda wird gemeldet, daß gestern die erste Sitzung der deutschen Bischofskonferenz stattfand, an der 2 Erzbischöfe und 13 Bischöfe teilnahmen.

— Gelegentlich der Budgetberatung im Reichstag hielt der Reichskanzler eine Rede, in der er auf die schweren Ruhestörungen zu sprechen kam, die seinerzeit im Stadtviertel Moabit stattfanden. Er schob die moralische Verantwortung auf die Sozialdemokratie.

— Bremen hat nach der neuesten Volkszählung gegen 247.000 Einwohner, was einem Zuwachs von 33.000 Einwohnern entspricht.

Oesterreich-Ungarn.

— Infolge der Haltung der Polenpartei reichte das Ministerium seine Demission ein, die vom Kaiser Franz Joseph angenommen wurde. Das bisherige Ministerium wird bis zur Bildung des neuen die Geschäfte noch fortführen. Die politische Lage gilt für kritisch.

— Der Abgeordnete Chiari wurde zum Präsidenten der Budgetkommission des Reichsrates wiedergewählt.

— In einer zu Budapest abgehaltenen Versammlung der Landwirte hielt Graf Tisza eine Rede, in der er sich scharf gegen die Einfuhr argentinischen Fleisches und für eine Schutzzollpolitik zugunsten der Landwirtschaft ausspricht.

Italien.

— Auf der unterirdischen Station der elektrischen Straßenbahn in der Straße Chiatamone zu Neapel ereignete sich ein Kurzschluß, durch den die Leitungskabel in Brand gerieten. In wenigen Augenblicken stand die ganze Linie in Flammen, Funken fielen auf die entsetzt fliehenden Passagiere. Der Schaden ist sehr bedeutend.

— Das schlechte Wetter dauert auf der ganzen Halbinsel an. In Norditalien sind alle Flüsse angeschwollen. In Neapel und andern Orten in der Umgegend des Vesuv fielen wolkenbruchartige Regen, wodurch wahre Schlammströme verursacht wurden, die großen Schaden anrichteten, da Gärten und Felder mit Schlamm bedeckt wurden. Die Straßenbahnen in Neapel sowie die Vesuvbahn mußten den Betrieb einstellen. In Messina warf das Unwetter viele Wände um, die von dem Erdbeben her noch stehen geblieben waren.

— Die unter der Leitung des Herrn Dr. Padua Rezende stehende Kommission, die unter anderem die Vertretung Brasiliens auf den im Jahre 1911 zu Rom und Turin zu veranstaltenden Ausstellungen übernehmen soll, ist in Rom angekommen. Herr Padua Rezende soll auch beauftragt sein, die Grundlagen für die Erneuerung des italienisch-brasilianischen Handelsvertrages zu studieren.

— Ein Telegramm aus Mailand meldet, daß der Fluß Sambro infolge der großen Regengüsse über seine Ufer trat und die Gegend von Sesto San Giovanni überschwemmte. Viele Bauern sahen sich zum Verlassen ihrer Häuser gezwungen.

— Dienstag wurden die Nachbarn des Kapellmeisters Eleno Measso in Mailand durch Hilferufe alarmiert, die aus dessen Hause kamen. Als sie in das Haus eindrangen, fanden sie Measso, der blind ist, ohnmächtig am Boden liegen. Als er wieder zu sich kam, gab er an, daß die ganze Familie Sonntag nach dem Mittagessen von unwiderstehlicher Schlafsucht befallen wurde, ganz so als ob sie Opium genommen hätte. Nach zwei Tagen erst sei er durch das Stöhnen seines kleinen Sohnes aufgeweckt worden, habe sich aber nicht erneben können und deshalb um Hilfe gerufen. Es wurden sofort mehrere Aerzte geholt und es stellte sich heraus, daß die Familie tatsächlich vergiftet worden war. Das schon erwähnte Söhnchen Meassos war bereits tot, er selbst, seine Frau, ein Töchterchen und eine bei der Familie wohnende Nichte befinden sich in Lebensgefahr. Die Polizei nahm die vorgefundenen Speisereste und das Küchengeschirr in Beschlag. Bis jetzt ist der geheimnisvolle Vorgang noch nicht aufgeklärt.

— In Civitavecchia empörten sich 400 Strafgefangene, weil sie ungenügend ernährt wurden. 30 der Rädelsführer wurden in Einzelhaft gebracht.

— In Albano Laziale stürzte während einer Trauung das Dach der Kirche ein, wobei die Mutter des Bräutigams, Helena Lacappa, getötet wurde, während mehrere andere Personen mit leichten Wunden davonkamen.

— Noch immer hört man von Wetterkatastrophen. In Calatafimi wurden große Zerstörungen angerichtet. Der Landmann Accordo und ein Sohn wurden vom Blitz erschlagen. In Turin arbeiten die Pioniere an Dämmen und Ableitungskanälen, da der Po um 6 m gestiegen ist. Ueberall sind Felder und Wege zerstört und viel Eigentum vernichtet worden.

— In Militello bei Catania wurde an einem alten Ehepaar ein Raubmord begangen. Die Eheleute Salvador und Antonina Lavena wurden in ihrem eigenen Hause erdrosselt aufgefunden.

— Die großen Ueberschwemmungen dauern fort. In Florenz riß der Arno eine Eisenbahnbrücke fort. Die Schüler einer öffentlichen Schule mußten von Soldaten gerettet werden. In Verona schlug ein mit vier Matrosen bemanntes Boot auf der Etsch um, wobei einer von ihnen, Luigi Luzzardi, ertrank. Bei Ventimiglia ist die Eisenbahn an vielen Punkten zerstört. In Santa Margherita Ligure wurde der Kutter „Angelo Padre" von der Strömung gegen Felsen getrieben und strandete, wobei der Kommandant Egydio Fanciullo und sein Bruder Battista den Tod fanden. — In Florenz, Galluzzo, Greve und andern Orten wurde ein heftiger Erdstoß verspürt. — In Ravenna schlug ein Boot mit 20 Arbeitern um, von denen vier ertranken. In Pescopagano bei Potenza stürzten viele Häuser ein, sodaß 200 Familien ohne Obdach sind. — Der Torpedobootzerstörer „Astore von der italienischen Marine strandete in der Nähe von Brindisi und konnte bisher nicht flott gemacht werden, sodaß er sich in kritischer Lage befindet.

— Der Papst soll angeordnet haben, die Baulichkeiten des Vatikans bei verschiedenen Feuerversicherungsgesellschaften für 30 Millionen Lire zu versichern.

— In Neapel verschwand die 19jährige Engländerin Miss Ellen Knox, die mit ihrer Mutter im Hotel Santa Lucia wohnte.

Die Polizei stellte fest, daß sie von dem Camorristen Pasquale Cuomo geraubt worden ist, dessen Frau Rosa Alfano, die auch beteiligt war, bereits verhaftet wurde.

— Der König empfing gestern die Vertreter der Turiner Ausstellungskommission und versprach, zu der auf den 29. April kommenden Jahres festgesetzten Eröffnung zu erscheinen.

— Der bekannte Erdbebenforscher Pater Alfani wird den berühmten schiefen Turm zu Pisa mit Präzisionsinstrumenten daraufhin untersuchen, ob die an ihm beobachteten Schwankungen auf das Läuten der Glocken oder auf den Wind zurückzuführen sind.

— Vorgestern wurde in Favignano ein gewisser Cutelli in Freiheit gesetzt, der ehemals einer der gefürchtesten Banditen war. Er versuchte im Jahre 1860 Garibaldi zu ermorden und sitzt seitdem im Gefängnis. Er hatte schon vor dem Mordversuch auf Garibaldi eine Anzahl Mordtaten auf dem Gewissen, jetzt, nach 50 jähriger Gefangenschaft, ist er ein hinfälliger Greis.

— Der bekannte Sportsmann Estevam Buongiovanni in Turin rechnete auf die sehr bedeutende Erbschaft seines Onkels Emilio Buongiovanni, der nur einen einzigen, schwindsüchtigen Sohn Carlos hatte. Vorgestern nun verheiratete sich dieser mit einer jungen, schönen Lehrerin, Maria Scarpone, was die Hoffnungen Estevams vernichtete. Um sich zu rächen, bestieg er heimlich denselben Zug, mit dem das junge Paar seine Hochzeitsreise antrat. Als der Zug durch einen Tunnel fuhr, zog er den Revolver und bedrohte die Neuvermählten mit dem Tode, die entsetzt das Notsignal gaben und dann, noch ehe der Zug hielt, zum Fenster hinaussprangen. Carlos wurde sterbend ins Hospital gebracht, seine junge Frau ist ebenfalls sehr schwer verwundet. Der Verbrecher entkam in der allgemeinen Verwirrung.

— In Rom wurde ein Lehrkurs für Beamte der Ministerien des Aeußern und des Unterrichts, des Auswanderungskommissariats und für an ländlichen Schulen angestellte Lehrer eröffnet, in welchem diese Beamten über die für das Auswanderungswesen wichtigen Tatsachen unterricht werden sollen.

— In dem Dorfe Elmas, Provinz Cagliari auf Sardinien, hatte im Jahre 1909 ein reicher Viehhändler namens Ernesto Delogu die 28 jährige Tochter Carlotta eines gewissen Santo Manca verführt und dann sitzen lassen. Als der Vater des Mädchens gestorben, aber noch nicht begraben war, lud sie den ungetreuen Liebhaber ein, sie zu besuchen, setzte ihm ein gutes Abendessen vor und zeigte sich höchst liebenswürdig ihm gegenüber, so daß er keinen Verdacht schöpfte. Sie hatte jedoch ein Schlafmittel unter die Speisen oder in den Wein getan, und Delogu verfiel in tiefen Schlaf. Als er das Bewußtsein gänzlich verloren hatte, legte ihn das Mädchen mit Hilfe ihrer Tante Agatha Elamu zu ihrem toten Vater in den Sarg und verschloß diesen wieder. Am nächsten Tage wurde das Begräbnis veranstaltet, nach welchem das Mädchen Selbstmord durch Ertränken beging, was man damals allgemein dem Schmerz über den Tod ihres Vaters zuschrieb. Delogus Verschwinden blieb unerklärlich. Jetzt kam das Verbrechen ganz zufällig ans Tageslicht, denn die den Sarg bedeckende Erdschicht war weggeschwemmt worden und eine Kuh hatte an der Stelle herumgewühlt und den Sarg mit den Hörnern geöffnet. Die mitschuldige Agatha legte dann schließlich ein offenes Geständnis ab.

— In Rom stahl ein eleganter Hochstapler in einem der ersten Hotels eine der Prinzessin Di Trabia gehörige kleine Truhe, die wertvolle Juwelen und ein wichtiges Testament enthielt.

— Der Deputierte J. Camera, der kürzlich aus Südamerika zurückkehrte, hatte eine Audienz beim König, in welcher er diesem genauen Bericht über die von ihm besuchten Länder Brasilien, Uruguay und Paraguay erstattete. Der König erhielt einen sehr vorteilhaften Eindruck von den über die italienischen Kolonien in diesen Ländern erhaltenen Nachrichten. Herr Camera gedenkt ein Buch zu schreiben, in dem er die wichtigen Fragen, die zwischen den südamerikanischen Ländern und Italien bestehen, von einem ganz andern Standpunkte aus behandeln will, als es bisher geschehen ist.

— Die Kommission, welche beauftragt war, festzustellen, um wieviel der schiefe Turm von Pisa sich gegen früher mehr geneigt hat, stellte fest, daß die Abweichung nur 5 Millimeter auf ein Meter beträgt.

— In Roccamandolfi, Provinz Campabasso, revoltierte die Bevölkerung wegen vorgekommener Chikanen bei der Einziehung der Steuern. Das Rathaus wurde gestürmt und die Möbel verbrannt. Das Militär stellte die Ordnung wieder her, löschte das Feuer und nahm viele Verhaftungen vor.

— Im Palaste der Gräfin Maria Fanzani zu Novara erschien vorgestern eine Frau, die einen Sonnenschirm und einen Kasten abgab mit der Angabe, die Schwägerin der Gräfin habe die Gegenstände gekauft. Als diese dann erschien, erklärte sie, sie habe überhaupt keinerlei Einkäufe gemacht. Der Kasten wurde geöffnet, und man fand ein schlafendes Kind darin. Die Gräfin vermutete sofort, daß es das Kind einer Modistin namens Dorothea Sandri sei, die mit dem jungen Grafen Eduardo Fanzani ein Verhältnis unterhielt. Später kam dieser dazu, erkannte sein Kind an, und bat seine Mutter flehentlich, ihre Erlaubnis zur Heirat mit dem Mädchen zu geben. Die Gräfin blieb unerbittlich, worauf sich der junge Mann in seinem Zimmer erschoß. Als die Gräfin das Unglück erfuhr, sagte sie, sie sähe ihren Sohn lieber tot als mit einer Modistin verheiratet.

— Das Terrain, auf dem die Weltausstellung in Turin im Bau ist, wurde zum Teil vom Po überschwemmt. Die Pavillons der Vereinigten Staaten, Siams und Serbiens stehen unter Wasser, der brasilianische ist bedroht. Aus dem ganzen Königreich kommen Klagen über Wasserschäden, eingestürzte Häuser, Brücken, Eisenbahnen, zerstörte Felder etc.

Frankreich.

— Der deutsche Kaiser schickte dem französischen Soldaten Lavalet, der bei dem Brande der deutschen Kaserne in Peking mehreren deutschen Soldaten das Leben rettete, zur Belohnung die Summe von 4000 Franken.

— In Paris starb der brasilianische Gesandtschaftsattaché Herr Luiz Pereira Soares.

— Der Kolonialminister erhielt ein Telegramm, nach welchem bei dem schon gemeldeten Ueberfall im Sultanat Wadai der Leutnant Moll, zwei weitere Offiziere und noch 5 Europäer fielen.

— Vorgestern hielt Herr Dr. Jean Charcot einen öffentlichen Vortrag über seine Südpolexpedition. Herr Pieard von der Akademie der Wissenschaften und Herr H. Poincarré vom Institut zählten die wichtigen Ergebnisse des Unternehmens auf, worauf Dr. Charcot selbst eine Beschreibung der Expedition und der überstandenen Gefahren gab. Der Versammlung wohnten mehrere Minister, der Expräsident Loubet und viele andere Spitzen der Gesellschaft und der Behörden bei. Auch der brasilianische Geschäftsträger war anwesend.

— Bei dem in Paris abgehaltenen Schachturnier um die Weltmeisterschaft fährt der Schachmeister Lasker fort, die größten Triumphe zu feiern.

— Genauere Nachrichten über den Ueberfall der Eingeborenen auf eine französische Kolonne in Wadai melden, daß der Kommandant der Kolonne, Oberstleutnant Moll, drei weitere Offiziere und 28 Mann fielen, ein Offizier, drei Sergeanten und 69 Mann verwundet wurden. Der Feind soll 600 Tote gehabt haben. Nach einer über England kommenden Nachricht sollen die Franzosen noch viel größere Verluste gehabt haben.

— Der Ministerpräsident Aristides Briand und der Minister der Oeffentlichen Arbeiten Puech studieren verschiedene

Projekte, nach denen Paris durch Ausbaggerung und Kanalisation der Seine zum Seehafen gemacht werden soll.

— Die Arbeiterschaft beschloß in einer Sonntag in Paris abgehaltenen Versammlung die Erklärung des Generalstreiks, bis die Regierung den zum Tode verurteilten Streiker Durand begnadigt.

— Der durch die Feuersbrunst im Marinearsenal von Brest verursachte Schaden wird auf 8 Millionen Franken geschätzt.

— Die Kammer ermächtigte die Regierung, fünf Millionen Francs zur Unterstützung der durch die Ueberschwemmung geschädigten Weinbergsbesitzer zu verwenden.

— Gestern kam in Toulon das Mitglied einer internationalen Gaunerbande Frondin an. Er wurde in Las Palmas verhaftet und an Frankreich ausgeliefert, da er dringend verdächtig ist, an dem auf dem brasilianischen Kriegsschiffe „Benjamin Constant" verübten Diebstahl beteiligt gewesen zu sein, der bekanntlich vorfiel, während das Schiff sich zur Vornahme von Ausbesserungsarbeiten in jenem Hafen aufhielt.

— Im Senat wurde die Regierung über die an der staatlichen Westbahn herrschende Unordnung interpelliert. Auf den Stationen verderben die Warensendungen, ebenso in Havre und Rouen, so daß die Schiffe gezwungen sind, in Antwerpen, Hamburg oder Bremen zu löschen.

Belgien.

— Die Königin der Belgier beginnt sich von ihrer schweren Krankheit langsam zu erholen.

Spanien.

— Gestern morgen wurde die Stadt Granada von heftigen, sich einigemal wiederholenden Erdstößen erschüttert, die unter der Bevölkerung eine unbeschreibliche Panik verursachten. Auch in der Sierra Nevada fanden Erdbeben statt.

— In Sevilla richtete ein Sturm, der von heftigen Regengüssen begleitet war, im Hafen sowie an Häusern, Feldern und Baumpflanzungen großen Schaden an. In Barcelona brach der Damm des Reservoirs auf dem Montserrat. Die Wassermassen stürzten ins Tal, Eisenbahnlinien, Wege u. s. w. wegreißend und die Pflanzungen vernichtend. Der Schaden ist unermeßlich.

Portugal.

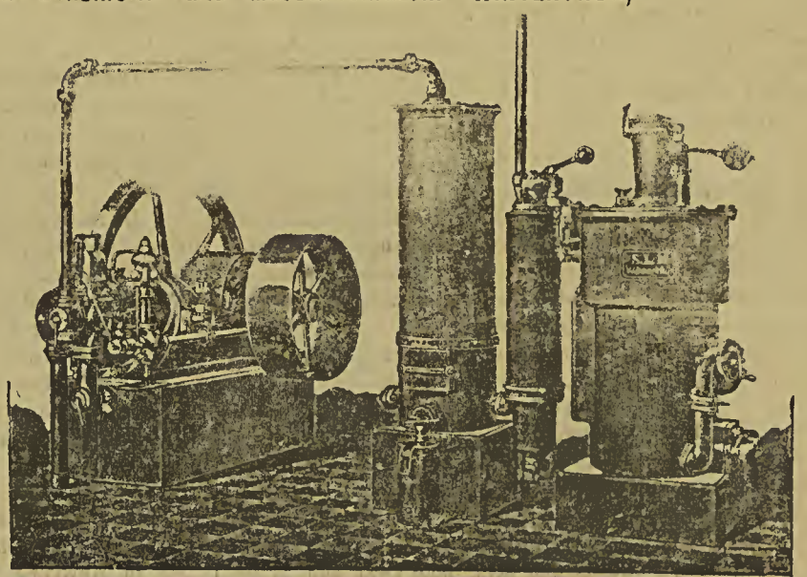
— Infolge des herrschenden Unwetters ist in Lissabon die

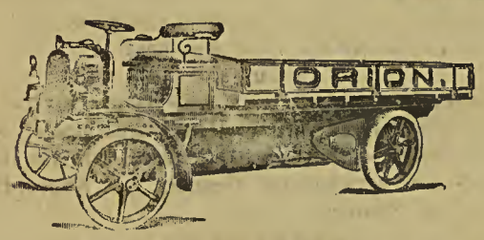
Sauggas-Motore Winterthur

der Schweizerischen Lokomotiv- und Maschinenfabrik WINTERTHUR,

solideste und vervollkommnetste Konstruktion,

daher denkbar **billigster** Consum.





Omnibus- und Last-Automobile „ORION"

sind die **sparsamsten, widerstandsfähigsten** und am **leichtesten** zu handhaben.

C. G. HAUBOLD JR., CHEMNITZ. Spezialität in Färberei-, Appretur- und Merzerisier-Maschinen. Eis- und Kälte-Maschinen.

BENNO SCHILDE, HERSFELD. Hordentrockenapparate.

Einzige Repräsentanten in Brasilien:

Müller & Co. Rua Primeiro de Março N. 100 **Rio de Janeiro**

telegraphische Verbindung mit den Provinzen abgeschnitten. Auch die Eisenbahnen sind an vielen Stellen zerstört. Auch im Norden des Landes steht es sehr schlimm. Der Douro erreichte bei Peso da Regoa eine Höhe von mehr als 15 Metern über normal. Es steht zu befürchten, daß die großen, sehr wertvollen Portweinlager fortgeschwemmt werden.

— Das Verfahren gegen den früheren Diktator João Franco, der wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt und wegen im Amte begangener Verbrechen angeklagt war, wurde von dem Appellationsgerichtshof in Lissabon eingestellt.

— Der brasilianische Dampfer „Mucuripe", der nach Para bestimmt war und bei Peniche strandete, gilt für verloren.

— An der Küste dauern die Stürme fort, man befürchtet, daß mehrere Schiffe untergegangen sind. Die Regierung schickte ein Schiff aus, um nach dem argentinischen Kriegsschiffe „Presidente Sarmiento" zu suchen, das auf der Höhe des Cap Carvoeiro gesehen worden sein soll.

— In Lisea ermordete ein Mann, der an der Treue seiner Frau, obwohl jedenfalls mit Unrecht, zweifelte, diese in der Stunde ihrer Niederkunft, wobei auch das Kind ums Leben kam. Das scheußliche Verbrechen erregte im ganzen Lande das größte Entsetzen.

— In Setubal rissen Matrosen und Leute aus dem Volke eine königliche Krone herunter, die auf einem öffentlichen Brunnen befestigt war. Sie banden ein Seil daran und zogen solange, bis die Krone plötzlich nachgab. Sie fiel auf einen Matrosen, der schwer verwundet wurde.

— Die Handelskammer in Porto soll beabsichtigen, der Munizipalkammer einen Teil des Börsenpalastes abzutreten, um der Stadt die Kosten eines neuen Rathauses zu ersparen.

— Das mit so großer Angst erwartete argentinische Kriegsschiff „Presidente Sarmiento" ist wohlbehalten eingetroffen.

England.

— Das bisher bekannte Resultat der Parlamentswahlen ist folgendes: Konservative (Unionisten) 161, Liberale 122, Arbeiterpartei 23, Anhänger Redmonds 34, Anhänger O'Briens 4.

— Das bisher bekannte Resultat der Parlamentswahlen ist folgendes: Konservative 189, Liberale 136, Anhänger Redmonds 45, Anhänger O'Briens 5, Arbeiterpartei 26.

— Auf der Höhe von Sherringham bei Norfolk stießen die Dampfer „Blackburns" und „Rook" zusammen. Es ist nicht bekannt, was aus der Mannschaft und den 34 Passagieren des Dampfers „Blackburns" geworden ist.

— Das bis jetzt bekannte Resultat der Parlamentswahlen ist: Konservative 226, Liberale 183, Arbeiterpartei 32, Anhänger Redmonds 56 und Anhänger O'Briens 6. Die liberale Mehrheit ist also so gut wie gesichert, und damit dürfte auch der Verfassungskampf entschieden sein, und zwar zum Nachteile des Oberhauses.

— Der „Financier" knüpft an die Meldung von der Gründung der brasilianisch-belgischen Bank (die in Antwerpen erfolgte und bei der auch deutsches Kapital stark beteiligt ist) die Bemerkung, daß England im Begriffe steht, seine vorherrschende Stellung auf den brasilianischen Märkten zu verlieren. Der „Financier" schiebt die Schuld daran auf die feindliche Haltung eines Teiles der englischen Presse, die durch ihre pessimistischen Bemerkungen über Brasilien erreiche, daß die englischen Kaufleute die brasilianischen Beziehungen zum Vorteil der Deutschen, Belgier und Nordamerikaner vernachlässigen.

— In Winnipeg (Kanada) erfolgte in der Grube „Alberta" eine heftige Explosion, bei der viele Menschen getötet oder verwundet wurden.

— In Kalkutta kam es zu großen Konflikten zwischen Hindus und Mahommedanern. Die beiden Stämme der Kabulis und der Maruaris bekämpfen sich in den Straßen, das Blut fließt in Strömen, Häuser werden geplündert und die größten Ausschreitungen begangen. Militär und Polizei machen von den Waffen Gebrauch, es ist ihnen aber nicht möglich, Ordnung zu schaffen. Die Regierung von Bengalen erklärte, sie werde sich in religiösen Zwist nicht einmischen. Die mahommedanischen Maruaris, die in der Minderzahl sind, beginnen die Stadt zu verlassen.

— Die englischen Finanzblätter ergehen sich in Betrachtungen über die Meutereien in Rio. „Financial News" sagt, daß trotz der Anstrengungen der Spekulanten die brasilianischen Werte nicht im Kurse sanken, was die Festigkeit des Kredites Brasiliens bestätige. „Financial Times" und „Financier" schreiben die Meuterei der buntscheckigen Zusammensetzung der Mannschaften zu, außerdem sei die Bezahlung zu schlecht, das Personal an Zahl unzureichend und der Dienst zu schwer. Vielleicht sei die Lage noch durch die Gegenwart der englischen Maschinisten an Bord der Panzerschiffe verschärft worden, da ihre finanzielle Lage die brasilianischen Mannschaften zu Vergleichen herausgefordert habe.

— Soviel bis jetzt berechnet werden kann, wird die liberale Regierung im Unterhause eine Mehrheit von 56 Stimmen haben. Die konservativen Blätter halten diese Mehrheit für zu gering, um eine vollständige Aenderung der Konstitution durchzusetzen und geben den Rat, die Sache einem „Referendum" (Volksabstimmung) zu übergeben oder noch einmal Neuwahlen vorzunehmen.

— Nach den letzten Resultaten haben die Konservativen 240 Parlamentssitze errungen, die Liberalen 197, die Anhänger Redmonds 57, die Arbeiterpartei 36, die Anhänger O'Briens 6 Mandate.

Russland.

— Der Finanzminister teilte der Finanzkommission der Reichsduma mit, daß im laufenden Jahre die Ausgaben 200 Millionen Rubel mehr betrugen als im vorigen Jahr, weshalb die Einführung einer Besteuerung des Einkommens ratsam sei.

Vereinigte Staaten.

— In Newyork kam die telegraphische Meldung an, daß bolivianische Truppen eine peruanische Grenzgarnison angriffen. Auf beiden Seiten gab es Tote und Verwundete. Peru schickte starke Truppenabteilungen nach der bedrohten Grenze. (Merkwürdig, daß die Telegramme über Unruhen etc. in Südamerika immer über Newyork kommen.)

— Die nordamerikanische Regierung schickte den Kreuzer „Tacoma" nach dem Hafen Cortez in Honduras, um dort die Interessen Nordamerikas zu verteidigen, welche bedroht erscheinen, weil in diesem Lande eine Revolution bevorsteht.

— Die in den Vereinigten Staaten einschließlich Alaska, Portorico und Hawai-Inseln abgehaltene Volkszählung ergab 93.400.000 Einwohner.

— In Newyork wurden gestern mehrere Individuen wegen Herstellung und Verbreitung falschen Geldes zu je 15 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. — Und bei uns?

Cuba.

— In Havanna ereignete sich auf offener Straße ein Revolverduell zwischen zwei Kongreßmitgliedern. Der Abgeordnete Maleon erhielt einen sofort tötlichen Schuß ins Herz, sein ebenfalls schwer verwundeter Gegner, der Abgeordnete Figuera, liegt im Sterben.

Argentinien.

— Die einige Zeit lang unterbrochenen diplomatischen Beziehungen zwischen Argentinien und Bolivien sollen durch einen Vertrag wieder neu angeknüpft werden, der am 12. dieses Monats von General Pando als Vertreter Boliviens und dem argentinischen Minister des Aeußern unterzeichnet werden wird.

— „La Nacion" tadelt die Regierung, weil diese 800 Offiziersaspiranten in das Heer einstellte, was dem Lande ungeheure und unnötige Ausgaben verursache.

— Die Eisenbahnausstellung wurde Sonntag von 17.000 Personen besucht.

— Wie man aus Mendoza telegraphiert, ereignete sich im Departement Lujan ein Zusammenstoß zweier Automobile, wobei der bekannte Weinbergsbesitzer Bixio tot blieb und mehrere andere Personen verletzt wurden.

— Das Dekret der chilenischen Regierung über die Einfuhr argentinischen Viehes verlangt außer dem von den argentinischen Behörden ausgestellten Gesundheitspaß auch noch das Visum der chilenischen Konsuln.

— In Buenos Aires starb der argentinische Staatsmann Dr. José Antonio Terry. Er war mehreremale Deputierter und Senator. In der letzten Präsidentschaftsperiode war er Finanzminister und hätte am 17. dieses Monats nach Santiago abreisen sollen, um als außerordentlicher Botschafter an den zur Feier des Amtsantritts des neugewählten Präsidenten von Chile, Ramon de Barros Lucca, teilzunehmen. Dr. Terry war in Bagé von argentinischen Eltern geboren.

— Die Regierung wird eine Verordnung über die Küstenschiffahrt erlassen, nach welcher diese künftig nur von argentinischen Kapitänen ausgeübt werden darf.

— Da seitens der Angestellten der Santa Fé-Bahn immer noch ein Streik droht, obgleich die erst entlassenen Lokomotivführer wieder angestellt wurden, beschloß die Direktion der Bahnlinie, mit den Angestellten in Unterhandlung zu treten, um den Streik zu vermeiden. Es soll dem Personal ein teil seiner Forderungen bewilligt werden.

— In Cordoba wurden mehrere Personen verhaftet, weil sie Proklamationen angeschlagen hatten, in denen zur Erhebung gegen den Präsidenten Saenz Pena aufgefordert wird.

— Die Deputiertenkammer erledigte den Voranschlag für 1911. Einnahmen und Ausgaben halten sich mit 318 Millionen Pesos das Gleichgewicht. — Die Deputiertenkammer ermächtigte die Regierung zur Ausgabe von Staatspapieren im Betrage von 100 Millionen Pesos. — Die Kammer beschloß ferner, die Einfuhrzölle auf aus Brasilien und Paraguay stammenden Kaffee und Tabak herabzusetzen.

— Der Flieger Cattaneo wird morgen zum zweiten Male den Flug über die Mündung des La Plata zwischen Buenos Aires und Colonia in Uruguay versuchen.

China.

— Der Kaiser soll beabsichtigen, nach dem chinesischen Neujahrsfest ein konstitutionelles Ministerium zu ernennen. (Das heißt, ein Ministerium, das die Einführung der konstitutionellen Regierungsform im Reiche der Mitte einleiten soll.)

— Die Brauereien der Hauptstadt Santiago produzierten im Laufe des Jahres bereits 600.000 Hektoliter Bier.

— Da die Deputiertenkammer vorgestern eine von dem Abgeordneten Ibanez eingebrachte Resolution annahm, die besagt, die Kammer werde es gern sehen, wenn die Regierung die Vieheinfuhr über Uspallata verböte, — was einem Verbot der Einfuhr argentinischen Viehes gleichkäme — reichte das Ministerium seine Entlassung ein, die jedoch vom Präsidenten nicht angenommen wurde. Später nahm das Ministerium sein Entlassungsgesuch wieder zurück, da die Kammer eine Resolution des Deputierten Irarazaval annahm, in welcher erklärt wurde, die Resolution Ibanez habe keinerlei politische Bedeutung und das Ministerium genieße nach wie vor das vollste Vertrauen der Kammer.

Bolivien.

— Die in La Paz erscheinenden Zeitungen erklären die Vorfälle an der peruanischen Grenze als das Resultat eines Mißverständnisses. Die Lage sei verschlimmert worden durch die Schwierigkeit, in jene abgelegenen Gegenden Befehle gelangen zu lassen. Der Minister des Aeußern besuchte den peruanischen Gesandten und drückte sein Bedauern über die Grenzverletzung aus.

— Man sagt in La Paz, die peruanische Regierung werde 2 Bataillone nach Manuripe schicken. Die Peruaner griffen unter dem Obersten Baldiveso das bolivianische Fort Abarca an, wurden aber mit Verlust zurückgeschlagen.

Peru.

— Wegen der bereits kurz gemeldeten Grenzverletzung in Guayabal seitens bolivianischer Truppen herrscht in Lima ungeheure Aufregung. Die Kammer hielt eine geheime Sitzung ab, an der der Minister des Aeußern teilnahm. Beim Verlassen des Kongreßgebäudes wurde er von der Volksmenge ausgepfiffen. Das Volk wollte die bolivianische Gesandtschaft stürmen, woran es nur mit der größten Mühe verhindert wurde. Die Lage ist sehr ernst, ein Bruch mit Bolivien scheint unvermeidlich. Die Regierung beauftragte ihren Vertreter in La Paz, von der bolivianischen Regierung Genugtuung zu verlangen.

— Das gegen den Minister des Aeußern, Militon Porras, wegen seiner Haltung der bolivianischen Herausforderung gegenüber eingebrachte Mißtrauensvotum wurde mit 55 gegen 23 Stimmen angenommen. Das Ministerium soll beabsichtigen, beim Präsidenten der Republik, Dr. Augusto B. Leiguia, seine Kollektivdemission einzureichen. Von Lima gingen Truppen nach Sienani an der bolivianischen Grenze ab.

— Das Ministerium reichte dem Präsidenten Leiguia seine Gesamtdemission ein. Einige von den bisherigen Ministern werden wohl in das neuzubildende Kabinett eintreten.

— Das peruanische Fort Manuripe verteidigte sich tapfer gegen den Angriff der Bolivianer, 3 Offiziere fielen; was von der Besatzung nicht tot oder verwundet war, wurde gefangen genommen.

Uruguay.

— Die Aufregung im Lande wächst, da wieder eine Revolution bevorzustehen scheint. An den Grenzen finden ständig Truppenbewegungen statt. Die Regierung sucht den Ernst der Lage zu verbergen. Der Polizeichef von Cerro Largo telegraphierte an die Regierung, man befürchte jeden Augenblick einen Angriff auf die Stadt durch die Söhne Aparicio Saraivas. Ueber Buenos Aires kommt die Nachricht, daß viele Familien Uruguay verlassen, um in Argentinien oder Brasilien Schutz zu suchen.

Vermischte Nachrichten.

Roosevelts Doppelgänger. Herr Roosevelt hat einen Doppelgänger in Italien. An der Piazza Pitti zu Florenz wohnt ein bescheidener Einrahmer und Vergolder, der durch ein verräterisches Doppelspiel der Natur ein genaues Duplikat der äußeren Hülle des amerikanischen Expräsidenten darstellt. Die Fama von diesem Doppelgänger ist dem Manne zustatten gekommen, und sein Geschäft, das die Tätigkeit des Präsidenten symbolisch wiederspiegelt, ist zur Blüte gelangt. Kürzlich nun stellten sich in seinem Laden zwei Damen ein, die nach eingehender Vergleichung, die nur auf authentischer Kenntnis beruhen konnte, das Homonym der Natur bestätigten. Es war niemand anders als Frau Roosevelt und ihre Schwester, die nach Italien gekommen waren, um den Präsidenten abzuholen. Der andere Roosevelt aber wußte, was er seiner Aehnlichkeit schuldig war. Als die Damen in ihr Hotel zurückkehrten, fanden sie ein Etui mit zwei vergoldeten Rahmen vor: das eine enthielt den wirklichen, das andere den falschen Präsidenten — aber sie waren nicht zu unterscheiden!

Der Erdfloh — ein Automobilfeind. Obwohl der Landmann das Automobil bekanntermaßen nicht liebt, ja es gar oft in gesetzlicher und auch ungesetzlicher Weise bekämpft, erweist es ihm doch auch in mancher Beziehung Nutzen, wenn man der nachfolgenden Erzählung Glauben schenken kann. Danach hätten rheinische Landwirte die Beobachtung gemacht, daß der Erdfloh, ein grimmiger Feind der Zuckerrübe, des Rapses, des Kohls, der Grünzeuge und der verwandten Pflan-

zen, seine übermäßigen Verheerungen in der Umgebung solcher Landstraßen, wo viele Automobile verkehren und wo der durch diese aufgewirbelte Staub auf die Pflanzen fällt und deren Blätter und Stengel mit einer feinen Schicht überdeckt, nicht anzurichten vermag. Man hat daraufhin Versuche angestellt, besonders in der Umgebung von Köln, und zwar in der Weise, daß man auf den Landstraßen gesammeltes Staub auf die Felder schaffte und die Pflanzen damit bestreute. Das Resultat war überall ein gleiches. Die bestaubten Gewächse wurden vom Floh verschont, die übrigen aber verheert. Gestützt auf diese Konstatierung sind bereits die nach Köln führenden Landstraßen links und rechts, soweit der aufgewirbelte Staub fliegt, mit Gewächsen, die gegen den Floh geschützt werden sollen, bepflanzt. Das auch in dieser Gegend oft gelästerte Automobil ist nun ein gerne gesehener Hilfsgenosse des Landwirtes;; je mehr Staub es aufwirbelt, desto größer ist sein Ansehen.

Ins Deutsche übersetzt von Arnold Höllriegel.

Die Geheimzeitung des Zaren. Der lange Aufenthalt Kaiser Nikolaus II. auf deutschem Boden macht die Frage aktuell, wie der Selbstherrseher aller Reußen über Angelegenheiten, die nicht zum Immediat-Vortrag gelangen, namentlich dann informiert wird, wenn er nicht in Petersburg oder auf einem seiner in der Nähe der Hauptstadt gelegenen Schlösser weilt. Bekanntlich lassen sich fast alle Monarchen Europas von besonders dazu bestimmten Bureaus Hefte mit eingeklebten Zeitungsausschnitten vorlegen, die der Tagespresse und anderen Publikationen entnommen sind, von denen die redigierenden Beamten annehmen können, daß sie an höchster Stelle Interesse finden. Weniger bekannt ist, daß in Berlin eine besondere Zeitung, gewöhnlich „Das Fürstenblatt" genannt, erscheint, das zwar auch anderen Personen, die das ausserordentlich teure Abonnement zahlen wollen, zugänglich ist, aber unter Weglassung jedweder Art von Annoncen und Leit- und Feuilletonartikel den Lesern die wichtigsten Tagesnachrichten weit eher bringt, als es die an eine bestimmte Stunde des Erscheinens gebundenen Tagesblätter tun können. Anders erfährt die Ereignisse der Zar, für dessen ausschließlichen Gebrauch eine Zeitung geschrieben wird, die allerdings nicht täglich, sondern in zwei- bis dreiwöchigen Zwischenräumen herauskommt, dafür aber auch gleich einen Umfang von mehreren hundert Seiten hat. Chefredakteur ist kein Geringerer als der jeweilige Minister des Innern, der aus den vom Komitee der Auslandzensur vorgelegten Nachrichten der ausländischen und inländischen Geheimagenten das in den Text Aufzunehmende auswählt. Durch diese subjektive Brille des Komitees nimmt der Kaiser Einsicht in den Kampf, den seine Beamten gegen die im Ausland befindlichen Mitglieder der Revolutionspartei, in das Tun und Treiben anderer vornehmer und angesehener Russen in den europäischen Großstädten, gelegentlich auch in den Inhalt ihrer Privatkorrespondenz und in das, was die zahlreichen Geheimdruckereien innerhalb und außerhalb Rußlands verbreiten. Das mit Bemerkungen des Kaisers versehene Manuskript geht sodann an den Minister zurück, der es, nachdem Auszüge über das vom Zaren Gelesene gemacht sind, dem Geheimarchiv einverleibt. Trotz der erdenklichsten Sehutzmaßregeln sind auf diesem Wege schon mehrmals einzelne Nummern verschwunden und zur Kenntnis von Kreisen gekommen, vor denen sie am sorgfältigsten geheim gehalten werden sollten. Sehr bemerkenswert ist die Aufmerksamkeit, die das Komitee der Privatkorrespondenz hervorragender Schriftsteller wie Gorki, des verstorbenen Tschechow, Leonid Andrejews, Tolstois und anderer widmet, von deren Briefen nicht selten in der Geheimzeitung Abschriften zu finden sind.

Der Heurige. Aus Süddeutschland wird geschrieben: Aus allen Weingauen kommen Klagen über die schlechten Ergebnisse der Weinlese. Die vielgeplagten Winzer sind bitter enttäuscht. Im Frühjahr hofften sie auf besonders gute und reiche Ernte, auf einen „Kometenwein", wie anno 1811, aber der naßkalte Sommer und die dadurch geförderten Krankheiten der Reben haben die Hoffnungen zunichte gemacht. Nicht nur, daß die Quantität kläglich ist, auch die Qualität (von wenigen, besonders günstigen Lagen abgesehen) gibt Winzern und Zechern Grund zum Verdruß. Nur mit „saurer Miene" spricht man vom 1910er! Bange Befürchtungen werden laut, daß auf ihn Trojans Charakteristik des Naumburgers zutreffen wird:

Wenn du ihn schlürfst in dich hinein,
Ist dir's, als ob ein Stachelschwein
Dir kröche durch deine Kehle,
Das deinen Magen als Höhle
Erkor, darin zu hausen,
Angst ergreift dich und Grausen.

Oder daß er gar werde wie der berüchtigte Bomster:

. . . Fällt ein Tropfen davon auf den Tisch,
So fährt er mit lautem Gezisch
Gleich hindurch durch die Platte.
Eisen zerstört er wie Wette,
Durch Stahl geht er wie durch Butter,
Er ist aller Sauerkeit Mutter.

Wie andere sauere Jahrgänge wird jedenfalls auch der 1910er einen Spottnamen bekommen. Der sauere 1860er wurde zum Andenken an den vorangegangenen Krieg in Italien „Garibaldi", der giftig-saure 1871er „Turkos", der womöglich noch saurere 1879er mit Bezug auf den türkischen Krieg „Schipka" getauft. Der schlechte 1887er erhielt im Hinblick auf die damalige elsässische Affaire den Spottnamen „Schnäbele",; den 1894er taufte man wegen des japanisch-chinesischen Krieges „Weihaiwei", den 1896er „Li-Hung-Tschang" weil er, ganz wie der chinesische Staatsmann, viel versprach und wenig hielt.

Gedichte

von Theophilo Braga, Präsident der Republik Portugal.

I.

Der Ruf der Bruderliebe.

Römer, Osker, Umbrer stritten
Hart in langen, langen Jahren.
Blutig und verderblich grollte
Mord und Brand, und alle litten,
Zu entscheiden, zu erfahren,
Wer in Latium herrschen sollte.
Um zu enden solches Grauen,
Von der Liebe hingetrieben,
Gehn zur Stätte dieser Schlachten
Mutig die Sabinerfrauen
Und versöhnen ihre Lieben,
Die nach Bruderblute trachten.
Ewig streiten, ringen grimme
Menschheitskämpfer, um zu bahnen
Unsrer Zukunft neue Wege.
Horch! Da tönt die klare Stimme,
Läßt uns Bruderliebe ahnen
In dem Lärm des Siegs, der Schläge.
Wessen reine Stimme klingt
In der Schlachten Kampfgewühle,
In das Herz entzweiten Brüdern?
Wie den Frauen einst, gelingt
Bahn zu brechen dem Gefühle,
Dichter, euch und euren Liedern.